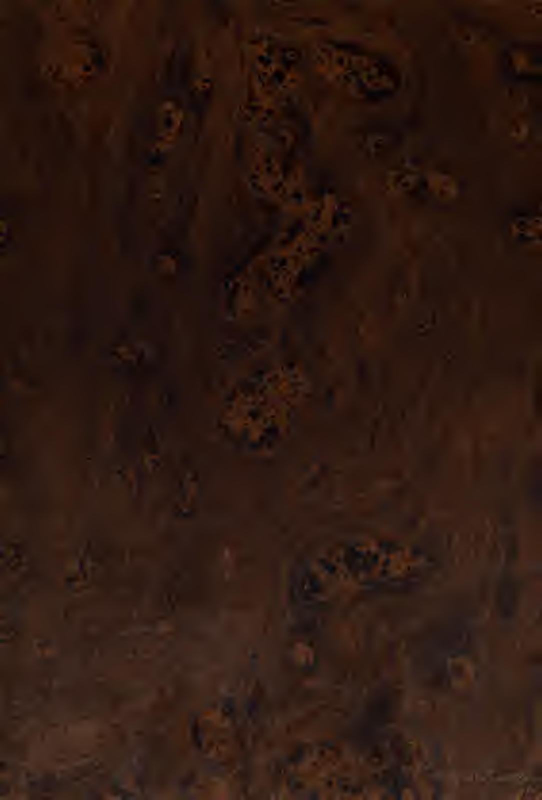



DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.



Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Siebenzehnter Band.

Reise durch das südliche Frankreich.

Erster Theil.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1834.

Reise

von

Paris

durch

das südliche Frankreich

bis

Chamouny.

Erster Theil.

Einleitung

zur zweiten Auflage. Im Jahre 1824.

Beinahe acht Jahre sind verflossen, seit ich diese Beschreibung meiner Reise durch das südliche Frankreich dem Publikum zum ersten Male vorlegte, das mit nachsichtsvoller Theilnahme sie aufnahm; beinahe zwanzig, seit ich jenes schöne, von der Natur überreich gesegnete Land verließ, und die in diesem, verhältnißmäßig kurzen Zeitraume sich zusammendrängenden großen Begebenheiten haben gewiß auch dort manche bedeutende Veränderung herbeigeführt. Diese Veränderungen können indessen gerade auf die Hauptgegenstände meiner Beobachtung nur wenig Einfluß gehabt haben; denn das verworrene leidenschaftliche Treiben des Menschen vermag es nie, die Natur aus ihrem ewigen Gleise zu bringen. Die Rebe grünt, die Rose duftet in glühender Farbenpracht, der steile Fels hebt das zackige Haupt stolz zu den Sternen empor im Kriege wie im Frieden. Das auf Erden vergoßne

Blut trübt den blauen Himmel nicht, er wölbt sich in ungestörter Klarheit über ein Schlachtfeld voll Leichen, wie über ein Thal voll glücklicher arbeitsfroher Menschen. Die Werke der ewigen Kunst, die großen Ueberbleibsel einer mächtigern Vorzeit blieben ebenfalls von aller Verwirrung unangefochten, und trotz den Stürmen, die an ihm vorübertobten, steht das maison quarré noch in Nismes da, wie es vor tausend Jahren stand.

Auch mit den Bewohnern des Landes wird es nicht anders seyn; das Gemüth des Menschen ist zwar ein leicht bewegliches, doch nicht so der, durch Nationalität und lange Gewöhnung bedingte Charakter eines ganzen Volkes. Aeußerlichkeiten können beide eine Weile unterdrücken, doch werden sie immer schnell wieder hervorbrechen, sobald eine ruhigere Zeit eintritt. Uud überdies eignet unter allen Bewohnern von Europa sich gerade der Franzose am wenigsten dazu, fremde Sitten und Meinungen anzunehmen, wozu er freilich in der letzten Zeit Gelegenheit genug gehabt hätte. Ihm ist Frankreich noch immer das Universum und Paris die Hauptstadt der Welt. Vom Gipfel seiner Vortrefflichkeit blickt er mitleidig auf uns

übrigen Barbaren herab; findet er bei uns etwas lobenswerth, so erklärt er es für beinah so gut, als sey es französischen Ursprungs, und glaubt ein großes Wort damit ausgesprochen zu haben.

In den französischen Städten mag sich indessen jetzt freilich, besonders im geselligen Leben, manche Abweichung von dem ehemals Gebräuchlichen spüren lassen, welche die veränderte Zeit herbeiführte; doch mehr in Paris selbst, als in den größern Städten der Provinz, in welchen der Handelsgeist dominirt. Die Hauptstadt von Frankreich war von jeher dem Chamäleon zu vergleichen, das im ewigen Wechsel die Farbe verändert; aber die Urform bleibt dennoch immer dieselbe, wie eben bei jenem Thiere auch, wenn gleich der Theil desselben jetzt weiß erscheint, der noch vor wenigen Augenblicken blau war.

Zur Zeit unseres Aufenthaltes in Paris blendeten die, größtentheils aus tiefer Dunkelheit plötzlich zu Reichthum und Ansehen gelangten Emporkömmlinge die Augen der Welt, und die glänzende Einrichtung ihrer Häuser wie ihrer Feste wurde in Zeitschriften und Reisebeschreibungen mit oft ermüdender Kleinlichkeit der deutschen Lesewelt auf

das allerdeutlichste auseinandergesetzt. Ich mochte daher, als diese Blätter zuerst erschienen, auf jenem nur zu sehr betretnen Felde mich nicht ebenfalls antreffen lassen. Doch jetzt hat sich die Scene geändert, der französische Adel trat wieder in seine althergebrachten Rechte, und jene sogenannten nouveaux riches sanken größtentheils in ihr ursprüngliches Dunkel zurück, sammt ihrem eitlen Prunken mit schnell und mühelos erworbenen Reichthümern, zu dem man so leicht sich verleiten läßt, wenn man nicht durch Gewöhnung von Jugend auf es lernte, die goldne Last würdig zu tragen. Ihre Zeit ist beinahe schon der Vergessenheit übergeben, und doch war sie in ihrer Art zu merkwürdig, um dieser ganz anheim fallen zu dürfen. Mein während jener Reise geführtes Tagebuch liegt noch vor mir, Erinnerung lebt noch frisch und lebendig in meinem Geiste, und so versuche ich denn jetzt, was ich früher nicht unternehmen mochte, indem ich, wenn gleich nur mit leichten crayonartigen Zügen ein skizzenhaftes Bild von Paris entwerfe, wie es mir damals erschien.

Paris.

Noch nie hatte uns etwas seltsamer überrascht als die Einfahrt von Paris, doch wahrlich nicht durch ihre Pracht. Auf einer sehr schlecht gehaltnen Kunststraße fuhren wir von dem, sechs Posten von Paris entfernten Städtchen Peronne, wo wir die Nacht zugebracht hatten, an mehreren, aus lauter armseligen Lehmhütten bestehenden Dörfern vorbei. Keine prächtigen Villas, von weitläuftigen Gartenanlagen umgeben, keine hübschen Landhäuser, in welchen der arbeitsmüde Städter Erholung sucht, verkündeten uns hier, wie Meilen weit vor London und Amsterdam, die Nähe der großen Hauptstadt. Auch kam uns hier weder das bunte Gewühl von Reisenden entgegen, noch weiterhin die Menge der schönen Equipagen und eleganten Reiter, welche rings um jene Städte das in diesen wogende rege Leben schon von ferne bemerkbar machten. Wir begegneten nur einigen

schwer beladenen Frachtwagen, vielen schlecht gekleideten und noch schlechter beschuheten Fußgängern, die mühsam gegen die kothige Straße ankämpften, hauptsächlich aber mehreren großen Heerden Ochsen, welche der Hauptstadt zugetrieben wurden, und deren mitunter sehr beschwerliche Begleitung uns lebhaft an die Klagen erinnerte, welche Boileau schon vor mehr als hundert Jahren bei einer ähnlichen Gelegenheit über sie laut werden ließ.

Immer erwartend, daß es anders und besser kommen werde, sahen wir uns mit einem Mal in einer von unansehnlichen Häusern eingefaßten Straße, wie jede Landstadt in Deutschland sie aufweisen kann. Ohne allen Aufenthalt fuhren wir an einem Schlagbaume vorüber, den wir eben deshalb kaum bemerkten, und nun öffnete sich uns ein Labyrinth von krummen und geraden, breiten und schmalen Gassen und Gäßchen, von denen eine immer schmutziger aussah als die andre. Das währte so wohl eine halbe Stunde lang. Verwundert sahen wir im Wagen einander an. Sind wir denn wirklich in Paris? fragten wir uns, ist dieses la Capitale du monde?

Doch jetzt bog der Wagen um eine Ecke, und wir befanden uns mitten auf den Boulevards. Die artigen Häuser, zum Theil mit Gärtchen davor, die vielen Buden, die Zelte, die von schönen Bäumen eingefaßten Alleen, das lustige Gewimmel der Spazierengehenden und Fahrenden; alles zeigte sich um so lebendiger, als es schönes Wetter und obendrein Sonntag war, und es freute uns, mitten in die Pariser Volkslust uns versetzt zu finden. Doch die von unserer Reisegesellschaft, welche Paris vor der Revolution gekannt hatten, wollten auch hier, auf diesem allgemeinen Tummelplatze des Vergnügens, einen großen Abstand gegen ehemals gewahr werden; sie behaupteten, nur noch den Schatten von dem zu sehen, was er gewesen sey, und vermißten vor allem die prächtigen Equipagen, die sonst in langen Reihen hier zu glänzen pflegten. Wahr ist es, wir begegneten fast keinen andern Fuhrwerken als Kabrioletten und Fiakern; letztere sahen aber ziemlich elegant aus, besser und reinlicher sogar als die in London, was ehemals in Paris nicht der Fall gewesen seyn soll.

In dem großen eleganten Hotel, in welchem

wir bald darauf abstiegen, vermißten wir mehr als je die Komforts von Altengland und dessen nie genug zu preisenden Gasthöfe. Das palastartige Gebäude, in welchem wir unsre Wohnung aufschlugen, war ehemals die der Ducs de Grammont gewesen, und die ganze Einrichtung desselben erinnerte uns täglich daran, daß weder der Erbauer, noch die ehemaligen Besitzer desselben sich die Möglichkeit gedacht hatten, es könne zu seiner jetzigen Bestimmung herabgewürdigt werden. Die Duchesse selbst hatte die Reihe von Zimmern ehemals bewohnt, die wir jetzt einnahmen. Sie waren hoch und geräumig, die Fenster derselben gingen auf einen artigen kleinen Hausgarten hinaus; denn wegen des ewigen Geräusches in den Straßen pflegt man in Paris gern die vordere Seite der Häuser zu meiden. Unsere Wände waren von oben bis unten mit seidnen Tapeten, mit Vergoldungen und großen Spiegeln bedeckt, von denen aber keiner so angebracht war, daß man beim Ankleiden sich bequem seiner bedienen konnte. Alles Geräthe in den Zimmern war so kostbar, daß die Wirthin uns gern gebeten hätte, es gar nicht zu gebrauchen. Ueberall standen Uhren,

Vasen, Bronzen und Kandelabers uns im Wege, lauter um einen Spottpreis erkauftes Raubgut, während der Revolution aus den Häusern der Reichen und Vornehmen entwendet; und dabei vermißten wir dennoch fast alles, was man zum *eigentlichen* Bequemseyn bedarf. Von allen Seiten verstatteten Thüren und Fenster der Luft freien Durchzug, das Kaminfeuer, von ziemlich nassem Holze, vermochte nicht, diese hohen Räume zu erwärmen, und die mit keinem Teppich versehenen gebohnten Parketts erinnerten uns eben so sehr durch *ihre* Kälte, als durch ihre Glätte an die Freuden der Eisbahn auf der Hamburger Binnen = Alster.

Auch fanden wir es unbequem, daß wir genöthigt waren, sowohl Frühstück als Mittagsessen außerhalb dem Hause, in Kaffeehäusern und Restaurationen, entweder selbst zu suchen, oder es holen zu lassen. Doch diese Einrichtung mußte sich der Fremde von jeher in Paris gefallen lassen, und viele Einwohner dieser Stadt, besonders unverheirathete Männer, ergriffen sie aus freier Wahl; denn der wahre Pariser befindet sich nun einmal überall besser und lieber als zu Hause.

Der weltberühmte Straßenkoth, durch den diese Stadt seit ihrer ersten Entstehung sich auszeichnete, erlaubte uns nicht, sie, besonders im Winter, zu Fuße zu durchstreifen. Wir mietheten sogleich einen sehr anständig aussehenden Wagen, den wir monatsweise, ziemlich theuer, bezahlten, der aber auch dafür von früh neun Uhr bis Mitternacht stets angespannt vor unsrer Thüre stand, eine einzige Mittagsstunde ausgenommen. Es war eine sogenannte Carosse de Remise, welche alle Vorrechte einer eignen Equipage besitzt, und deren es hier zum Dienste der Fremden viele hundert gibt. Sie dürfen überall vorfahren, wo die Fiaker sich in bescheidener Entfernung halten müssen, zum Beispiel an den großen Eingängen der Theater und in das Innere der Höfe großer Häuser, die hier alle mit Thorfahrten versehen sind.

Diesen Wagen benutzten wir fleißig, um in den Straßen von Paris herumzufahren, und auch das Aeußere dieser merkwürdigen Stadt kennen zu lernen. Unsere Ansicht derselben konnte indessen in dieser Hinsicht nur unvollkommen bleiben, wie jede, die man nicht anders als fahrend einer Stadt abgewinnen kann, indessen müssen

auch gerade im Aeußern die größten Veränderungen in Paris seitdem vorgegangen seyn. Der neue Kaiser ließ schon während der Zeit unsres dortigen Aufenthaltes an der Verschönerung seiner *guten* Stadt überall auf das eifrigste arbeiten; unendlich Vieles, das damals begonnen wurde, ist seitdem vollendet, und gewiß steht auch manches ausgeführt da, von dem wir nur, als von einem noch weit entfernten Plane, reden hörten. Dennoch liegt, bei dem großen Umfange der Stadt, eine schnelle, gänzliche Umwandlung derselben, *außerhalb* dem Gebiete der Möglichkeit; und gewiß bleibt sie noch lange, was sie damals lange schon war: eine der häßlichsten und schönsten zugleich, die man sich denken kann. Immer werden in ihr schöne breite Straßen, große, von Palästen umgebne Plätze an enge, winklige und dennoch lebensvolle Gassen grenzen, in welchen der Fremde zwischen dem Gewühle rasselnder Wagen und eilig laufender Fußgänger nur mit Zagen sich durchzuwinden vermag, während das Getöse der ewig rollenden Räder, das Schreien der ihre Waaren ausrufenden Verkäufer, das Lachen und Fluchen und Toben des Volkes alle seine

Sinne betäubt. Hier gibt es keine breiten Fußwege an den Seiten der Straßen wie in London, die vor dem Ueberfahrenwerden schützen könnten, während das über allen Begriff schlüpfrige Steinpflaster jeden Schritt unsicher macht. Die ächten Pariser empfinden indessen wenig von dieser Unbequemlichkeit. Mit der Sicherheit eines Seiltänzers werfen sie sich zwischen die Wagen und winden durch alle Gefahren sich muthig hindurch. Selbst wohlgekleidete Frauen und Mädchen laufen behende über ungangbar scheinende Stellen hin, und selten verräth der Saum des Kleides, der feine weiße Strumpf, der nette Schuh, welche Wege sie zu überwinden gehabt haben.

Dennoch würden sicherlich viele hundert, vielleicht Tausende von Menschen alljährlich in Paris unter den Hufen der Rosse den Tod finden, was auch nach **Merciers Tableau de Paris** vor der Revolution der Fall gewesen seyn soll, wenn nicht die allgegenwärtige Polizei ihren mächtigen Arm über die Fußgänger schützend ausbreitete. Wir selbst wurden einmal von einem ihrer Beamteten höflich gebeten, auszusteigen und in einem Laden in der Straße St. Honorée einzutreten, bis ein

andrer Wagen für uns herbeigeschafft werden könne, während ein Paar seiner Kameraden unsern Kutscher beim Kragen faßten, weil er, beim Biegen um die Ecke, mit einem der Räder einen alten Mann berührt hatte, ohne ihm jedoch den mindesten Schaden zuzufügen. Der Kutscher ward auf der Stelle nach dem Gefängnisse von Bicetre abgeführt, wo er vierzehn Tage bleiben mußte, und um den Herrn desselben ebenfalls zu strafen, wurden die Pferde auf einen Monat auf die Weide geschickt, ohne arbeiten zu dürfen. Dieses Gesetz ward überall auf das strengste und ohne Ansehen der Person in Ausübung gebracht, wie man uns versicherte.

Die Häuser in Paris sind fast alle vier bis fünf Stockwerke hoch, viele noch höher, und daß sie die breite und nicht, wie meistens in London und Amsterdam, die Giebelseite der Straße zuwenden, gibt ihnen im Durchschnitt ein Ansehen von bedeutender Größe. Doch trifft man mitten in langen Reihen palastähnlicher Gebäude auch oft auf kleine elende Baracken, die einen traurigen Abstich mit jenen bilden. Die größtentheils nicht breiten Straßen im Innern der Stadt erhalten

durch die gewaltige Höhe der Häuser etwas Düsteres, kellerartiges, dennoch gewähren sie einen imposanten Anblick, besonders Abends, wo man die Fenster oft bis hoch unter das Dach erleuchtet sieht, während das, noch weit nach Mitternacht in den Straßen fortdauernde Getöse gleich Meereswogen zu ihnen dumpf emporbraust.

Wer niemals das immer rege Leben einer wirlich großen Stadt gesehen hat, kann sich unmöglich einen Begriff davon machen; in London schien es uns minder gewaltig, weil es über einen weit größern Raum sich verbreitet; denn dort bewohnt fast jede Familie ein kleines Haus für sich allein, wodurch die Stadt an Umfang bedeutend gewinnt. Paris besteht aber aus drei bis vier über einander aufgethürmten Städten, deren weit mobilere Bewohner sich alle unten, in einem verhältnißmäßig kleinen Raum herumdrängen müssen.

Solch ein großes Haus in Paris umschließt eine kleine Welt; denn nur wenige, auf fürstlichem Fuße lebende Familien bewohnen ein ganzes Hotel für sich allein. Das nämliche Dach bedeckt oft den ausschweifendsten Luxus neben der drückendsten Armuth. Eine ganze Familie kämpft

im fünften Stocke gegen Hunger und Kälte mühsam an, während drei Treppen tiefer ein lucullisches Gastmahl gefeiert wird, und der fröhliche Klang der Geigen und Flöten, bei welchem, im ersten Stocke, der Namenstag einer schönen Frau mit einem glänzenden Balle gefeiert wird, dringt oft im zweiten bis an das Schmerzenslager eines mühsam und widerwillig vom Leben sich Abwendenden, und mischt sich mit furchtbarer Ironie unter das laute Weinen seiner um ihn versammleten trostlosen Kinder. Man wird geboren, man lebt, man stirbt, man freut sich oder man verzweifelt; Niemand im Hause, außer denen, die es zunächst berührt, erfährt etwas davon; und ich war kleinstädtisch genug, hierin etwas trostlos-unheimliches zu finden.

Die fast dem ganzen geplünderten Europa geraubten Kunstschätze waren, zur Zeit unsres Aufenthaltes in Paris, dort auf einem Punkte versammelt. Doch über diese hier etwas sagen zu wollen, wäre eben so überflüssig als anmaßend. Sie gewährten uns den reinsten, bleibendsten Genuß; und wenn gleich mühsam verhaltner Zorn in unsre Freude sich mischte, so konnten

wir es doch nicht unterlassen, unsern Glücksstern zu preisen, der hier uns gewährte, wonach wir von Jugend auf die höchste Sehnsucht fühlten, und was wir dennoch auf anderem Wege schwerlich errungen hätten. Wir mußten sogar die Liberalität lobend anerkennen, mit welcher hier dem Fremden es vergönnt ward, ohne Zwang, ohne Kosten, fern von jeder drückenden Beschränkung der Zeit, sich des Anblicks von Kunstwerken zu erfreuen, zu denen ihm früher, vielleicht im eigenen Vaterlande, wo sie die Zierde seines eignen Wohnortes ausmachten, der Zugang auf mancherlei Weise erschwert worden war. Wir brauchten nur unsere Fremdencharte vorzuzeigen; und zu allen der Kunst geweihten Gallerien und Sälen wurden die Thüren uns geöffnet, während dem eigentlichen Pariser der Zugang zu denselben nur an einzelnen dazu bestimmten Tagen erlaubt ward. Dieser aber behandelte dafür auch das ihm geöffnete Heiligthum wie eine gewöhnliche Promenade, die man besucht, um viele Leute zu sehen, und von vielen Leuten gesehen zu werden. Das Gedränge war an solchen öffentlichen Tagen unerträglich, das laute nichtssagende Geschwätz war

es nicht minder; und nachdem wir einmal an einem solchen in das Museum des Louvre gerathen waren, so hüteten wir uns gar sehr davor, zum zweiten Mal ein solches Versehen zu begehen.

Ich habe schon früher erwähnt, daß die Zeit unsres Aufenthaltes in Paris, in die der sogenannten nouveaux riches fiel. Rings umher sahen wir uns von Leuten umgeben, die, geblendet von dem hellsten Sonnenschein des Glückes, der urplötzlich über sie sich ergossen hatte, nicht wußten, wie ihnen eigentlich geschehen sey. Sie wunderten sich über sich selbst und suchten daher auch die Bewunderung Anderer zu erregen. Der Luxus, den sie in Hinsicht auf Wohnung, Tisch und Kleidung trieben, war bis zum Unglaublichen gestiegen; leider aber ging über diesen jeder feinere Lebensgenuß verloren, jener zarte Tact der Geselligkeit, jene angenehme Urbanität der Sitten, durch die sich früher der ächte Pariser ausgezeichnet hatte. Auch in der wahren Gastfreiheit blieben sie weit hinter dem gebildeten Norden zurück, obgleich die ersten Häuser in Paris, entweder an wöchentlich dazu bestimmten Tagen ihre Dinées gaben, oder zu solchen einluden, sobald eine ge-

wisse Anzahl an sie adressirter Fremder sich gesammelt hatte, was oft genug geschah. Die Freude führte bei solchen Festen nur selten den Vorsitz, oft aber die tödtendste Langeweile.

Man pflegte zwischen sechs und sieben Uhr sich zu versammeln, um dann sogleich mit etwa dreißig Herren und Damen, die einander wenig oder gar nicht kannten, an die Tafel zu eilen, welche mit silbernem und vergoldetem Tafelgeschirr, mit Krystall, Porzellan und einer Unzahl auf silbernen Wärmbecken gestellten kleinen Schüsseln beladen war.

Nie hatten wir solche Esser gesehen, wie die bei solchen Gelegenheiten mit eingeladenen Pariser Gäste, selbst die Frauen nicht ausgenommen; denn die Zeit ist längst nicht mehr, in der es zum guten Tone gehörte, zu thun, als lebe man von der Luft. Ihre Virtuosität im Essen grenzte wirklich an das Unmögliche; und die Bedienten, welche jeder Gast mit sich bringen mußte, und die hinter dem Stuhl ihrer Herrschaft stehen blieben, um jeden Befehl derselben auf das schnellste zu erfüllen, hatten vollauf zu thun. Wehe dem unglücklichen Fremdling, der bei solchen Gelegen-

heiten zu schüchtern war, um seine Wünsche laut werden zu lassen, oder dessen kurzes Gesicht ihn verhinderte, die Tafel gehörig zu überschauen, um das seinem Geschmack Anpassende für sich auszuwählen. Er stand in Gefahr, mitten im Ueberflusse darben zu müssen; denn außer der Suppe und dem Rindfleisch wurde nichts herumgereicht, alles Uebrige mußte man fordern. Auch waren rings um die Tafel Brillen und Lorgnetten in ewiger Activität, und die nachdenklichen, kunstverständigen Blicke, mit denen alles betrachtet und *gewürdigt* ward, lockte manches heimliche Lächeln uns ab. Daß es bei so ernstlicher Beschäftigung weder zu einem allgemeinen, noch sonst einigermaßen lebhaften Gespräch kommen konnte, versteht sich von selbst; zuweilen flüsterte man aus Höflichkeit seinem Nachbar ein paar Worte zu, doch immer ohne dabei den Hauptzweck der Zusammenkunft aus den Augen zu lassen. Die Franzosen essen schnell, in anderthalb Stunden war alles abgethan; und als brenne das Haus uns über dem Kopfe, eilte nun jedermann seinem Wagen zu, um entweder in einem der vielen Theater ein paar Stunden auszuruhen, oder bis gegen

eilf Uhr von einem Hause zum andern zu fahren und Visiten von zehn Minuten zu machen. Alle Welt klagte über diese Visiten, an denen Niemand Freude hatte, weder die, so sie empfingen, noch die, welche sie gaben; doch Niemand durfte dieser harten Pflichtübung sich entziehen, der nicht Lust hatte, als gesellig todt, der Vergessenheit übergeben zu werden.

Das so sehr verspätete Mittagsessen hat in Paris, wie beinahe in allen großen Städten, die Soupees verdrängt, die sonst gerade hier der Triumph heitrer verfeinerter Geselligkeit waren; man erinnert sich ihrer nur noch wie einer Sage der Vorzeit. An die Stelle jener fröhlichen, aus einem kleinen erwählten Kreise bestehenden Zusammenkünfte, waren jetzt sogenannte Soirees getreten, zu denen man von zehn Uhr an bis Mitternacht sich einstellen konnte; denn die Zeit des Kommens, Gehens und Dableibens war durchaus unbeschränkt; und wer sonst Lust dazu hatte, der konnte füglich drei bis vier derselben im Laufe eines Abends besuchen. In sehr brillanten Häusern fanden sie wöchentlich an dazu festgesetzten Tagen statt, an welchen die ein für allemal gelad-

nen Gäste sich einfinden konnten, so oft sie es wollten. In vielen andern Häusern wurde man jedes einzelne Mal förmlich eingeladen, und zwar immer im Namen der Frau vom Hause, nie von dem Herrn desselben. Die Freuden einer solchen Soiree waren indessen eben so mäßig als die Kosten, die, außer der immer sehr glänzenden Beleuchtung, bei solchen Gelegenheiten aufgewendet wurden; und wer nur Raum genug hatte, ein paar hundert Personen bei sich zu sehen, der konnte auf keine wohlfeilere Weise zu dem Ruhm gelangen, ein vornehmes glänzendes Haus zu machen und, wie man es damals in Paris nannte, im genre zu seyn.

Schon die zu den Zimmern führende große Treppe war an solchen Tagen festlich erleuchtet, und zuweilen blühte und duftete ein ganzes Treibhaus exotischer Pflanzen ihr zur Seite. Das Vorzimmer war angefüllt von den Bedienten sämmtlicher anwesenden Gäste, die hier spielten, oder sonst auf ihre Weise ebenfalls Assemblee hielten, ohne um die eintretenden Herren und Damen sich weiter zu bekümmern. Der mit seiner Herrschaft ankommende Bediente nannte deren Namen einem

Bedienten des Hauses, dieser riß beide Flügelthüren auf, rief überlaut den eben vernommenen Namen in den Salon hinein, wobei die fremden Namen gewöhnlich auf eine höchst lächerliche Weise verstümmelt wurden; man trat hinein, die Flügelthüre schloß sich wieder, und nun stand man, vom blendendsten Lichte umflossen, vor einem wahrhaft furchtbaren Areopag von Damen. Im höchsten Putze hinter einander sitzend, bildeten sie einen oft dreifachen Kreis rings um den Saal und hatten und erwarteten hier keinen andern Genuß, als den, mit kritischem Auge und unerbittlicher Strenge ihre gegenseitigen Anzüge zu mustern. Die Dame des Hauses ließ sich gewöhnlich nahe am Eingange finden und war auch wohl so freundlich, den Ankommenden irgend ein Plätzchen anzuweisen. Wer seine Nachbarinnen kannte, der suchte mit ihnen ein leises Gespräch anzuknüpfen, wer zwischen Unbekannte gerathen war, der behauptete ein kaltes vornehmes Schweigen, wenn nicht zuweilen die Frau vom Hause sich die Mühe gab, die Damen einander gegenseitig vorzustellen. Die Herren drückten in den Ecken sich herum, vertheilten sich in den Neben=

zimmern, oder redeten zuweilen eine Dame von ihrer Bekanntschaft an, wenn sie bis zu ihr gelangen konnten.

In den Nebenzimmern waren Bouillot-Tische aufgestellt, wer aber zum Spielen Lust hatte, mußte seine Parthie sich selbst bilden, was denn nicht immer ohne Schwierigkeit war, obgleich es der Wirthin ihre Rolle sehr erleichterte. Dieses Spiel, über welches hauptsächlich der Zufall waltet, war damals das einzig beliebte in Paris, und ich erinnere mich kaum, ein andres gesehen zu haben. Der eigens dazu geformte Leuchter, auf welchem jeder ein neues Spiel Antretende einen bestimmten Geldbeitrag legen mußte, war immer der gewinnende Theil; und man sagte es vielen Frauen nach, daß sie mit dem Ertrag desselben einen Theil ihrer Toilette, oder wenigstens die Kosten ihrer Soirees bestritten.

Wenn es in diesen Abendgesellschaften recht groß und herrlich zugehen sollte, so war irgend ein durchreisender Virtuos, eine berühmte Sängerin oder Harfenspielerin durch Geld und gute Worte bewogen worden, sich mitten in jenem großen Kreise hören zu lassen, der denn gebührend

allemal in Entzücken gerieth. Zuweilen ließen sich auch wohl in einem der Nebenzimmer ein Paar Violinen und ein kreischendes Flageolet vernehmen, das in Paris beim Tanze nie fehlen darf. Doch diese gaben nie das Signal zu allgemeiner Lust. Man drängte sich zwar herbei, man stieg sogar auf die Stühle, um besser zu sehen, doch außer den schon vorher zum französischen Contretanz bestimmten vier Paaren, bezeigte Niemand Lust, thätigen Antheil an dem Tanzen zu nehmen. Den Tänzern blieb, mitten im dichtgedrängten Kreise der Zuschauer, nur ein sehr beschränkter Raum, um ihre Kunstfertigkeit, wie auf einem Theater, zu zeigen. Die, welche es wagen mochten, sich auf diese Weise zur Schau zu stellen, mußten ihrer Kunst sehr gewiß seyn und sich schon Wochen lang vorher darauf vorbereitet haben; denn sie standen vor einem strengen Publikum, das, ungeachtet des einmal eingeführten lauten Applaudirens, auch nicht den kleinsten Fehler unbemerkt durchschlüpfen ließ. Wehe der Tänzerin, die man nicht jung und schön genug fand, deren Fuß das einmal angenommene Maß vielleicht um eine Linie überschritt, oder die voll-

ends ihre Schuhe nicht bei dem berühmtesten Meister der edlen Schuhmacherkunst gekauft hatte! Nicht nur jeder Schritt, nicht nur die ganze Gestalt, auch jeder Theil ihres Anzuges mußte der schärfsten Kritik ohne Furcht sich unterwerfen können. Die Tänzerin, deren Anzug schon in der letztvergangenen Woche Mode gewesen war, und die, welche sich nicht vollkommen dazu eignete, in ihrer Kunst mit den Operntänzerinnen wetteifern zu können, begingen gleich große, unverzeihliche Verbrechen. Wochenlang wurde in ihrem Zirkel von den horreurs gesprochen, die sie sich hatten zu Schulden kommen lassen, und vielleicht waren diese nach Jahr und Tag noch nicht ganz vergessen.

Nicht immer wird bei diesen Soirees getanzt oder Musik gemacht, sondern nur heimlich gegähnt; immer aber wurde nach Mitternacht dünner Thee hereingebracht, nebst etwas Backwerk, Bonbons, Obst und dergleichen. Auch Orangenblüthwasser, Orgeade und Syrop capillaire mit Wasser verdünnt, wurden herumgegeben. Etwa eine Stunde später endeten die Freuden eines solchen Abends durch das Wegfahren der Gäste, wenn nicht neue

späte Ankömmlinge sie noch um ein paar Stunden verlängerten.

Die ganze lange Reihe von Zimmern, welche eine solche gastfreie Familie bewohnte, und die man in Frankreich mit dem technischen Ausdruck Appartement bezeichnet, war bei solchen Gelegenheiten geöffnet und mit hunderten von Wachskerzen und Lampen auf das glänzendste erleuchtet. Ueberall schimmerten Spiegel von der Decke bis zum Fußboden reichend, schmückten Seide und reiche Vergoldung die Wände, glänzten Girandolen von Krystall, kostbare Bronzen, Vasen von Marmor und Porzellan in allen Ecken; das ganze Ameublement vereinte fürstliche Pracht mit geschmackvoller Anordnung. Doch das die Reihe der Zimmer beschließende Schlafgemach der Frau vom Hause zeichnete sich immer vor allen durch die ausgesuchteste Eleganz aus. Es stand ebenfalls aller Welt offen, und diente gewöhnlich auch an nicht für die Gesellschaft bestimmten Tagen zum Wohnzimmer der Dame, in welchem sie ihre Visiten annahm.

Die Schlafzimmer der eleganten Pariserinnen sind indessen schon zu oft beschrieben worden, als

daß wir ihrer hier noch besonders erwähnen dürften. Die zu weit getriebne, oft an das Feenhafte grenzende Eleganz derselben mußte für ihre Bewohnerinnen doch auch manches Unbequeme mit sich führen; und oft schien es uns, als trügen sie ihre Bestimmung nur zum Schein, besonders nach einer solchen Soiree, wo es eben so unangenehm als für die Gesundheit nachtheilig seyn mußte, in der von der Ausdünstung so vieler Lichter und Menschen verdorbnen Luft, wirklich die Nacht zuzubringen.

Die Kleidung der Damen, welche diese Soirees gaben und besuchten, war fast noch luxuriöser als die Einrichtung ihrer Wohnungen. Perlen und Diamanten, mit denen sie oft wie übersät erschienen, kostbare türkische Shawls, mit denen sie einen ewigen Wechsel trieben, waren dabei das am wenigsten Kostspielige; denn diese Dinge behielten doch immer den ihnen eigenthümlichen Werth. Ihre größte Verschwendung bestand in tausend fast namenlosen Kleinigkeiten, in Dingen, die kaum zu entstehen schienen, um auf das eiligste wieder zu vergehen; z. B. in Spitzenschleiern aus Brüssel für 100 und mehr Louisd'or,

in künstlicher Stickerei der Leibwäsche, bei welcher der feinste Batist aus Brabant durchgängig die Stelle der sonst üblichen Leinwand vertreten mußte. Keine Dame von gutem Ton trug in Gesellschaft das nämliche Kleid zweimal, ohne es wenigstens bis zum Unkenntlichen verändern zu lassen, keine mochte das schöne Haupt einem Haarkünstler anvertrauen, der nicht im eignen Cabriolet angefahren kam und sich wenigstens zwölf Francs für jede einzelne Frisur bezahlen ließ, und viele bedurften seiner zweimal des Tages. Die Dame, welche sich einen ganzen Tag über mit einem einzigen Paar neuer seidner Schuhe behalf, wurde schon für sehr ökonomisch gehalten, jede aber führte, wenn sie ausfuhr, um Visiten zu machen, ein ganzes Magazin weiß-glacirter Handschuhe in ihrem Wagen mit sich, um die eine Stunde getragnen mit neuen vertauschen zu können.

So ging das bis ins Unendliche fort; der Gemahl einer solchen Frau bekümmerte sich wenig darum, auf welche Weise Madame es anfangen möge, um einen so unerhörten Aufwand zu bestreiten. Die große Welt stand in Paris zwar nie im Rufe strenger Sittlichkeit, doch suchte sie

ehemals wenigstens den Schleier des Anstandes über ihre Verirrungen zu werfen; die für vornehm gelten wollenden Frauen und Männer dieser Zeit aber glaubten diesen Zweck am sichersten zu erreichen, wenn sie mit Verhältnissen prahlten, die man sonst den Augen der Welt sorgfältig zu entziehen suchte.

Es wäre eine zu unangenehme Aufgabe, Belege hievon umständlich anzuführen; ich erlaube mir nur zu sagen, daß selbst angesehene Damen sich nicht scheuten, irgend ein kostbares Stück ihres Anzuges öffentlich für ein erhaltenes Geschenk zu erklären. Die reichen Russen, deren sich damals viele in Paris aufhielten, spielten eine sehr glänzende Rolle in der Damenwelt, und manche Frau gab bei ihrem Manne den theuren Shawl oder Schleier, den sie eben selbst gekauft hatte, für einen Beweis der Aufmerksamkeit eines solchen nordischen Hausfreundes aus, um nur keine Vorwürfe über ihre Verschwendung hören zu müssen.

So lebten die Reichen in Paris, welche damals ausschließend den Ton angaben. Andre, die es jenen an Pracht nicht gleich thun konnten, führten eine Art von Wirthshausleben. Zum

Frühstück oder Mittagsessen luden sie ihre Gäste zu irgend einem berühmten Restaurateur ein und Abends besuchten sie die Theater, oder andre dem öffentlichen Vergnügen geweihte Orte, wo es an Musik, Tanz und großer Gesellschaft nie fehlte, und deren es unter allerlei wohlklingenden Namen in Paris unzählige gab.

Viele tausend Familien führten ohne Zweifel, selbst damals noch, ein weit genußreicheres Leben in Paris, in einem kleinen Kreise erwählter Freunde, aus welchem jener feine gebildetere Ton, jene heitere altfranzösische Geselligkeit noch nicht entflohen war, die früher in Frankreich vorgeherrscht hatte. Doch der Zutritt zu diesen Häusern wurde dem Fremden nur in seltnen Fällen erlaubt, und wer nicht das Glück hatte, durch ganz besondre Verbindungen mit ihnen in Berührung zu kommen, dem blieb nichts übrig, als in dem unruhigen Treiben der sogenannten großen Welt sich mit herumdrehen zu lassen, in die es, mit Hülfe einiger Empfehlungsbriefe, sehr leicht war eingeführt zu werden, oder seine Abende in einem der vielen Theater zuzubringen, was unstreitig einen

weit höheren Genuß gewährte, als jene ungesellige Geselligkeit.

Das Pariser Theater darf ich hier nur ganz im Allgemeinen erwähnen, weil über dasselbe schon so unendlich viel geschrieben ist und noch täglich geschrieben wird. Sechszehn bis achtzehn Schauspielhäuser standen in jener Zeit dem Schaulustigen an jedem Abend offen, jedes von diesen hatte sein eignes Publikum, seine eignen Theaterdichter wie seine eignen Schauspieler, und dem Fremden ward unter ihnen oft die Wahl schwer, weil so *vieles*, in seiner Art Gutes, sogar Vortreffliches, von so vielen Seiten ihn lockte.

In dem Theater der Nation riß Talma durch sein großartiges Spiel unwiderstehlich hin, er stand damals in der vollsten herrlichsten Blüthe seiner Kunst. Auch die Duchenois, vor nicht gar langer Zeit vom Küchenheerd auf die Bühne gestiegen, legte einen sehr anschaulichen Beweis davon ab, daß es dem wahren Talent immer gelingen muß, über Vorurtheile zu siegen, welche nur auf Aeußerlichkeiten sich gründen. Schon damals waren die Züge ihres Gesichtes von einer fast unerlaubten, an das Widerwärtige grenzenden Häß-

lichkeit; aber ihr tief empfundnes Spiel, verbunden mit einer hohen imposanten Gestalt und einem schönen vollen Organ, entzückte dennoch ganz Paris bis zur rauschendsten Bewunderung. Mit ihr wetteiferte die in jugendlicher Schönheit prangende Georges. Jede dieser beiden Schauspielerinnen hatte damals ihre eigne mächtige Partei im Publikum, die auf das eifrigste für den Ruhm ihrer Königin stritt. Blut wurde in diesem Kriege nicht vergossen, wohl aber viel Tinte, wovon man jeden Morgen den Beweis in den öffentlichen Blättern fand, wenn am Abende vorher eine von den beiden Damen auf der Bühne erschienen war. Die leicht beweglichen Pariser nehmen an diesem Streite so lebhaften Antheil, als hinge das Wohl des ganzen Landes davon ab. Im Lustspiele trug auf dem nämlichen Theater die damals junge reizende Mars die Palme davon. Mehrere mit Recht berühmte Künstler und Künstlerinnen standen würdig ihr zur Seite, und erhoben die höhere Komödie fast bis zum Gipfel der Vollkommenheit.

In der großen französischen Oper konnte der Gesang ein Ohr nicht entzücken, welches des die-

ser Nation eignen Vortrags noch ungewohnt war; dagegen läßt sich nichts der blendenden Feenpracht der damaligen Ballete vergleichen, nichts der Grazie, Schönheit und Gewandtheit ihrer ersten Tänzer und Tänzerinnen, die wirklich über den Fußboden hinzuschweben schienen. Doch alles dieses ward noch von dem mächtigen Eindruck übertroffen, den das Orchester hervorbrachte, wenn plötzlich, wie mit einem einzigen Bogenstriche, die Ouvertüre begann, und gleich einem mächtigen Strome durch den weiten schönen Raum dahinwogte.

Das Theater Feydeau war der komischen Oper geweiht, deren neueste Erzeugnisse aber in jener Zeit einen etwas larmoyanten Charakter angenommen hatten. Gretry, Mehul, Cherubini feierten hier ihren Triumph. Ellevious schöne Gestalt, sein durchdachtes Spiel, sein angenehmer Gesang im Vereine mit Martins Nachtigallenkehle, versetzten jedes Mal die Zuschauer in einen Taumel von Entzücken, so daß oft die Säulen des schönen großen Gebäudes von dem lauten Ausbruch der Freude zu wanken schienen.

Im Theater Louvois wurden nur Lustspiele

gegeben, meistens solche, die durch den Mangel der drei Einheiten sich nicht dazu eigneten, auf dem großen Nationaltheater gespielt zu werden.

Hier war Picard auch als Schauspieler in Charakterrollen der Held des Tages, in Deutschland als Verfasser mehrerer größerer und kleinerer Lustspiele, besonders aber der französischen Kleinstädter, rühmlich bekannt.

Das Vaudeville ergötzte auf eine Weise, die keine andere Nation außer der französischen sich jemals wird aneignen können, und von der es fast unmöglich ist, dem, der es nie sah, einen Begriff zu geben. Jede große oder kleine Begebenheit des Tages wird aufgefaßt, und gleichsam al fresco, mit kecken aber kenntlichen Zügen hingestellt. Die nur von ein paar Geigen begleiteten Melodien der Liederchen, welche das Ganze beleben, sind Volksgesänge, man könnte sie auch wohl Gassenhauer nennen, die jeder Franzose auswendig weiß. Damals war eben in irgend einem Winkel ein altes langes Stück Tapete aufgefunden, und im Louvre zur Erbauung des Volkes öffentlich ausgestellt worden, auf welchem die Gemahlin Wilhelms des Eroberers den Sieg ihres

Gemahls, nebst dessen Landung in England, mit eigner Hand gestickt hatte. Nichts kann abenteuerlicher erdacht werden als die unzähligen wunderlichen Figuren, durch welche die gute Königin Mathilde getrachtet hatte, die Heldenthaten ihres Gemahls zu verewigen, indessen lief doch ganz Paris hin, um Morgens ihr Werk im Louvre bewundernd anzustaunen, und Abends sie selbst mit ihren Damen, im Vaudeville-Theater an dieser Stickerei arbeiten zu sehen. Eine artige Liebesgeschichte war geschickt genug in das Stück eingeflochten, und die wunderschöne Madame Belmont spielte die Rolle der Königin Mathilde. Diese ist dieselbe Schauspielerin, für welche früher die dem Vaudeville ebenfalls angehörende Rolle der Fanchon geschrieben worden war. Ganz Paris war im Enthusiasmus über die Königin Mathilde, das Stück mußte sechzig bis siebzig Mal wiederholt werden, im Schlußchor hieß es mit Bezug auf Wilhelms Landung:

> ce fut il-y-a sept cent trente ans
> nous pourrions bien en voir autant.

Alles sang mit, vom Parterre bis ins Paradies, wenn diese Worte vorkamen; die guten Leute gin-

gen begeistert nach Hause und waren für den Augenblick fest überzeugt, nächstens zu erfahren, daß unter der Leitung eines zweiten Eroberers die platten Böte, an denen damals eifrig gezimmert wurde, das stolze Albion zum zweiten Male erobert hätten.

Aller übrigen kleinen Theater in Paris hier erwähnen zu wollen, würde zu ermüdend seyn. Manche davon haben wir gar nicht besucht, doch alle hatten Gedeihen und ihr stehendes Publikum. In einem derselben trieb mit unnachahmlicher Laune und Grazie der berühmte Brunet seine lustigen Possen, und mußte für seine eignen herrlichen Einfälle, die er nie zu unterdrücken vermochte, so oft auf der Hauptwache büßen, daß er sich dort zuletzt ein kleines Zimmer zum Nachtquartier bequem einrichten ließ.

In dem sehr großen Schauspielhause an der porte St. Martin, das eigentlich für die große Oper erbaut worden war, wurden die sinnlosen Melodramen mit vielem Aufwande gegeben, die jetzt leider auch auf unsern Bühnen Eingang und Bewunderer gefunden haben. Wir sahen dort die hundert und sechste Vorstellung einer Pantomime,

Damoiseau et Bergerette genannt. Das sehr große Haus war übervoll von Zuschauern, die sich herbeigedrängt hatten, um Franconis Pferde, deren zwanzig an der Zahl hier Gastrollen geben, einen hohen Berg ganz vernünftig herunter traben und unten eine Quadrille tanzen zu sehen. Uebrigens aber stellte Franconi auch in dem Garten der Kapuziner, das ganze Jahr hindurch, die fast unglaublichen Reiterkünste seiner Truppe zur Schau, von der wir in Deutschland zuweilen Zöglinge sehen.

So gab es, nach dem Urtheile der ewig schaulustigen Pariser überall ein Spectacle superbe, nur die italienische Opera buffa konnte bei ihnen nicht Eingang finden. Sie spielte meist vor leeren Bänken, die nur von einigen amateurs vom Handwerk und den eben anwesenden musikliebenden Fremden spärlich besetzt waren.

Alle diese verschiednen Theater waren, nach dem Maß der Anforderungen, die man im Einzelnen an sie machen durfte, ziemlich bequem und sogar elegant eingerichtet und decorirt. Das Nationaltheater, die große Oper, das Theatre Feydeau zeichneten durch edle einfache Pracht und

großen Styl der Architektur sich aus. Nur die Dunkelheit, welche in dem für die Zuschauer bestimmten Theile dieser Häuser durchgängig herrschte, fiel uns, besonders Anfangs, um so unangenehmer auf, als wir noch an die blendende Helle der Londoner Theater gewöhnt waren. Hier gab es keine Wandleuchter wie dort, keine Spiegel, die den Glanz des Lichtes verdoppelt zurückwarfen. Selbst die größern Theater erhellte nur ein einziger Kreis von Lampen, bei deren Scheine man kaum die in den Logen sitzenden Zuschauer erkennen konnte. Deshalb besuchten die Damen das Theater auch nur im Negligé, außer wenn in der Oper oder im Theater der Nation ein neues Stück zum ersten Mal gegeben wurde, wo sie dann, von Juwelen strahlend, sich zeigten. Wir vermißten ungern den Anblick der schönen geschmückten Frauen, die in London ein Schauspiel im Schauspiele gewähren, das an und für sich reizend genug ist, um Manchen für eine langweilige Darstellung auf der Bühne zu entschädigen.

Bei weitem besser als die Beleuchtung gefiel uns im Theater das friedliche Betragen, die einem Deutschen vielleicht übertrieben erscheinende Höf-

lichkeit der Zuschauer, selbst aus den geringeren Ständen. Nie wurden Zänkereien und Schimpfworte unter ihnen laut, wie sie in London so häufig vorzukommen pflegen, obgleich das Parterre seinen Unwillen nicht minder ungestüm äußert als das Londoner Publikum, sobald es Ursache zu haben glaubt, mit den Schauspielern oder dem Schauspiele selbst unzufrieden zu seyn. Dem Beispiele des Parterres, in welchem die eigentlichen dramatischen Richter Sitz und Stimme haben, folgten die Zuschauer in den höheren und höchsten Regionen gewöhnlich nach. Der Lärm war oft furchtbar und wirklich betäubend; davon wurden wir selbst Zeuge, als ein neues Trauerspiel, Agamemnon betitelt, unbarmherzig ausgepfiffen ward, obgleich Talma und die Duchenois die Hauptrollen in demselben spielten. Doch dieses Toben galt nur dem Allgemeinen und hatte auf die zuvorkommende Höflichkeit der Zuschauer gegen einander keinen Einfluß.

Eben so wenig als im Theater haben wir in den Straßen von Paris Schlägereien oder heftiges Zanken bemerkt, das in London so leicht in förmliche Faustkämpfe ausartet. Die der französischen

Nation eigne Mäßigkeit im Trinken mag vieles zu diesen ihren friedlichen Gesinnungen beitragen; denn ein recht gründlich Betrunkener ist in Paris eine große Seltenheit und uns wenigstens dort nie vorgekommen. Entstand irgend wo einmal ein kleiner Zwist, so ward er doch immer schnell wieder ausgeglichen, oft durch irgend einen lustigen Einfall, der die Streitenden lachend auseinander trieb.

Auch der Ton der Freiheit und Gleichheit, den die Revolution eingeführt hatte, war schon damals verschwunden und vergessen. Alle Frauen und Mädchen hießen wieder Madame und Mademoiselle; von der vornehmsten Dame an bis zu der Ravaudeuse, die vor dem Hause jener, in einer ächten Diogenestonne sitzend, sich davon nährt, die zerrissenen Maschen aller Strümpfe in ihrem Quartier, augenblicklich auf das künstlichste wieder zu ergänzen. Der Commissionair, der überall bereit steht, für ein paar Sous halb Paris zu durchlaufen, wurde ebensowohl Monsieur genannt, als der reiche Herr, der, im eignen Kabriolette fahrend, jenen armen Teufel vom Kopfe bis zu den Füßen bespritzte. Nur ein einziges Mal

begegnete es mir mit Citoyenne und Du angeredet zu werden; es war in der Vorstadt St. Antoine, wo wir ausgestiegen waren, um den Bastilleplatz zu betrachten, der jetzt zu einem Holzhofe benutzt ward. Ein auffallend großes Weib, von männlichem, sehr widerwärtigem Ansehen kam auf mich zu, packte mit starker Faust mich am Arm und beeiferte sich, mir die Stelle zu zeigen, wo einst die Thürme der Bastille gestanden hatten. Ihre Rede sowohl als ihre Gestalt erinnerten mich sehr lebhaft an vergangne Greuelscenen, bei denen sie wahrscheinlich keine müßige Zuschauerin abgegeben haben mochte; doch ich befand mich hier auf dem eigentlichen Grund und Boden, von dem einst alle jene Schrecken ausgingen, und ein Wunder war es nicht, daß der Nachhall derselben noch nicht gänzlich im Gemüthe der Einwohner dieses Quartiers verklungen war.

Ehe ich diese Skizze beende, muß ich noch der Vergnügungen erwähnen, die in Paris den Morgen ausfüllen. Dieser ist dort sehr lang, obgleich die Sonne schon der Mittagslinie sich nähert, ehe es in der eleganten Welt Tag wird. Gesellige Frühstücke, Besuche, Spazierfahrten gibt

es dort wie überall, die Hauptfreude aber bleibt immer die Promenade: denn diese, wie das Theater und das tägliche Brot, ist jedem Franzosen ein unentbehrliches Bedürfniß, von welchem Alter und Stande er auch sey. Seine Promenade ist aber von unsern Spaziergängen himmelweit verschieden; ihm ist es dabei nur um das Gedränge vieler Leute zu thun, und er würde mit Vergnügen täglich in einem gepflasterten, von hohen Mauern umgebenen Hofe sich ergehen und draußen die anmuthigste Gegend unangeblickt lassen, wenn Zufall oder Mode es wollten, daß die elegante Welt zur bestimmten Stunde in diesem Hofe sich zusammen drängte.

Den schönen, oft und umständlich beschriebenen Jardin de Plantes fanden wir daher fast immer unbesucht, auch der Garten des Palastes Luxembourg stand verödet; und nur Greise und Kranke aus der Nachbarschaft sonnten sich unter seinen prächtigen alten Bäumen auf dem grünen Rasen, über welchen der Winter in diesem milden Klima keine Gewalt üben kann. Aber den Garten der Tuillerien erfüllte immer das bunteste Gewimmel, und so wie nur ein winterlicher Sonnenstrahl sich

blicken ließ, flogen die Pariserinnen schaarenweise in der reichsten und anmuthigsten Morgenkleidung herbei, gefolgt von dem Schwarme ihrer Bewunderer. Die im wahrhaft großen Geschmack erdachte, und mit königlicher Pracht ausgeführte Anlage dieses Gartens, macht ihn indessen des Vorzuges würdig, der ihm durchgängig ertheilt wird. Das prächtige Blumenparterre vor dem Schlosse, der weite Rasenplatz, die von himmelhohen Bäumen umschatteten breiten Alleen unten im Garten, wurden meistens den Kindern überlassen, die, von ihren ewig plappernden Bonnen bewacht, ihr lustiges Wesen dort trieben. Nirgend in der Welt ist die Kindheit anmuthiger und lieblicher als in Paris, oft sahen wir den Spielen dieser wunderschönen kleinen Wesen zu, ohne uns davon losreißen zu können; ihr Jauchzen, ihr Freuen hielt uns fest, wenn die majestätischen Schwäne ihrem Locken folgten, und mit hochgehobenem Flügel und zurückgebogenem Halse das weite Wasserbassin mit silbernen Furchen durchschnitten, um von hundert kleinen Händchen sich füttern zu lassen, die schmeichelnd sich ihnen entgegenstreckten. Die Terrassen, welche sich von

beiden Seiten längs des Gartens hinziehen, sind dagegen der Sammelplatz der ältern Spaziergänger aus allen Ständen, doch mehr die in der Revolution berühmt gewordene Terrasse der feullliants, als die ihr entgegengesetzte. Hier drängen sich oft viele Tausende hin und her in bunten Massen, die elegantesten und die barockſten Gestalten, die man sich denken kann. Eine Menge kleiner Strohstühle steht an jedem von der Sonne warm beschienenen Plätzchen bereit, um für wenige Sous zum Niedersitzen vermiethet zu werden; und oft bildet sich im Nu eine lange Reihe eleganter Herren und Damen, die, als säßen sie in dem glänzenden Kreise ihrer Soirees, die Vorübergehenden mustern, während sie selbst auch ein buntes unterhaltendes Schauspiel gewähren. Sonntags besonders, wird bei schönem Wetter das Gedränge auf der Terrasse der feullliants unglaublich groß; und noch schwebt ein solcher Morgen meiner Erinnerung vor, an welchem mehrere Türken aus dem Gefolge des Gesandten der hohen Pforte dort gravitätisch lustwandelten. Die gelben asiatischen Gesichter starrten ganz verdutzt, beinahe gedankenlos, in die bunte lustige Menge, die sie rings

umgaukelte und sich neugierig an sie herandrängte, und bildeten mit dieser einen ganz eignen auffallenden Kontrast. Das größte Aufsehen aber erregte der, den Gesandten begleitende Iman mit seiner himmelhohen Mütze und dem kolossalen Rosenkranze, dessen Korallen er eifrig, beinahe ängstlich abzählte. C'est le chapelain de l'Ambassadeur, sprach belehrend ein vor uns gehender ehrlicher Bürger von Paris zu seiner Frau, die er sehr galant am Arme führte. Les Turcs sont donc catholiques? fragte sie wißbegierig. Die zwischen uns sich drängende Menge verhinderte uns leider die Antwort auf diese Frage zu hören.

Die Menge der elegant aufgeputzten Magazine aller Art, kann in Paris nicht wie in London zu einem Morgenspaziergange durch die Straßen anreizen, weil letztere sich nicht dazu eignen, das Betrachten dieser Herrlichkeiten zu erlauben. Die einzige Ausnahme hiervon macht das Palais Royal, welches man wohl das Herz von Paris nennen könnte: denn hier ist ewige Bewegung, ewiges Ab- und Zuströmen, bis um Mitternacht die Lampen ausgelöscht und die in den Garten führenden Thore verschlossen werden.

Die Einrichtung dieses in seiner Art einzigen Gebäudes ist allbekannt. Jedermann weiß, daß dort, in dicht an einander sich reihenden, auf das lockendste aufgeputzten Läden alles zu finden ist, was man bedarf und nicht bedarf; und daß man unter den, dicht vor diesen Magazinen hinlaufenden Arkaden gemächlich gehen kann, ohne vom Regen oder Sonnenschein zu leiden. Aber alles ist hier weit theurer und weniger gut als in den andern Theilen der Stadt; auch gehörte es wenigstens damals durchaus nicht zum guten Tone, seine Einkäufe hier zu besorgen. Bei alle dem geht aber dennoch der Handel seinen raschen Gang, wozu hauptsächlich die vielen Fremden beitragen, die sich täglich im Palais Royal versammeln, und denen es schwer wird, dem blendenden Reize zu widerstehen, dessen Gepräge hier Allem aufgedrückt ist, was man erblickt.

Die Zahl derer, welche im Bezirke des Palais Royal leben, beträgt mehrere Tausende, und übertrifft die Bevölkerung mancher Landstadt, wie man uns versicherte. Man sagt, daß hier Leute leben, vornehmlich alternde Hagestolze, die von einem Ende des Jahres bis zum andern dieses

kleine Eldorado nicht verlassen, weil sie hier alles das auf einem Punkte beisammen finden, was sie zu ihrer Art von Lebensgenuß nöthig haben. Der Garten, den die Arkaden umschließen, gewährt ihnen so viel an frischer Luft und freier Natur als sie verlangen, auch stehen Obst und Blumen aus allen Himmelsstrichen in einem der äußern Höfe sehr zierlich zum Verkaufe ausgestellt. Der Kunstfreund findet hier in mehreren Kunstmagazinen Gemälde, Statuen, Kupferstiche; der Leselustige in mehreren Buchläden die neusten Erzeugnisse des Tages neben den classischen Werken der älteren ausgezeichneten Schriftsteller. Was man an Schmuck und Kleidung vom Kopf bis zum Fuße bedarf, trifft man zu großer Auswahl in allen den vielen Magazinen. In Restaurationen, Kaffeehäusern und Konfectbäckerladen, ist eben so überflüssig für Gesellschaft, als für die Erhaltung des Lebens gesorgt; und sogar das Schauspiel wird nicht entbehrt: denn ein oder ein paar der kleinen Theater treiben im Bezirke des Palais Royal ihr lustiges Wesen.

Wer Glück hat, kann auf dem Platze selbst sogar das Geld gewinnen, dessen er freilich, um

hier zu leben, nicht wenig bedarf; denn Rouge et noir, Roulette und alle Spiele dieser Art, haben nebst dem Könige Pharao, in den Garten des Palais Royal umgebenden Gebäuden ihre Residenz aufgeschlagen, und eine Ecke des Gartens selbst war, damals wenigstens, der Sammelplatz der Agioteurs. Manche blendende Fortune, die damals großes Aufsehen erregte, ging aus diesem Winkel hervor, in welchem sie champignonartig über Nacht aufgeschossen war.

Wer nicht Lust hat mit so großen Dingen sich zu befassen, kann im Kleinen sein Glück in der Lotterie versuchen. Wir selbst begegneten hier einst der Göttin Fortuna, die in Gestalt eines alten Weibes sich heiser schrie, um die Leute zu bewegen, hunderttausend Franks für den geringen Preis eines armseligen kleinen Thalers zu kaufen. Die Beredsamkeit war höchst ergötzlich, mit der sie der um sie versammelten Menge auseinander setzte, wie es so gut sey, als habe man jene große Summe schon in der Tasche, wenn man das Lotterieloos kaufe, das sie ausbot; doch es ist eben kein Glauben mehr in der Welt, die Leute hörten sie an, lachten und gingen vorüber.

Und so sey denn diese kleine Skizze hiermit beendet. Das Feld, auf das ich mich wagte, ist groß, je weiter ich vorwärts schreite, je unabsehlicher breitet es vor mir sich aus; und so bleibt es wohl am rathsamsten bei Zeiten anzuhalten, ehe Ermüdung lähmend sich einstellt, und lieber die Schritte anderswo hinzuwenden.

Reise von Paris nach Bordeaux.

Fröhlichen Muthes verließen wir in den letzten Tagen des Januars unsre Wohnung in Paris, um die Reise ins südliche Frankreich anzutreten, von der wir uns großen Genuß versprachen. Die Luft war mild wie im Frühling; und da wir ziemlich früh ausfuhren, so gedachten wir an diesem Tage noch recht weit zu kommen, sollten wir auch den im Kalender verheißenen Mondschein zu Hülfe nehmen müssen, um nur des andern Morgens früh bei guter Zeit in Orleans zu seyn.

Leider aber zeigte es sich bald, daß wir diesmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatten: denn während wir noch ganz lustig durch die bisher uns ziemlich unbekannt gebliebene Vorstadt Saint Marceau hinrollten, zerstörte ein einziger heftiger Stoß des Wagens alle unsre Pläne für den heutigen Tag. Erschrocken blickten wir um

uns, sahen eines unsrer Vorderräder weit von uns liegen, und uns selbst so gut als umgeworfen mitten in der schmutzigsten aller schmutzigen Straßen der weltberühmten Lutetia.

Die liebenswürdige Lebhaftigkeit der großen Nation war schuld an diesem Unfalle. Sie, die keinem Franzosen erlaubt, Thür und Fenster gehörig zu schließen, und überhaupt das, was er eben vorhat, mit langweiliger deutscher Bedachtsamkeit zu vollbringen, sie hatte auch den Citoyen-Wagenschmierer verhindert, das Eisen, welches das Rad festhalten sollte, ordentlich anzuschrauben. Es war verloren, und ein Artist, bei uns Grobschmied genannt, mußte gerufen werden, um ein neues zu schmieden.

Uns blieb für unsre Personen nichts übrig, als einstweilen aus dem Wagen zu klettern, und uns in ein kleines Weinhaus zu flüchten, das eben in der Nähe lag. Laute, wortreiche Beileidsbezeugungen der schnell um uns her versammelten Bewohner dieses berüchtigten Theils von Paris verfolgten uns bis zu unserem, gar nicht einladend aussehenden Zufluchtsort, in welchem wir mehrere Stunden verharren mußten, bis der Artist

sein Kunstwerk vollendet hatte. Doch thaten wir dies lieber, und sahen einstweilen dem häuslichen Treiben der uns fast unbekannt gebliebenen ärmern Klasse von Parisern zu, als daß wir in unser eben verlassenes Quartier zurückgekehrt wären. Dort hätten wir gewiß alles in der größten Unordnung gefunden, und der Anblick eines eben von uns noch bewohnten, jetzt ausgeräumten Zimmers, das Wegtragen der Betten und Möbeln, an welche man mehrere Monden lang gewöhnt war, ist gar zu unangenehm; man kommt sich selbst dabei fast wie gestorben vor.

Endlich war alles wieder zum Abfahren bereit, und es ging fort, doch nicht im sausendem Galopp, sondern ziemlich langsam auf verdorbnen Kunststraßen, die uns manche Stöße versetzten, und für welche der Anblick der öden, flachen Gegend rings umher uns keine Entschädigung bot. Die erste Nacht kamen wir nicht weiter als bis zum Städtchen Arpajon, wo wir ein erträgliches Nachtquartier fanden, den folgenden Tag erreichten wir Orleans ziemlich spät am Abende; auf dem ganzen Wege von Paris bis hieher war uns

kein interessanter Punkt vorgekommen, bei welchem wir gern verweilt hätten.

Warum wir uns Orleans immer als eine schön gebaute, große Stadt gedacht hatten, ist uns selbst nicht klar; soviel aber gewiß, daß sie beides nicht ist. Alles, was wir davon sahen, kam uns schmutzig und ärmlich vor, und unser Gasthof, der beste in der Stadt, machte hievon keine Ausnahme. Wir bescheiden uns gern, daß man in Frankreich an die Gasthöfe nicht denken kann, welche in England, selbst auf dem Lande angetroffen werden. Aber auch im Vergleiche mit denen, welche wir früher in Flandern und Brabant gefunden hatten, war der Abstand sehr bedeutend, besonders in Hinsicht auf Ordnung und Reinlichkeit; er wurde in der Folge immer größer, je weiter wir kamen. Als Merkwürdigkeiten des Orts wußte man uns nur ein paar Zuckerfabriken zu nennen, denen wir gern aus dem Wege gingen, und dann die alte ehrwürdige Cathedral-Kirche, die wir nur von außen bewunderten. Wir zogen es vor, die Schwelle des alten ehrwürdigen Tempels nicht zu überschreiten, der in seinem jetzigen Zustande uns doch nur den Anblick gewaltsam

herbeigeführter Zerstörung bieten konnte. Denn auch diese Cathedrale theilte mit fast allen übrigen Kirchen im französischen Reiche das traurige Schicksal, während der Schreckenstage der Revolution alles Schmuckes, aller Alterthümer, aller Denkmäler beraubt worden zu seyn, die im Laufe langer Jahrhunderte in ihr sich angehäuft hatten. Vieles davon wurde von unheiligen Händen zerstört, vieles der Raubsucht des verwilderten Volkes zur Beute, doch manches auch von besser Gesinnten bei Seite geschafft und nicht ohne bedeutende Gefahr so lange verborgen gehalten, bis man es wagen konnte, wieder damit ans Licht zu treten.

Als in ruhigern Tagen die große Nation einigermaßen wieder zur Vernunft kam, widmete sie das ehemalige Kloster der petits Augustins in Paris der Aufbewahrung aller im ganzen Lande dem Zerstörungsgeiste entgangnen französischen Monumente, die denn auch mit bedeutendem Kostenaufwande von allen Seiten dorthin geschafft werden mußten, wo sie sich aber freilich nicht viel besser ausnehmen, als der Laokoon im Salon des Louvre.

Das Local, das man ihnen eingeräumt hat, mit seiner alten Kirche, mit den vielen, an diese sich anschließenden Seitencapellen, mit den düstern Kreuzgängen, würde zwar an und für sich recht gut zu einem solchen, der Vergangenheit geweihten Tempel sich eignen, aber der Raum ist viel zu enge für die Menge zum Theil sehr bedeutender Bildwerke, die ohne sonderliche Rücksicht auf die Zeit ihrer Entstehung oder ihren eigentlichen Kunstwerth hier zusammengedrängt stehen.

In unseren sturmbewegten Tagen schwingt die Zeit ihre Riesenflügel weit schneller und gewaltiger als in denen unsrer Väter. Die wichtigsten Begebenheiten drängen einander; wozu sonst eine lange Reihe von Jahren gehörte, das entsteht und vergeht unter unsern Augen innerhalb dem Laufe weniger Wochen, und wir werden Greise an Erfahrung lange ehe wir es den Jahren nach sind. Selbst dem geübtesten Gedächtniß ist es beinah unmöglich, alles, was um uns und sogar mit uns geschieht, fest zu halten; und es thäte Noth, man lebte immer mit der Feder in der Hand, um nicht ganz um die Frucht seiner Erfahrungen zu kommen. Daher sey es uns erlaubt, hier ein,

wenn gleich nur skizzenhaftes Bild jener Sammlung im Kloster des petits Augustins zu Paris einzuschalten, die, als wir sie besuchten, einen sehr tiefen ernsten Eindruck auf uns machte, und dennoch vielleicht im Laufe weniger Jahre wieder in alle vier Winde zerstreut seyn wird. Bis jetzt sah die Welt noch niemals ihres gleichen und hoffentlich wird auch nie und nirgend eine zweite ihr ähnliche entstehen: denn nur die furchtbarste Verwirrung eines zwar hochgebildeten aber zügellosen Volkes, das vom niedrigsten Sclavensinne plötzlich zur wildesten Anarchie überging, könnte den Anlaß dazu herbeiführen.

Das Kloster der petits Augustins in Paris.

Der Tag begann schon sich zu neigen, als wir zum ersten Male diese, jetzt verödeten Hallen besuchten; rings um uns herrschte tiefe feierliche Stille: denn hier drängen sich nicht, wie in den Galerien des Louvre, die schaulustigen Pariser

schaarweise herbei, denen dort größtentheils eben so viel an dem Sichsehenlassen als an dem Sehen selbst gelegen ist. Zu dem ersteren bietet sich hier kein günstiges Local dar; daher sieht man nur einzelne Fremde mit leisen Tritten hier wandeln, in ernste Betrachtungen versunken. Dieses Mal waren wir und unser Führer die einzigen Lebenden unter allen diesen stummen Zeugen der Vergänglichkeit irdischer Größe und Pracht.

Als wir hereintraten, brach eben die Sonne durch die alten gemalten Fenster, die wir von solcher Schönheit, von so blendender Farbenpracht bis jetzt noch nirgend angetroffen haben. Sie trieb ein wunderliches, fast schauerliches Farbenspiel mit den Marmorbildern; oft stralte eines mit Purpurlicht übergossen aus dem Dunkel der alten Kreuzgänge blendend hervor, während andre in düstre Dämmerung zurücksanken; dann verschwand plötzlich wieder das, was eben geglänzt hatte, und andre wurden sichtbar, schimmernd in blauen, grünen, feuerfarbnen Lichtreflexen, welche die Sonnenstralen durch die farbigen Fensterscheiben ihnen zuwarfen, bis eine Wolke die Sonne verdeckte und alles sich in farblose Dämmerung ein-

hüllte. So, sprachen wir zu einander, so haben auch Die einen kurzen Augenblick lebend geglänzt, deren Andenken diese Marmorbilder geweiht wurden, und sind dann in Nacht und Dunkelheit versunken. Was ist aus ihnen geworden, was aus den Plänen, mit denen sie ihr unruhvolles Leben hinbrachten, was aus ihren Nachkommen, deren Größe sie für eine Ewigkeit gegründet zu haben glaubten!? Es ist unmöglich, anders, als mit einem sehr ernsten wehmüthigen Gefühle durch diese Hallen zu wandeln, oder vielmehr sich zwischen ihren Mauern hindurchzuwinden.

Die Kirche, die Seitencapellen derselben, die Kreuzgänge des Klosters, sogar der kleine Klostergarten selbst, stehen vollgedrängt von Denkmalen, Büsten und Statüen, aus jeder Epoche moderner Bildhauerkunst, von ihrem ersten Entstehen an, bis hinab zu den ehemals so hoch gepriesenen, geschmacklos verzerrten Gebilden Berninis, und derer welche ihm nachfolgten. Doch auch manches gelungene Meisterwerk italienischer und französischer Meister wird hier aufbewahrt, aber alles steht mit Staub bedeckt, ohne Rücksicht auf Raum und Beleuchtung unordentlich durcheinander geworfen, als

hätte man aus einer Feuersbrunst, in größter Eile es hieher gerettet. Das ermüdete Auge sucht vergebens einen Punkt, von dem es das Ganze, oder doch wenigstens einen bedeutenden Theil desselben überschauen könnte, eben diese Anordnung leiht ihm indessen auch das Ansehen fast unermeßlicher schauerlicher Größe. Uns war zu Muthe, als wären wir lebend in das düstre geheimnißvolle Reich der Unterwelt gerathen, als umringten uns farblose Schatten, die immer näher sich drängten, deren Zahl bei jedem Schritte sich vergrößerte, so daß man fast fürchten möchte, ihnen nie wieder entfliehen zu können. Lebensgroß, recht gespensterartig und grauenvoll, sieht man hier die Gestalten der ältesten Könige aus dem Stamme der Merovinger, nebst ihren Königinnen, die Clodowige, die Childeberte, Ludwig den Heiligen und wie sie sonst noch heißen mögen. Pfeilgerade liegen sie auf ihren Sarkophagen, in weiten Gewändern, die zu schmalen, ganz gleichen Falten geordnet sind, mit über der Brust gefalteten Händen. Sie sehen ganz grau und unscheinbar, beinahe vermodert aus, selbst die Züge ihres Gesichts, bei denen man doch wahrscheinlich eine Art Aehnlich-

keit beizubehalten strebte, sind nicht mehr zu erkennen; die Zeit, die ihre Gebeine in Staub umwandelte, verschonte auch nicht den harten Stein, in welchem die damals noch so arme Kunst das Andenken dieser Herrscher über ein mächtiges Volk zu verewigen strebte.

Fast noch wunderlicher nahmen die Denkmäler aus jener düstren Zeit sich aus, in welcher der finsterste Mönchsgeist die Welt allgewaltig regierte. Könige, vor denen Millionen in den Staub sich beugten, Fürstinnen, die lebend nur die Macht ihrer Reize oder die Vorzüge ihres Standes, geltend zu machen strebten, Helden, deren Namen die Geschichte der Ewigkeit zuführt, liegen auf ihren Sarkophagen, eingehüllt in Mönchs- und Nonnen-Kutten, Kapuzen und Schleier, die sie noch im Sarge sich anlegen ließen, als hofften sie durch diese heilige Maskerade dereinst beim Auferstehen mit durchschlüpfen zu können. Andere sind zum Theil liegend, zum Theil knieend auf ihren Särgen, in der Tracht abgebildet, die sie im Leben gewöhnlich zu tragen pflegten, den Rosenkranz und das Gebetbuch in den gefalteten Händen. Diese sind für den Alterthumsforscher in

Hinsicht auf die Sitten ihrer Zeit weit merkwürdiger als jene, obgleich ihr Costume für die Bildhauerkunst sich nicht sonderlich eignet. Einige sehen ganz abenteuerlich aus, vorzüglich die Damen, die Königinnen und Fürstinnen mit ihren weiten Reifröcken, den über den Scheitel hinaus ragenden hohen Krägen, dem seltsam aufgesteiften gekräuselten Haar, den fantastisch geformten Hauben und Schleiern, mit denen sie lebend sich entstellten und im Tode noch zu glänzen hofften.

So sieht man hier längst erblichne Jahrhunderte gleichsam aus ihren Gräbern erstehen und eines nach dem andern an uns vorüberwandeln.

Der Eindruck, den dieser Anblick machen könnte, würde weit imposanter seyn, wenn alles, was zusammen gehört, auch beisammen wäre, und nicht so vieles Fremdartige, einer andern, spätern Zeit Angehörende, überall eingeschoben wäre. Mitten unter den ältesten, größtentheils sehr einfachen Standbildern trifft man auf andre weit modernere Denkmäler. Einige von diesen zeichnen durch Ungeschmack, dnrch verrenkte Gestalten, durch ein Haschen nach Ausdruck, das an Caricatur grenzt, sich aus; andre durch meisterhafte Ausführung

und mitunter lobenswerthe Erfindung, alle durch Pracht und großen Reichthum an Figuren. So fanden wir hier auch das berühmte und bekannte Grabmal des großen Turenne, das von Straßburg nach Paris gebracht worden war. Viele dieser Monumente sind so groß wie ein Haus in den schottischen Hochlanden, die mehrsten überladen mit Figuren, mit Todtengerippen, mit trauernden Genien, mit trostlos weinenden Tugenden, um die der Verstorbne, während er lebte, sich wenig bekümmerte. Als eins der merkwürdigsten, größten und kunstreichsten in der großen Zahl derselben, nennen wir hier nur das prächtige Grabmal der schönen Diane von Poitiers, der berühmten Geliebten Königs Franz des Ersten. Unter allen diesen Denkmälern, die auf so mannichfache Weise unser Gefühl in Anspruch nehmen, gibt es aber auch noch einige andrer Art, wie sie, soviel wir davon wissen, die französische Nation allein aufzuweisen hat. Gestalten, so gräßlich erdacht, mit so widerwärtiger Kunstfertigkeit ausgeführt, daß man mit Eckel und Grausen sich von ihnen wegwenden muß, und doch immer wieder sie anblickt, um sich zu überzeugen, daß dieses

unglaublich uns Dünkende wirklich existirt. Mehrere Könige von Frankreich, unter diesen namentlich Franz der Erste, Karl der Neunte, und die Königin Maria von Medicis, kamen in ihrer Sterbestunde auf den gräßlichen Gedanken, anzuordnen, daß man sie nach dem Tode im furchtbarsten Ringen mit diesem abbilden sollte, in einem Kampfe, wie hoffentlich nur ein gepeinigtes Gewissen ihn herbeiführen kann. In Lebensgröße abgebildet, sehen wir diese einst so gewaltigen Herrscher auf ihrem Sterbelager mit der furchtbarsten Portraitähnlichkeit ihrer Gesichtszüge. Der Anblick ihrer hagern, von Krankheit abgezehrten und obendrein halbnackten Körper ist von empörender Widerwärtigkeit; alle Glieder zeigen sich wie verrenkt im schrecklichsten Todeskampfe, die Gesichter sind convulsivisch verzerrt, die wild zerstreuten Haare wie zerwühlt in der Todesangst; das Ganze bietet das Bild eines unter Qualen langsam verscheidenden Verbrechers, wie es kaum jemals der Pinsel eines Malers zu geben wagte, wenn er den Tod des verstockten Schächers am Kreuze darzustellen unternahm. Und dieses waren einst die Großen der Erde, die im Uebermaß aller

Genüsse ihr Leben verschwelgten. Wie furchtbar muß die Stunde gewesen seyn, die sie auf den Gedanken bringen konnte, diese Greuelbilder der Nachwelt zu ihrem Andenken zu hinterlassen.

Doch auch eine liebenswürdigere Gesellschaft, die man sogar elegant nennen dürfte, hat unsern dieser furchtbaren Gestalten hier Platz gefunden. Bei ihr erholten wir uns wieder. Es ist dies eine Menge Büsten, die Frankreichs Gelehrte, Poeten und Philosophen darstellen, so hübsch fein und zierlich, daß sie in jedem Salon mit Freuden aufgenommen werden würden. Racine, Corneille, la Fontaine, Descartes und noch viele, viele mehr, unter andern auch Boileau, der in Frankreich noch immer für einen großen Mann und trefflichen Poeten gilt.

Vieles, das im Klostergebäude nicht mehr Platz fand, ward in dem, von hohen Mauern umgebnen, ziemlich dumpfigen Garten aufgestellt, der zu demselben gehört. Geisterartig und verlassen, blinken hier die weißen Marmorbilder zwischen den hohen alten Taxusbäumen und Cypressen hindurch.

Es ist der wunderbarste Kirchhof, man könnte

sagen, eine ganze Welt läge hier begraben; und wer bei nächtlicher Weile oder gar bei Mondlicht unversehens hieher geriethe, der möchte wohl schwerlich sich eines heimlichen Schauders erwehren können, und wäre er auch sonst ein Held. Hier in diesem Garten, fanden wir auch die aus der Cathedralkirche von Orleans geraubte Statue des berühmten Heldenmädchens Jeanne d'Arc, die uns eigentlich zu dieser Abschweifung verleitet hat. Wahrscheinlich ist dieses Marmorbild nur ein Theil eines größern, der Jungfrau von Orleans geweihten Monumentes: denn sie ist sehr sonderbar nur bis an die Hüften abgebildet und steht ganz niedrig am Boden, ohne eigentliches Piedestal. Die Kriegerin hält mit beiden Händen das emporgerichtete Schwert, und diese Stellung allein bezeichnet in ihr die Heldin. Die ganze Figur ist sehr zart, man möchte sie beinahe schmächtig nennen. Das feine sanfte Gesichtchen bezeichnet nur die fromme, vom Himmel gesandte Seherin. Es liegt ein so unaussprechlicher Ausdruck lieblicher Schwärmerei in diesen wunderholden Zügen, daß wir uns lange nicht von ihnen losreißen konnten und zuletzt fest überzeugt wurden, so und nicht anders müsse die

fromme Heldin ausgesehen haben, obgleich das Bild augenscheinlich aus einer weit spätern Zeit ist. Gewiß haben alte, ihr gleichzeitige Abbildungen und Traditionen dem Künstler zum Vorbilde gedient, wie hätte er sonst auf den Gedanken kommen können, sie in so zarter, fast verklärter Gestalt uns zu zeigen, statt eine Art von Kriegsgöttin aus ihr zu machen.

Hinter Orleans wird die Gegend höher und schöner; im Sommer mag es hier sehr angenehm seyn. Bald kamen wir an die schönen Ufer der „prächtig strömenden Loire.“ Das junge Grün der Saaten, das sie schmückte, der breite Strom und eine schöne sich über ihm wölbende steinerne Brücke gewährten uns manche reizende, malerische Ansicht; die Flecken und Dörfer aber, durch welche der Weg führte, erfreuten uns nicht. Alles, was wir darin sahen, trug das Gepräge der bittersten Armuth. In Lumpen gehüllte Greise, bleiche Jammergestalten von Weibern, umschrien von halbverhungerten Kindern, fielen uns mit ungestümem Betteln an, so oft der Wagen hielt. Die Ver-

sorger und Ernährer dieser hülflosen Wesen waren alle zur Armee getrieben, und diese Zurückgebliebnen verschmachteten jetzt, in dem von der Natur so reich begabten Lande, weil es an rüstigen Armen fehlte, es anzubauen.

In Paris hatten wir wenig von dem Elende bemerkt, welches die Revolution über dies einst so wohlhabende Land gebracht hat. Die, welche durch jenes plötzliche Umschwingen des Glücks, auch wohl durch Raub und Plünderung reich wurden, leben dort in einen, verhältnißmäßig kleinen Raum zusammengedrängt; ihr Glanz blendet das Auge, so daß es nicht in das dicht daran grenzende Dunkel zu schauen vermag, in welchem doch die Mehrzahl der Menschen leben muß. Aber auf dem Lande und in kleinen Städten liegt alles offen da, und der Anblick des allgemeinen Elends erregte hier unser innigstes Mitleid.

Auf dem ganzen Wege von Orleans bis Blois begegneten wir zwar vielen Frachtwagen, aber keinen andern Reisenden und überhaupt wenig Menschen. Außer den Bettlern umringten uns auch überall eine Menge Weiber und Kinder, um an uns Messer zu verkaufen, die in großer Anzahl

ringsum in der ganzen Gegend recht gut gemacht werden. Mit augenscheinlicher Lebensgefahr stiegen die Mütter in die Speichen der Räder, so wie der Wagen einen Augenblick hielt, und reichten uns ihre halbnackten Kinder zum Schlage hinein. Die Kleinen mußten uns die Messer in ihren Händchen zum Verkauf entgegentragen; und gern nahmen wir ihnen eine Kleinigkeit ab, um nur der Angst entledigt zu seyn, sie so zu sehen.

In Frankreich muß ohnehin jeder Reisende sein Messer mit sich führen, denn er erhält keines in den Gasthöfen der kleinern Städte, zu denen man doch zuweilen seine Zuflucht zu nehmen sich gezwungen sieht. Gabeln dagegen und Löffel fehlen nie; gewöhnlich sind beide von Silber, ungeachtet der Armuth des übrigen Geräths. Auch Servietten sind da, nur keine Messer, oder wenn man auf vieles Fordern welche bringt, so sind diese gewöhnlich in einem so abschreckenden Zustande, daß man sich ihrer nicht bedienen mag.

Man wird in Frankreich fast noch schneller auf den Posten weiter befördert als in England. Kaum daß die Pferde den letzten Schritt gethan haben, so werden sie schon ausgespannt und andre

gebracht. **Der neue Postillon steigt flink in die** kolossalen, mit Stroh gefütterten Curierstiefeln, die sein Vorgänger beim Absteigen von sich warf; klatscht einige Mal kurz hintereinander mit seiner kleinen Peitsche, und nun geht es fort im schnellsten Trabe, wenn der Weg es erlaubt. Man hat oft nicht Zeit die Post ordentlich zu bezahlen, und der Postmeister ruft nur in aller Geschwindigkeit dem forteilenden Postillon nach, wie viel der Reisende zu viel oder zu wenig gab; dies wird dann auf der nächsten Station berichtigt.

Die Posthäuser sind fast nie zum Empfange der Reisenden eingerichtet, und sehen auch gewöhnlich so uneinladend aus, daß man gern vorüberzieht. Mit den Gasthöfen ist es ungefähr eben so; daher saßen wir oft zehn bis zwölf Stunden wie festgebannt in unserem Wagen, und ohne die wohlthuende Industrie der Landbewohner, wären wir gewiß oft halb verschmachtet im Nachtquatier angelangt. Diese aber kam uns aus den benachbarten Häusern an den Posten überall mit gutem Bouillon, Backwerk, und schönem weißen Brot entgegen, wofür wir gern die geforderte Kleinigkeit zahlten, um ohne Aufenthalt weiter zu

kommen. Höher hinauf, in den südlichen Gegenden von Tours, bot man uns oft getrocknete Früchte, Pflaumen, Aprikosen, Birnen, Pfirsiche, die wie in Zucker kandisirt aussahen und schmeckten. Das Obst erreicht in diesem schönen Lande einen Grad von Süßigkeit und Reife, die wir in unserm rauhern Klima gar nicht kennen.

Die Stadt Blois erreichten wir am späten Abend des Tages, an welchem wir Orleans verließen. Sie schien uns noch armseliger, schmutziger und kleiner, hat aber eine höchst anmuthige Lage hart am Ufer der Loire. Unser Gasthof lag am Quai; unerträglicher Schmutz und überlästige Messerverkäuferinnen, die uns bis in unsere Zimmer verfolgten, machten ihn zu keinem angenehmen Aufenthalte, doch vergaßen wir dies Ungemach über den Anblick des Stroms, der, breit und prächtig, dicht unter unsern Zimmern hinrauschte. Lange standen wir noch am Fenster und sahen dem Spiele des Mondscheins mit den Wellen zu. Alles war todtenstill auf dem Wasser, kein einziger Fischerkahn sichtbar, auf der ganzen großen silbernen Fläche, die wir überblickten, nur das leise, fast klagende Rauschen der am Gestade sich

brechenden Wellen, flüsterte durch die Oede der Nacht. Wie ganz anders ist das immer rege Leben auf der Themse bei London, der schiffreichen Elbe bei Hamburg, ja auf dem kleinsten Kanal in Holland, wo Tag und Nacht ein Gewühl der mannichfaltigsten Fahrzeuge die Wellen durchkreuzt.

Mit Tagesanbruch gingen wir weiter; es war der letzte Januar, und warme Mailuft umwehte uns. Tausend Vögel trieben ihr lustiges Wesen in den Hecken; letztere fingen schon an, sich mit gelben wohlriechenden Blüthen zu schmücken; Lerchen wirbelten hoch über uns, in blauer Luft und warmem Sonnenschein, und aus dem jungen Grase guckte manches Frühlingsblümchen schüchtern hervor. Die weißen Blüthen der Mandelbäume erinnerten uns an den Schnee, der in unserem Vaterlande jetzt eben so auf den Aesten der Bäume noch lastete. Sehr sinnig nennt das Volk in Frankreich den Mandelbaum: den Baum der Thorheit, l'arbre de la folie, weil der erste freundliche Sonnenblick ihn verführt, seine Blüthen zu entfalten, wofür er denn oft später büßen muß. Im Gegensatz mit diesem nennen sie den im südlichern Frankreich sehr gewöhnlichen Johannisbrot-

baum den Baum der Weisheit, l'arbre de la sagesse, weil er die Zeit abwartet und, gleich unsern deutschen Eichen, die Knospen nicht eher durchbricht, bis keine Fröste mehr drohen. Jene beiden Bäume könnten in der Geschichte unserer Tage wohl auch als Symbol des deutschen und französischen Volks gelten.

Die Gegend zwischen Blois und Tours ist entzückend schön. Wir fuhren auf dem hohen geräumigen Damme längs dem Ufer der Loire hin; zur Rechten hatten wir den breiten, prächtigen Strom, zur Linken die, wie ein schöner Garten angebaute Ebne. Näher an Tours wird das Ufer höher, mannichfaltig gestaltete zackige Felsen bekränzen es; Weinberge, Gärten, zierliche Landhäuser reihen sich hier überall an einander; kein Fleckchen Land bleibt unbenutzt. Selbst im Innern der Felsen haben die Menschen sich Wohnungen bereitet. In Höhlen und alten Steinbrüchen hausen sie dort wie Kaninchen; sie haben sie sich zu ihrem Hausbedarf ordentlich eingerichtet; eine Thür mit Schloß und Riegel schließt den Eingang, Fenster mit gläsernen Scheiben glänzen hie und da an den Felswänden, und wirthlich

steigt der Rauch aus den Schornsteinen, die sich vom Gipfel der Felsen erheben. Unwillkührlich gedachten wir dabei des wunderlichen Besuvs im Garten zu Wörlitz, den auch Fenster zieren und der in seinem Innern manch artiges Boudoir verbirgt. So elegant sind diese Wohnungen nicht, aber doch wohl warm und gesund, wenigstens nach dem blühenden Ansehen der vielen Kinder zu urtheilen, die munter wie junge Gemsen zwischen dem Gesteine herumkletterten, das ihren väterlichen Herd einschloß. Je weiter wir fuhren, je häufiger wurden diese Troglodyten-Zellen, und wir ermüdeten nicht, sie zu betrachten, indem wir bewunderten, wie geschickt man gewußt hatte, die mannichfaltigen Gestaltungen der Felsen zu benutzen. Weinkeller und Magazine hatten wir schon früher in den felsigern Ufern des Stromes eingehauen erblickt, aber sie als vollständige menschliche Wohnungen eingerichtet zu sehen, blieb uns ein neuer wunderbarer Anblick.

Ziemlich nahe von Tours kamen wir an den, auch noch im Graus der Zerstörung großen, stattlichen Ruinen eines Karthäuserklosters dicht vorbei. Dieses prächtige Gebäude ward während der Re-

volution verwüstet und verbrannt. Sein Anblick erinnerte uns daran, daß eben hier, auf einem der lachendsten, glücklichsten Flecken der Erde, alle Greuel jener Zeit aufs furchtbarste wütheten. Ströme von Blut färbten damals die Wellen der Loire, tausend noch im Sterben verhöhnte Schlachtopfer fanden bei den entsetzlichen Noiaden den schrecklichsten Tod. Jünglinge und Mädchen wurden Paarweise zusammengebunden und in den Strom gestürzt. Andere in Kähnen, welche mit Fallthüren versehen waren, in die Mitte der Loire geführt, wo der Boden plötzlich unter ihren Füßen wich und sie dann rettungslos versanken. Wenige Jahre sind seitdem an uns vorüber gegangen, der Strom fließt silberhell wie zuvor; denn die unsinnige Wuth der Menschen vermag nichts über die ewigen Gesetze der Natur; aber unbegreiflich schien es uns oft, daß diese Menschen wieder lachen, singen, fröhlich ihren Geschäften nachgehen konnten, ohne bei jedem Schritt von den schrecklichsten Erinnerungen ergriffen und gelähmt zu werden. Dies aber zeugt von der Macht der Zeit, von dem wohlthätigen Vergessen, womit die gewaltigen Stunden der Menschen allmählich besiegen.

Wohl uns, daß dem so ist, und in unserem ohnehin so kurzen Leben kein Schmerz dauernd bleiben kann.

Unter solchen Gedanken und Betrachtungen hatten wir Tours erreicht, ehe wir uns dessen versahen, und fuhren über die prächtige Brücke zur Stadt hinein. Diese Brücke schien uns zwar weniger breit, aber nicht viel kürzer als die Blackfriars-Brücke, welche in London über die Themse führt. Die niedrigen Brustwehren erlaubten uns einen freien Blick hinüber auf das von der Loire durchströmte Paradies und die um die Stadt sich ziehenden Pappelalleen. Eine der reizendsten Aussichten, welche wir jemals sahen.

Tours ist vielleicht die hübscheste, freundlichste, reinlichste kleine Stadt in Frankreich. Alles darin hat solch ein saubres, zierliches Ansehen, daß wir dadurch auf's lebhafteste an England erinnert wurden; auch hatten vor der Revolution sich hier viele englische Familien angesiedelt, die aus ökonomischen oder andern Gründen ihr Vaterland verließen; und wahrscheinlich sind es noch die Spuren ihres ehemaligen Daseyns, welche diese Stadt vor allen andern französischen Städten un-

terscheiden. Die Einwohner von Tours bilden sich nicht wenig auf dieses freundliche Ansehen ihres Städtchens ein und behaupten keck, daß selbst in Paris keine Straße wäre, die sich mit der Hauptstraße ihres Ortes vergleichen ließe. Das heißt im Munde eines Franzosen gar viel gesagt; denn ihm ist Paris die Krone der Welt. Diese gerühmte Straße ist wirklich von beiden Seiten mit schönen, modernen Häusern besetzt, an welchen, ganz nach englischer Art, ein breiter, etwas erhöhter, mit Quadersteinen belegter Fußpfad hinläuft; sie ist breit, schnurgerade und endigt in einer schönen Pappelallee, welche dicht vor der Stadt einen bedeutenden Hügel hinaufführt.

Von diesem Hügel übersahen wir noch einmal die artige Stadt, den breiten Strom mit seinen grünen Inseln, die sanft sich erhebenden, mit Reben und Gärten geschmückten Ufer und eine zweite schöne Brücke, die in einiger Entfernung über dem Strom sich wölbt. Welch ein Paradies muß hier grünen und blühen, wenn die Bäume ihre belaubten Kronen tragen, die Reben Kränze um sie flechten, oder in schönen Gewinden sich über die sie einschließenden Mauern beugen, wenn

tausend Blumen aus diesen freundlichen Gärten ihren Duft versenden! Jetzt deckte das frische Grün nur kaum den Boden; der Mandelbaum allein stand röthlich-blühend unter seinen noch schlafenden Brüdern, und doch ward es uns schwer, von diesem Anblicke zu scheiden. Noch schwerer würde es uns geworden seyn, hätten wir ahnen können, wie unangenehm unsre Reise von jetzt an werden würde.

Wir fuhren weiter, weil wir es mußten. Nicht lange, so bog der Wagen um eine Ecke, und wie durch den Schlag einer Zauberruthe, sahen wir uns plötzlich in ein ganz anderes Land versetzt. Oede, flach, unwirthlich, breitete sich eine Gegend vor uns aus, der auch nicht e i n interessanter Punct abzugewinnen war, so eifrig wir darnach umblickten. Die Wege wurden sehr schlecht, die Dörfer und Flecken, durch welche wir kamen, benahmen uns alle Lust den Wagen zu verlassen; so erreichten wir denn, müde und zerschlagen an Seele und Leib, unser Nachtquartier. Es war schon sehr dunkel; dennoch verfolten uns schreiende Weiber, weinende, halbverhungerte Kinder, mit großem Ungestüm bis in unsre

Schlafzimmer, um uns Stahlarbeiten und Zahnstocher zu verkaufen. Noch nirgends waren sie so zudringlich gewesen als hier; auch sahen wir uns genöthigt, jede Regung des Mitleids zu unterdrücken, und ihnen gewaltsam die Thür weisen zu lassen, um nur zu der uns allen höchst nöthigen Ruhe zu gelangen.

Der kleine Ort, in welchem wir uns jetzt befanden, heißt Châtellerault aux-Barres-de Nintré. Er liegt nahe an dem kleinen schiffbaren Fluß Vienne, und war ehemals ein freundliches, nahrhaftes Städtchen. Der starke Waaren-Transport zu Wasser und der sehr ergiebige Fischfang, machten die Einwohner zu wohlhabenden Leuten, die ohne große Sorge erwarben, was sie zum stillen zufriednen Leben für sich und die Ihrigen bedurften.

Jetzt hatte Napoleon die Männer ihrem friedlichen Herde entrissen, um seine Marine mit ihnen zu besetzen, besonders die flachen Böte, welche damals ausschließend ihn beschäftigten, weil er England damit erobern zu können wähnte. Die armen Weiber mußten wohl mit ihren Kindern betteln, um nicht zu verhungern.

Der Regen fiel in Strömen vom Himmel her-

ab, als wir uns am andern Morgen, noch in der Dämmerung, auf den Weg machten. Wir kamen an Poitiers dicht vorbei. Die Stadt sah aber so wenig einladend aus, daß wir gar nicht hineinfahren mochten, sondern nur in der Vorstadt anhielten, um die Pferde zu wechseln. In Deutschland, oder gar in England und Holland ist es unmöglich, sich von einer solchen kleinen Landstadt in diesem Theile von Frankreich eine Vorstellung zu machen, besonders bei Regenwetter ist ihr Anblick das Scheußlichste, was wir kennen. Die elenden Häuser sehen aus als wären sie aus Koth zusammen geknetet, die seit ihrer ersten Entstehung nie gewaschnen Fenster vollenden das widrige Bild; oft fehlen sie ganz, und in Oel getränktes Papier, oder schlecht zusammengenagelte, unangestrichene Läden ersetzen ihre Stelle. Misthaufen besetzen von beiden Seiten die engen winklichen Straßen; alles, was man sieht läßt den Gedanken gar nicht aufkommen, als ob hier frohe Menschen in freundlich-häuslichen Verhältnissen glücklich leben könnten. Der Anblick ist so traurig beengend, so ekelerregend, daß jeder Fremde die schnelle Beförderung der Posten als eine wahre

Wohlthat erkennen muß, und dem Pariser die Verachtung verzeiht, mit welcher letzterer gewöhnt ist, auf die Provinz und alles, was provinziell heißt, vornehm herabzublicken.

Doch indem wir dies in der Vorstadt von Poitiers, in unserem Wagen sitzend, besprachen und man uns frische Pferde vorlegte, überzeugte uns eine dicht neben uns sich ereignende kleine Scene, daß doch wohl selbst in diesem abschrekkenden Orte häusliches Glück und Liebe wohnen können.

Mehrere Fuhrleute fuhren eben mit ihrem Karren von dem Hause fort, vor welchem wir hielten, und schlugen die Straße nach Bordeaux ein, die auch wir vor uns hatten. Nur ein einziger zögerte noch, als ob er etwas erwarte. Da kam ein junges, sehr hübsches Weib aus der Stadt, sie trug eine große Fuhrmannspeitsche in der Hand und ein kleines etwa zweijähriges Mädchen auf dem Arm, und eilte, troz dem eben unbarmherzig strömenden Regen, auf den jungen Fuhrmann zu, der ihr auch einige Schritte entgegenging, so daß er dicht neben unsern Wagen zu stehen kam. Sie sprachen mit einander recht lange und recht

herzlich, doch was sie sagten, konnten wir in ihrem Patois nicht verstehen; dann küßte der Mann Frau und Tochter mehrere Mal; nahm dann zögernd die Peitsche und ging zu seinem Wagen, kehrte aber bald wieder, um Frau und Kind noch einmal zu herzen und zu küssen; endlich fuhr er ab, die Frau aber blieb im Regen stehen und sah ihm unverwandt nach. Papa est déjà bien loin, stammelte das Kind und zeigte nach ihm hin, die Frau weinte und trocknete ihre Thränen mit dem Kleidchen des Kindes, das sie fest an sich drückte. Da klapperte eine alte geschwätzige Nachbarin auf unförmlichen Holzschuhen zu ihr hin, um sie zu trösten, und redete ihr viel von einem großen Sack voll Geld vor, den der Mann aus Bordeaux mitbringen würde, die Frau aber schüttelte traurig und schweigend den Kopf, küßte ihr Kind, und ging dann einsam zurück in die Stadt. Der Vorgang ist an sich sehr unbedeutend, für uns aber hatte er etwas Rührend-Erfreuliches, und da er das Einzige war, was in diesen Tagen uns freundlich ansprach, so mag er denn auch hier in unsern Erinnerungen sein Plätzchen behalten.

Von Poitiers aus verdiente die Straße kaum

noch eine Straße genannt zu werden. Wir fuhren so langsam vorwärts, daß wir in einem elenden Weiler, maisons blanches genannt, die Nacht zubringen mußten, weil es für diesen Tag unmöglich war weiter zu kommen. Am andern Morgen entdeckten wir, daß unsre Räder einer Reparatur bedurften, was bei den entsetzlichen Wegen, welche wir bis jetzt gehabt hatten, wohl nicht anders seyn konnte. Wir fuhren also nur bis Angoulême, wo wir gegen Mittag anlangten, um dort dies Geschäft vornehmen zu lassen. Die eine Hälfte von Angoulême liegt auf einer Anhöhe, und die terrassenartig über einander sich erhebenden Häuser gewähren, von unten gesehen, einen recht hübschen Anblick; in der Nähe aber ist dieser Theil der Stadt eben so schmuzig und raucherig als die niedriger liegende Hälfte derselben, in welcher wir uns den besten größten Gasthof des Orts zum Absteigequartier erwählten.

Angoulême ist die größte Stadt in diesem Theile von Frankreich, aber auch die schmuzigste und häßlichste, die wir bis jetzt gesehen hatten. Finster und armselig wie sie, war auch unsere Wohnung; alles, was uns umgab, mit einer Kruste

von Schmuz überzogen; und wenn wir die Betten ansahen und daran dachten, daß wir hier die Nacht zubringen sollten, so ergriff uns ein unwiderstehlicher Ekel. Selbst die Luft war kaum zu athmen; denn die Bewohner dieses Landes essen den ganzen Tag Knoblauch und verpesten damit die Atmosphäre, in welcher sie leben, bis zu einem fast unerträglichen Grad. Von Reinlichkeit, von allem, was das Leben angenehm und behaglich macht, hat man in diesen Gegenden keinen Begriff; die Leute im Hause verstanden gar nicht, was wir damit wollten und meinten, alles wäre bei ihnen ganz vortrefflich. So blieb uns denn nichts übrig zu thun, als uns selbst einigermaßen einzurichten so gut es anging, und fleißig nachzusehen, ob die Arbeit an unsern Rädern gehörig gefördert werde. Der Tag ward uns indessen in diesem unwirthbaren Aufenthalt sehr lang. Wenn wir die träge Unbehülflichkeit der Menschen um uns her betrachteten, so glaubten wir gar nicht mehr in Frankreich zu seyn. Aehnliches findet man in Deutschland nicht einmal auf der Lüneburger Heide oder in den abgelegensten Winkeln Westphalens; und dennoch gibt es hier

eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen. Zu unserm großen Erstaunen vernahmen wir, daß in einem, unserem Gasthofe gegenüber liegenden großen Gebäude eine solche sich befinde; in jedem andern Lande hätten wir das Haus geradehin für einen Viehstall gehalten. Junge Mädchen aus allen Gegenden Frankreichs werden dahin geschickt, sogar aus Deutschland, selbst aus Amerika; und die Eltern derselben wissen sich wahrscheinlich in der Ferne viel damit, daß sie ihre Kinder in Frankreich erziehen lassen; ja sie sind unverständig genug zu glauben, auf das trefflichste für die armen Wesen gesorgt zu haben, die sie aus dem Vaterhause in diesen traurigen Aufenthalt verbannten.

Je länger wir das Haus uns gegenüber ansahen, aus dessen Thüre wirklich zuletzt ein paar kleine verkümmerte Blondinen, an der Hand einer ziemlich schmuzig und sehr mürrisch aussehenden Madonne heraustraten, je höher stieg unser Mitleid mit diesen in die Fremde hinausgestoßenen Kindern. Wir wünschten zuletzt fast in vollem Ernste, daß es noch Zauberer gäbe, die den Eltern in einem Spiegel den Aufenthalt zeigen könnten, in welchem ihre Töchter, das schöne Früh-

lingsleben, das nur einmal uns blüht, hinbringen müßten, um nur dereinst fertig französisch plappern zu können. Wann werden wir endlich aufhören, innerlich das Ausland zu überschätzen, während wir äußerlich, bis zur Ungerechtigkeit gegen dasselbe, mit deutschen Gesinnungen Parade machen? Kein mühsam erworbnes Talent, keine Fertigkeit im französisch Reden und Tanzen vermag jemals unsern Töchtern die Jugendfreudigkeit und das geistige und körperliche Gedeihen zu ersetzen, welche nur eine im Vaterhause verlebte Kindheit gewährt.

Zwar jene ruhige einfache Zeit ist nicht mehr, in der jeder hoffen durfte, daß die Bahre, die ihn einst zur letzten Ruhe trägt, an derselben Stelle zu stehen kommen werde, an der einst seine Wiege stand. Und deshalb muß der Sohn früh in die Welt hinaus, damit er den Boden kennen lerne, auf dem er seinen Weg durchs Leben sich wird bahnen müssen; doch das Loos der Töchter blieb noch immer ruhigerer Art. Ihre schöne, milde Bestimmung ist, das eigne Glück nur in der Beförderung des Glücks der Ihrigen zu suchen und zu finden; und hier kann ihre Führe-

rin nur die höchste, reinste Anspruchlosigkeit seyn, die in der Fremde so leicht zerstört oder in beklommene Schüchternheit verwandelt wird. Die Töchter gleichen den Frühlingsblumen, die nicht durch viele Hände gehen können, ohne den zarten Duft zu verlieren, der ihnen den höchsten Reiz verleiht, darum lasse man sie doch ruhig auf dem heimischen Boden erblühen, den ein günstiges Geschick ihnen anwies; im Hause des Vaters, unter den Augen der Mutter, im Kreise von Geschwistern und Verwandten. Ruhen wirklich bedeutende Anlagen in ihnen, so entwickelt die Zeit sie gewiß; und auch die helfende Hand, deren sie zu dieser Entwicklung bedürfen könnten, wird in unsern Tagen, selbst in kleinen Orten, sich fast immer finden lassen, sobald man nur geschickt und behend sie zu ergreifen weiß. Daß man sehr liebenswerth und geliebt, sehr geachtet, sehr glücklich seyn könne, ohne fertig Französisch reden und französische Pas tanzen zu können, leidet übrigens keinen Zweifel.

Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen brachten wir den verdrüßlichen Abend in Angoulême hin. Am folgenden Morgen war endlich

alles zur Fortsetzung unsrer Reise bereit, und wir bestiegen unsern Wagen, herzlich froh über die Erlösung aus allem dem Elend. Aber gleich nach der ersten Station fanden wir die Wege völlig bodenlos. Unser gar nicht schwerer englischer Wagen, den sonst drei Pferde sehr bequem fortzogen, mußte mit sechsen bespannt werden; und auch diese vermochten es kaum, uns mit aller Anstrengung ihrer Kräfte aus den Löchern herauszuziehen, in die wir bei jedem Schritt auf's Neue bis an die Achse des Wagens versanken. Die Kärner, denen wir begegneten, selbst die Bauern, die im Felde arbeiteten, alles lief geschäftig herbei, um unsern Postillonen die Pferde prügeln zu helfen, Es schien dies eine bei ihnen gewöhnliche Höflichkeitsbezeugung gegen Reisende zu seyn, für welche sie auch ihrer Seits ein kleines Gratial erwarteten. So entsetzlich es uns auch war, die armen Thiere so martern zu sehen, so mußten wir dennoch es ohne Widerrede geschehen lassen, wenn wir nicht auf der Straße liegen bleiben wollten. Das Regenwetter hatte das Land umher in einen Morast verwandelt; im Sommer bei ganz trocknem Wetter, kommt man auf diesem aus lauter

Lehm und Thon bestehenden Boden wahrscheinlich besser fort.

In Montlieu mußten wir übernachten, dort fanden wir alles im Superlativ: Unreinlichkeit Knoblauchsduft und die bitterste Armuth. Zum Einheizen brachte man uns Hobelspäne statt des Holzes; Butter und Kaffee waren den Leuten Dinge, die sie kaum den Namen nach kannten; im ganzen Hause befand sich kein einziges Fenster, zerbrochne Läden ersetzten ihre Stelle. Das übrige Ameublement war dem angemessen, die Betten mag die Phantasie des Lesers sich selbst malen.

Mit großem Geschrei drang ein halbes Dutzend Weiber in's Zimmer herein, um uns auf ihre Art zu bedienen. Aus den Lumpen, die um sie herflatterten, dem wilden Haare, das unter kleinen, weiß gewesenen Mützen ihnen über's Gesicht und über den Nacken herabhing, war es fast unmöglich, Spuren einer menschlichen Gestalt herauszufinden. Alle redeten zugleich auf uns ein, wir verstanden kein Wort von ihrem kauderwelschen Patois, sie ihrerseits verstanden uns eben so wenig, also konnten wir nichts weiter thun, als diese Nymphen für's Erste hinaus zu komplimen-

tiren, und dann den Rest einer Flasche Lavendelwasser auszugießen, das bei ähnlichen Gelegenheiten uns schon treffliche Dienste geleistet hatte. Unser Bediente hatte indessen in der Nachbarschaft fouragirt und wirklich sechs Eier und einen uralten Hahn erbeutet, aus dem er uns eine Suppe kochte, ohne daß die Leute im Hause ihm dabei helfen durften. Durch einen besondern Glückfall fand sich im Wagen auch noch eine Flasche Wein und die Ueberbleibsel einer kalten Pastete. So war denn unsre Wirthschaft für diesen Abend recht gut zigeunerhaft eingerichtet, wir trösteten uns dabei mit der Hoffnung, morgen in Bordeaux das Ende aller unsrer Noth zu erreichen.

Von Montlieu aus hatten wir noch sechs entsetzliche Meilen bis Cubsac vor uns. Daß wir auf diesem Wege nicht umgeworfen wurden, gränzt an Wunder. Der Weg war weit ärger als alle, die wir bis dahin zu überstehen gehabt hatten, jeder Schritt drohte uns die augenscheinlichste Gefahr. Dennoch gelangten wir ohne allen Unfall bis an das Ufer der Dordogne, dicht bei dem Städtchen Cubsac. Hier mußten wir in einem Mitteldinge von Fähre und Nachen über den

Strom setzen, der dort beträchtlich breit und ziemlich reißend ist. Zwei Stunden harrten wir am Ufer, ehe alles zur Ueberfahrt bereitet ward. Wir sahen uns hier plötzlich zu einem ganz andern Volke hin versetzt. Jede Spur des plumpen, dummen Phlegma der Bewohner von Poitou und Limoges war verschwunden. Wir befanden uns mitten unter den Gascognern, den leicht beweglichsten Bewohnern Frankreichs, vielleicht der Welt, das sagte uns alles, was wir sahen. Eine Menge Menschen von wildem Ansehen versammelte sich im Nu um unsern Wagen; Männer, Weiber, Kinder, die Schiffer, alles fluchte, schimpfte, lachte, schrie durch einander in rauhen, uns ganz unverständlichen Tönen, ohne daß wir begreifen konnten, warum der Lärmen entstand. Es war als ob gleich ein allgemeiner Faustkampf beginnen sollte; jeder Versuch zu diesen Leuten zu sprechen, war vergeblich, sie hörten gar nicht auf uns. Ihr wüstes Geschrei, die Heftigkeit in allem ihren Thun, gab uns im Kleinen ein schauerliches Bild von dem, was sie vor wenigen Jahren gewesen seyn mochten, als sie mit blutigen Händen die Herrschaft im Lande übten. Wir stie-

gen also wieder in unsern Wagen, machten die Fenster dicht zu, um dem Knoblauchsodem zu entgehen, mit dem sie rings um her die Luft verpesteten, und erwarteten gelassen, was sie über uns beschließen würden. Nach unendlichem Toben brachten sie uns ziemlich ungeschickt in das zur Ueberfahrt bestimmte Fahrzeug und spannten ein Segel auf. Der Wind wehte heftig, der ohnehin sehr reißende Strom schlug beträchtliche Wellen, und die Bewegung des kleinen Schiffes wurde dadurch so unangenehm, daß wir gewiß alle seekrank geworden wären, wenn die ziemlich lange Fahrt noch eine Viertelstunde länger gewährt hätte.

Endlich landeten wir, unter eben so großem Geschrei und Lärmen als bei der Abfahrt. Die Pferde standen schon bereit, wir hatten noch drei Meilen vor uns bis zur Bastide, welche Bordeaux gegenüber, diesseits der Garonne, liegt. Der Weg war vortrefflich und dies uns etwas ganz Ungewohntes nach allen überstandnen Plagen und Leiden.

Der Landstrich, den wir jetzt durchreisten, heißt entre deux mers, eine ebne Fläche, auf

der kein vorzüglich guter Wein wächst. Dennoch bauen die Einwohner fast nichts anders, und wir fuhren durch eine ununterbrochene Reihe von Weingärten hin. Es dämmerte schon als wir die Bastide erreichten, deshalb fanden wir es gerathner, noch diese Nacht in dem diesseitigen ganz erträglichen Gasthof zu bleiben, als so spät über die Garonne zu setzen, und bei dunkler Nacht in Bordeaux anzulangen. Dort gedachten wir uns mehrere Wochen aufzuhalten, und wollten deshalb lieber am Tage und mit Muße uns eine bequeme Wohnung aussuchen, auch waren wir so ermüdet, daß wir nichts anders denken mochten als: ausruhen.

Ankunft in Bordeaux.

In einem weiten Halbzirkel lag Bordeaux am andern Morgen vor uns, hart am Ufer des breiten Stroms, der hier eine große Krümmung macht. Die Morgensonne vergoldete die schönen Gebäude am Quai, das alte feste Schloß château Trompette, und die bunten Flaggen und

Wimpel der still vor Anker liegenden großen Seeschiffe; funkelnde Lichter spielten auf den hüpfenden Wellen der Garonne. Der Anblick war bezaubernd. Unzählige Schaluppen eilten geschäftig zwischen den Schiffen hindurch, Fischer-Kähne, ankommende Marktschiffe, Nachen von allen Formen vermehrten das bunte lustige Gewimmel. Es war ein fröhliches Rufen, Jauchzen, Singen, auf allen diesen verschiedenartigen Fahrzeugen, alles verkündete uns die Nähe eines Marktes der Welt, unter dem schönsten Himmelsstriche, bewohnt vom lebendigsten Volke der Erde. Langsam wand sich die Fähre, auf der wir uns befanden, durch das lustige Leben auf dem Strome, ähnliches jauchzte uns vom Ufer entgegen; da war ein Treiben, ein Ein- und Ausladen, ein Rasseln der Lastwagen, das uns betäubend geworden wäre, hätte nicht alles, was wir sahen, uns durch heimathliche Erinnerungen immer wieder aufgeregt.

Im Hôtel de Fûmel, einem der schönsten Häuser der Stadt, fanden wir eine überaus bequeme, angenehme Wohnung. Sonst gehörte es der damals ausgewanderten alten angesehenen Familie, deren Namen es noch trug, und die während

der Zeiten der Emigration durch manche liebenswürdige Eigenschaft sich auch in Deutschland Achtung und Freunde zu erwerben mußte. Der jetzige Besitzer, ein ehemaliger Diener der vorigen, hatte es zu einem der besten und dabei billigsten Gasthöfe eingerichtet; die Ordnung und Reinlichkeit in diesem Hause setzte nach allem, was wir bis hieher gesehen, uns in freudiges Erstaunen. Diese Ordnung und Reinlichkeit aber scheint uns ein Vorzug aller großen Seehäfen in jedem Lande; der häufige Verkehr mit Fremden, besonders mit Engländern und Holländern, ist wohl die Hauptursache derselben; und ohnerachtet der Entfernung vom Meere, nimmt Bordeaux doch einen bedeutenden Rang unter den Seehäfen ein, denn selbst die größten Kauffahrteischiffe finden auf dem Strome dicht an der Stadt einen bequemen Ankerplatz.

Unsre Wohnung gewährte uns eine der schönsten, belebtesten Aussichten, die nur irgend eine Stadt aufzuweisen vermag. Wenn wir aus den, nach Landessitte bis auf den Fußboden hinabreichenden großen Fenstern hinaustraten, auf den schmalen Balkon, der rings um das Haus sich hinzog, so übersahen wir mit einem Blicke den

großen Strom voll Lebens, und über ihn hinaus die schönen, sanft sich erhebenden Anhöhen des entgegengesetzten Ufers, mit allen ihren Schlössern, Dörfern und einzelnen Landhäusern. Dazwischen grünten Felder und Wiesen. Cypressen, Pappeln, Fruchtbäume aller Art erheben fröhlich ihre Wipfel in die blaue, sonnige Luft. Nie vergessen wir den Anblick, wenn die sinkende Abendsonne die ganze himmlische Aussicht mit funkelndem Rosenlicht bestreute, nie den Frühling, dessen allmähliches Heranschleichen wir schon am Ende des Februars aus diesen Fenstern belauschten. Bald hier, bald da wagte ein Baum, eine Hecke, ein Busch ihre Blüthen und Knospen hervor, bis ein grünlicher, duftender Schleier immer dichter und dichter alles leise überzog, und zuletzt die volle Pracht des Frühlings in Laubgewölb und Blüthen-Ranken plötzlich vor uns stand.

Bordeaux ist eine der größten Städte in Frankreich, damals zählte man über hunderttausend Einwohner darin. Verhältnißmäßig aber ist die Stadt mehr lang als breit, denn am Ufer des Stroms ist ihr eigentliches Leben, und alles strebte, dort sich anzubauen. Früh Morgens wandelten wir

gern längs der Garonne hin, und ergötzten uns an dem emsigen fröhlichen Treiben des arbeitsamen Volkes. Rechts vom unserm Hause kamen wir zuerst am Weinmarkt vorbei, den wir auch von der einen Seite unsrer Wohnung übersehen konnten. Hier nahm vom Morgen an bis zur sinkenden Nacht das lustige Gewimmel kein Ende. Etwas weiter, immer längs dem Strom, kommt man an einen großen freien Platz, an welchem die Börse erbaut ist, ein ganz modernes, großes, etwas wunderliches Gebäude. Kunstverständige wissen vieles daran auszusetzen, uns selbst erschien es nicht ganz tadellos, doch macht die Façade desselben auf diesem Platz einen ganz angenehmen Effect. In nördlichern Handelsstädten, zum Beispiel in London, in Amsterdam, in Hamburg, versammeln sich die Handelsherren unter freiem Himmel, auf Höfen ähnlichen, ganz offnen Plätzen, die eine oben bedeckte Colonnade umgibt, unter welcher sie bei zu unfreundlichem Wetter Schutz suchen können. Hier aber hat man der drückenden Sonnenhitze wegen eine andre Einrichtung getroffen. Die Börse ist ein ungeheuer großer Saal. Uns schien es ein arger Mißbrauch, daß

viele mit unzähligen Kleinigkeiten angefüllte Buden den Raum darin verengen, und ihm das imposante Ansehen rauben, welches er ohne dieses haben würde. Eine wunderliche Art von Kuppel wölbt sich hoch über den Saal, eigentlich ist es keine Kuppel, wir können diese sonderbare Bedachung nur mit den altmodischen, aus Brettern zusammengenagelten Lauben vergleichen, die man noch hie und da in kleinen Hausgärten findet. Sie wölbt sich nur von zwei Seiten über den untern viereckigen Raum, von den beiden andern steigen die oben abgerundeten, ganz flachen Seitenwände bis zu ihrer höchsten Höhe und schließen sich an. Die Fenster sind in langen, schmalen Streifen in den beiden gewölbten Seiten der Bedachung angebracht, und machen, von unten gesehen, einen ganz eignen, feierlichen Effekt. Unter den Fenstern hin läuft eine ziemlich breite Gallerie rings um das Gebäude, die aber zur Börsenzeit immer verschlossen bleibt. Ein großer Saal stößt an diese Gallerie, den ein hiesiger Maler recht artig dekorirte; er wird bei feierlichen Gelegenheiten zu Volksfesten, öffentlichen Bällen und großen Mahlzeiten gebraucht, während des Jahr-

markts werden auch in diesem Saal eine Menge Buden errichtet.

Wenn wir die Börse und den großen Platz vor derselben verlassen, um den Strom weiter zu verfolgen, so führt uns der Weg zuerst auf den breiten, mit einer langen Reihe schöner großer Häuser besetzten Quai. Der von ihm begrenzte Strom voll Getümmel, und die entgegen stehenden Ufer, gewähren auch hier eine unendliche Mannichfaltigkeit der lachendsten Aussichten; ja, nirgends wohl findet man das Gewühl einer großen Stadt so vereint mit allen Reizen ländlicher Natur. An die Häuser auf dem Quai reihen sich eine Menge Speicher, Magazine, Chays. Den letztern Namen führen hier die Weinniederlagen, von denen aus Europa und die halbe Welt versehen wird. Auf diese folgen die Schiffswerfte. Der Geruch von Theer und Pech verkündigt sie schon von weitem. Ewig wird dort gehämmert, gesägt, Theer gekocht, und ganz unbändig geschrien, denn ein schweigender Gaskogner wäre im wachenden Zustande etwas nie Gesehenes. Hier, wo bald ein neues Schiff vom Stapel läuft, bald ein altes kalfatert wird, wo es ewig zu schaffen,

zu fragen, zu holen gibt, ist dies Volk ganz in seinem Element, und übt die Gewalt seiner Lungen nach Herzenslust. Eine ungeheure Anzahl der platten Böte lag damals theils halb, theils ganz fertig da. Ob Napoleon es sich selbst weiß machte, daß er mit diesen Nußschalen England erobern könne, oder ob er die Welt absichtlich damit irre führen wollte, wird wohl ewig unentschieden bleiben. Damals wurde so eifrig daran gearbeitet, als müßten alle in der nächsten Woche fertig werden; ihre Anzahl lief ins Unglaubliche; ungenutzt sind sie jetzt spurlos verschwunden, mit ihnen die großen Summen, welche sie dem Lande kosteten.

Den Schiffswerften vorbei, am äußersten Ende der Stadt von dieser Seite, gelangt man an das Findelhaus, immer noch am Ufer der Garonne. Dieses schöne große Gebäude macht durch seine sehr zweckmäßige Einrichtung den wohlthätigen Gesinnungen der Bewohner von Bordeaux alle Ehre, obgleich dessen starke Bevölkerung nicht sonderlich für ihre Sitten spricht. Ein mit Betten versehenes Turniket, dicht am Eingange, nimmt das von aller Welt verlaßne, kleine, hülflose We-

sen zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht auf, und fast kein Tag im Jahre vergeht, an welchem nicht mehrere Kinder auf diese Weise dem allgemeinen Erbarmen übergeben werden. In dem vor unsrer Ankunft verfloßnen Monate waren allein sieben und dreißig Mulattenkinder in das Haus gebracht worden. Alle Kinder, schwarze und weiße und braune, werden mit gleicher Liebe aufgenommen und verpflegt, ohne Hinsicht auf Farbe oder Nation. Ein Zug an der neben dem Turniket angebrachten Klingel meldet im Hause sogleich den neuen Ankömmling, die Person, die ihn brachte, behält Zeit, sich ungesehen zu entfernen, ehe man kommt das Kind herein zu nehmen, welches indessen doch sehr schnell geschieht. Die ganz jungen Kinder werden zu einer Amme auf das Land gebracht, wo sie bleiben, bis sie der ersten mütterlichen Pflege entwachsen sind. Dieses der Wohlthätigkeit geweihte Haus ist eines der letzten in der Stadt. Verfolgt man noch ferner den Strom, so gelangt man bald an das freundliche Dorf Begle, dessen mit Weinlaub überwebte weiße Häuser uns lebhaft an die Dörfer am Rhein erinnerten.

Der Charteron.

Linker Hand vom Hôtel Fûmel, am Ufer der Garonne, stößt man zuerst auf das so oft von den öffentlichen Blättern erwähnte Château Trompette, ein uraltes, fast noch im maurischen Styl erbautes, festes Kastell. Zur Zeit seiner Entstehung war es gewiß eine recht bedeutende Veste, zur Sicherung der Schifffahrt auf dem Strome erbaut. Jetzt wird es nur noch zu Kasernen und Kriegsmagazinen benutzt. Die uralten Thürme, die dunkeln zackigen Mauern, bilden einen gar angenehmen Kontrast mit den sie rings umgebenden freundlichern Gegenständen, und dem Strom, an dessen Ufer sie schon seit vielen Jahrhunderten dastehen, ernste Zeugen des Wechsels der Zeiten und manchen blutigen Kampfs. Vom jenseitigen Ufer nimmt sich das alte Schloß höchst malerisch aus, besonders da in seiner Nähe die Böte und die Fähren landen und abgehen, und nirgends das Getümmel des Hafens sich lebendiger regte, als an dieser Stelle.

Wenige Schritte weiter kommt man in ein Gewimmel andrer Art. Dort thronen die furchtbaren Poissarden unter ihren ungeheuer großen leinenen Regenschirmen, die, im Boden befestigt, sich wie ein Zelt über die Eigenthümerinnen ausbreiten. Wer nicht gerade mit ihnen etwas zu verhandeln hat, macht gern einen Umweg, um nicht unter sie zu gerathen, besonders an den bestimmten Markttagen, wo sie alle in pleno versammelt dasitzen. Diese Weiber geben an Wildheit und Rohheit ihren berühmten Schwestern in Paris, den Dames de la halle, nichts nach. Wie jene scheinen sie ihre Abkunft von einem eignen Stamm abzuleiten. Riesenartig groß, von unglaublicher physischer Kraft, muß jeder Fremde sie auf den ersten Anblick für verkleidete Lastträger halten; ihr Benehmen, ihre rauhen Baßstimmen, ihre Physiognomie müssen ihn in diesem Irrthum bestärken. Die zotenartigsten Späße, ganz unerhörte Flüche und Schimpfworte, schreien sie den ganzen Tag einander mit der größten Vehemenz zu. Niemand, der nicht zu ihrer Classe gehört, darf ungestraft an ihnen vorbei, und wehe dem, der nur die kleinste Notiz von ihren Neckereien

nimmt, sey es im Ernst oder Scherz, und nicht ganz still seinen Weg weiter geht. Vollends verloren ist der Unglückliche, der eine dieser Damen beleidigt. Zwar leben sie unter einander in ewigem, oft blutigem Kriege, aber sobald es darauf ankommt, die allgemeine Ehre zu rächen, entsteht auch ein allgemeiner Waffenstillstand. Gleich sind alle ein Herz und eine Seele und fallen mit fürchterlichem Brüllen über den Frevler her, ohne Rücksicht auf seinen Stand; sie umzingeln ihn dicht von allen Seiten, und er hat von Glück zu sagen, wenn er mit ganz heiler Haut dem furchtbaren Kreise dieser Furien entrinnen kann. Viele ihrer auserlesensten Späße und Flüche sind von Liebhabern gesammelt und in Druck gegeben, aber nicht leicht wird Jemand diese Lectüre lange aushalten. Manche dieser Redensarten sind durch Tradition von der Mutter auf die Tochter vererbt, die pikantesten aber erfinden sie selbst gleich aus dem Stegreife, für den Bedarf des Augenblicks, oft mit ächt aristophanischem Witz. Treffend, geistreich sogar sind diese Ausbrüche ihrer guten und bösen Laune, je nachdem sie blos necken oder Ernst machen wollen, besonders ihre Vergleichun-

gen der einander fremdartigsten Dinge, und ihre Gleichnisse. Am riesenmäßigsten zeigt sich ihre Phantasie in Erfindung der gräßlichsten Flüche; sie grenzen zuweilen an's Erhabne; die größten Hyperbeln sind ihnen wie ein Sandkorn, wenn sie so recht in Zorn gerathen, und auf jeden neuen Fluch, jedes frischersonnene Schimpfwort folgt die Erwiederung von der Gegenpartei, Schlag auf Schlag im nämlichen Geiste. Es ist unmöglich, hier Beweise davon niederzuschreiben, aber Rabelais selbst dürfte sich vieler ihrer Einfälle nicht schämen. Der Dialekt dieser wunderlichen Kaste ist ein Gemisch von gascognischem Patois und schlechtem Französisch, deshalb oft unverständlich, dabei sehr rauh und übelklingend.

Vom Fischmarkt kommen wir in den elegantesten und belebtesten Theil der Stadt, den Charteron. So heißt der sehr lange Quai, der auf dieser Seite sich längs der Garonne hinzieht. Er ist der eigentliche Tummelplatz des hier alles beseelenden Handels; unaufhörlich rasseln dort die, mit den schönsten, großen, weißen Ochsen bespannten Lastwagen, werden mächtige Fässer in und aus den Kellermagazinen gerollt. Dort häm-

mern die Böttcher, es wird geschrien, geflucht, gelacht, gearbeitet, vom frühen Morgen bis zur Dämmerung, ohne Rast und Ruhe. Nicht minder lebendig geht es auf dem Strome her, wo tausend mannichfaltig gestaltete Fahrzeuge einander immerfort durchkreuzen. Die unabsehbar lange Reihe stattlicher Häuser, welche dieser Quai von der Landseite begrenzt, wird fast von lauter fremden, hier ansässig gewordnen bedeutenden Kaufleuten bewohnt, unter welchen wohl die Mehrzahl Deutsche sind. Diese hohen, aber selten über vier bis fünf Fenster breiten Häuser haben ein etwas reichsstädtisches Ansehen. Was ihnen an Breite abgeht, ersetzt die Tiefe; fast alle umschließen einen innern Hofraum, auf dem die hier so ganz unentbehrlichen Küper ihr Wesen treiben. Selten wird ein Haus von mehrern Familien bewohnt, weil die Comptoire viel Platz wegnehmen, und der überflüssige Raum zur Aufspeicherung der Waaren benutzt wird.

Die schöne, breite Straße Chapeaurouge und die Straße Tourny, ganz in der Nähe des Chartrons, werden zu demselben Quartiere gezählt. Da sie nicht unmittelbar an die Garonne grenzen,

so ist der Lärm in ihnen weniger groß. Es würde deshalb angenehm seyn dort zu wohnen, wenn nicht die Häuser des Chartérons den Vorzug einer wunderschönen Aussicht auf den Strom voraushätten. Eine schöne Allee in der Mitte der Straße Tourny gibt letzterer einen eignen Reiz, da das große prächtige Theater an einem Ende der Allee gegenüber liegt. Dieses Schauspielhaus wird für das größte und schönste in Frankreich gehalten, selbst Paris nicht ausgenommen. Die große Hauptfaçade, mit Säulen, Statuen und allem architectonischen Schmuck reich verziert, gewährt von der Allee aus einen schönen, imposanten Anblick. Ihr gegenüber, am andern Ende der Allee, liegt das, mit einer artigen Colonnade verzierte Kaffeehaus de Foix. Die Häuser zu beiden Seiten der Allee enthalten mehrentheils Magazine, in welchen Bijouterien, Modesachen und andere zum Luxus gerechnete Waaren verkauft werden. An schönen Morgen ist deshalb die Allee Tourny ein Lieblingsspaziergang der eleganten Bordelaiserinnen.

Die innere Stadt.

Der ganze Theil von Bordeaux, dessen wir bis jetzt erwähnten, wird nur als eine Art Vorstadt betrachtet, obgleich er wohl der beträchtlichste ist. Die eigentliche Stadt ist hinter demselben landeinwärts gebaut, und kann sich weder in Hinsicht der Schönheit noch der Lebendigkeit mit jenem vergleichen. Zwar ist die Stadt groß und weitläuftig genug, aber ihre engen, winkeligen Straßen laufen in mannichfachen Krümmungen, wie durch Zufall entstanden, in- und durcheinander hin; sie sind schmutzig, Nachts auffallend schlecht erleuchtet, und man athmet hier nicht die reine, stärkende Luft, wie dort, wo die erquickenden Düfte der Blumen und Bäume vom andern Ufer über den Strom herüberwehen.

An schönen Häusern, großen, öffentlichen Gebäuden fehlt es auch in der innern Stadt nicht, aber an sie grenzen stets elende verfallne Hütten, Wohnungen des bittersten Elendes und der empörendsten Unreinlichkeit. Mitten in diesem dunkeln

Labyrinthe finstrer verworrener Straßen, bringt hier und da ein freier großer Platz Luft und Licht. Der merkwürdigste unter diesen war uns der Platz Dauphine. Hier stand während der Schreckenszeit die mörderische Guillotine. Das Blut vieler Hundert achtbarer Bürger und Hausväter, blühender Mädchen und edler Frauen floß hier unter dem Henkerbeil und strömte täglich, nach der Versicherung von Augenzeugen, hell und klar wie ein Bach, durch die Abzugs-Canäle der benachbarten Straßen. Eine große Grube auf dem benachbarten Gottesacker der Kirche St. Saurin empfing die Todten; ohne Unterschied, ohne Sarg wurden sie hineingeworfen, bis das entsetzliche Grab angefüllt war und ein neues geöffnet werden mußte. Die Schranken, welche den Kirchhof von der Straße trennten, waren eingerissen und noch nicht wieder erbaut. Achtlos wandelte die Menge über die Ruhestätten hin, deren niedrige, mit jungem Grün sich eben schmückende Hügel wir nicht ohne Schauer und Rührung betrachten konnten. Ziegen weideten darauf, und Kinder spielten vielleicht über den Gebeinen ihrer nächsten Verwandten. Die alte, von innen ganz zerstörte Kirche

St. Saurin trägt auch von außen noch sichtbare Spuren, jener dem Geiste der Verwüstung hingegebenen Zeit. Verödet steht sie bei den weiten Gräbern, ein dunkles, schauerliches Monument.

Es liegt ein unerklärbares Etwas tief in uns, welches uns zwingt, gern von Dingen zu hören, die mit Grausen erfüllen. Ein ähnliches Gefühl treibt uns, von vergangnen Schrecknissen und jammervollen Tagen zu sprechen, deren Erinnerung uns dennoch jedes Mal mit neuem Schmerz ergreift. So kam es denn, daß auch unsre Freunde und Bekannten in Bordeaux uns oft mit Erzählungen ihres damaligen Elendes unterhielten, und wir aufmerksam, wenn auch schaudernd, ihren Erzählungen zuhörten. Viele von ihnen waren beim ersten Ausbruche des Sturms glücklich ins Ausland entflohen. Wie durch ein Wunder entkamen diese oft der Gefahr, auf der Flucht entdeckt zu werden; der schmählichste Tod wäre dann die sichre Folge davon gewesen. Die Unglücklichen aber, welche, gezwungen von häuslichen Verhältnissen, dableiben mußten, litten, nach ihren eignen Geständnissen, zehnfach den Tod, durch die grauenvollste Erwartung dessen,

was ihnen die nächste Stunde bringen konnte. Morgens früh, wenn eben der Tag zu dämmern begann, horchten sie in ihren dichtverschloßnen Zimmern, auf die weit durch die öde Stille schallenden Fußtritte der Todesboten, die allmählich sich ihrer Hausthüre näherten. Jetzt waren sie ganz nahe, schon erwarteten die Opfer das entsetzliche Klopfen an ihrer Thür, es ging vorüber. Aber der furchtbare Schlag dröhnte an dem nahen Hause des Nachbars, des Freundes, des Verwandten, des Bruders. Sie hörten die Thüren sprengen, das Weinen und Klagen der bekannten Stimmen der Frauen und Kinder, hörten das Opfer wegführen, zum sichern Tode noch ehe die nächste Sonne sank, und erwarteten morgen das gleiche Schicksal.

Diese entsetzlichen Scenen wiederholten sich täglich, und immer in der frühsten Morgenstunde, besonders auf dem Charteron, wo die Wohlhabenheit der Bewohner die Mörder unwiderstehlich anzog. Freiwillig folgten die Frauen ihren Männern ins Gefängniß, oft in den Tod, wenn nicht die Sorge für die Kinder sie zu Erhaltung des Lebens zwang. Alle Handlungsbücher und Pa-

piere der Verhafteten wurden, oft aus zehn verschiednen Häusern zugleich, mitgenommen, ohne Unterschied auf Wagen geworfen, um dann in großen Haufen bald hier bald dort aufgeschüttet zu werden, so daß es hernach unmöglich war, sie wieder aufzufinden. Der Schaden, welchen allein dies ganz unnütze Verfahren den Handelshäusern brachte, ist unermeßlich.

Der Urheber aller dieser Gräuel in Bordeaux war ein einziger, sonst ganz unbedeutender Mensch, ein abgesetzter Schulmeister, der die Gunst Robespierre's zu gewinnen gewußt hatte, und dann mit unersättlicher Mordlust die Gewalt benutzte, die ihm gegeben war. Robespierre's Fall zog auch den seinen nach, er endete fürchterlich, auf dem nämlichen Platze, wo er das Blut so Vieler vergossen hatte. Unter dem mordlustigen Geschrei des wüthenden Pöbels, mußte er auf einem Karren den Weg zur Guillotine antreten. Steinwürfe trafen ihn von allen Seiten, die furchtbaren Poissarden, in wirkliche Furien verwandelt, drängten sich um den Karren mit wüthendem Geschrei, die Nationalgarden konnten oder wollten ihnen nicht mehr widerstehen. Das Ungeheuer wäre le-

bendig zerrissen worden, hätte sich der Karren nicht in diesem Augenblicke der Guillotine genähert. Da nahm aber der Verbrecher einen günstigen Moment wahr, und sprang mit einem Satze auf das Gerüste, in den Tod, als sey dort für ihn eine Freistatt.

Einen angenehmern Eindruck, als die öden, blutbefleckten Mauern von St. Saurin, machte auf uns der Anblick der großen, im gothischen Geschmack erbauten, uralten Cathedral-Kirche. Auch hier sind zerstörende Hände geschäftig gewesen, doch ist Vieles noch erhalten. Das hohe, wunderbar sich durchkreuzende Gewölbe, wird noch von der Pracht der alten gemalten Fenster beleuchtet. Vieles alte, künstliche Schnitzwerk, viele Gemälde und die marmorne Kanzel, sind noch unbeschädigt vorhanden. Man arbeitete fleißig daran, die Kirche wieder ganz herzustellen, und dies verhinderte uns, alles genauer zu betrachten.

Der ehemalige Palast des Bischofs steht unfern der Cathedral-Kirche. Dieses große, stattliche Gebäude war jetzt dem Präfecten zur Wohnung eingeräumt, und der Bischof muß sich mit einer demüthigern begnügen. Ein großer Seiten-

flügel des Palastes, mit einem besondern Eingange von der Straße her, war für die Gerichtspflege bestimmt; wir traten einen Augenblick hinein. Mit großer, heftig gestikulirender Beredsamkeit, von Seiten der Advokaten, ward eben ein Kriminal-Proceß öffentlich verhandelt. Dem Platze der Richter gegenüber saßen eine Menge Zuschauer, größtentheils aus den niedern Ständen, sehr aufmerksam da. Wir konnten gar nicht vernehmen, wovon eigentlich die Rede war, denn die Advokaten sprachen so schnell, so heftig, dazu in ziemlich gascognischem Dialecte, daß es uns Ausländern unmöglich ward, dem Strom ihrer Worte zu folgen. Dieses und der von den Zuhörern ausströmende Knoblauchsduft vertrieb uns bald wieder. Draußen im Vorsaale standen auch viele Leute, und eine Menge von Advokaten lief geschäftig durch ihre Reihen, und sprach bald mit diesen bald mit jenen; vermuthlich mit ihren Klienten, die ungeduldig erwarteten, daß auch an sie die Reihe komme einzutreten. Die Advokaten waren ganz wie vor der Revolution gekleidet, so wie man sie noch auf dem französischen Theater sieht, schwarz, mit langen fliegenden schneeweißgepuderten Haa-

ren, die sich tief auf dem Rücken in Locken schlagen; dazu einen schmalen, von den Schultern herabhängenden Mantel.

Die Ruinen eines alten römischen Amphitheaters in diesem Theile der Stadt würden sehr interessant seyn, wären sie nur besser erhalten, und wäre es nur möglich, sie gehörig zu überschauen. Aber man bekümmert sich wenig darum, und viele Einwohner von Bordeaux kennen nicht einmal ihre Existenz. In den Zeiten der Revolution brach das Volk große Lücken in die alten Mauern, um die Steine zur Erbauung elender Hütten mitten im Bezirke des Amphitheaters zu benutzen. Diese stehen noch da, es dürfen aber keine mehr hingebaut werden, und auch dem ferneren Abbrechen ist einigermaßen gesteuert. Moderne, größtentheils sehr unansehnliche Gebäude umgeben rings diese ehrwürdigen Ueberbleibsel des Alterthums, lehnen sich zum Theil an sie, und benutzen sie als Umgebung ihrer Höfe. Sehr wünschenswerth ist es, daß diese häßliche Nachbarschaft entfernt werde, denn gewiß ist weit mehr von diesen Ruinen vorhanden, als man in dieser Entstellung derselben bemerken kann. Ein großes



Thor steht noch fast unversehrt; wir glaubten sogar Spuren einer Inschrift daran zu entdecken, auch von den felsenfesten Mauern und großen Schwibbogen ist noch vieles sichtbar, so wie einige Ueberbleibsel der für das römische Volk bestimmten Sitze. Das Volk in Bordeaux nennt diese Ruine den Palast des Kaisers Gallienus, es ist aber augenscheinlich, daß sie die Ueberreste eines Amphitheaters sind.

Promenaden.

Ausgezeichnet schöne öffentliche Spaziergänge findet man weder in Bordeaux selbst, noch in der Nähe der Stadt, obgleich die Einwohner eben so viel und so gern spazieren gehen, als alle Franzosen überhaupt. Doch, wie wir früher schon bemerkten, eine französische Promenade, und ein deutscher Spaziergang, sind zwei himmelweit von einander verschiedene Dinge. Wir suchen dabei freie, frische Luft und den Genuß der Natur in einer angenehmen Gegend, das Local aber, in

welches die Mode die Franzosen an bestimmten Tagen und Stunden zusammentreibt, gilt ihnen völlig gleich; die Promenade ist doch deliciös, wenn auch kein Grashalm darin sproßt, kein Baum Schatten bietet, sobald nur recht viel elegante Welt sich dort versammelt. Deshalb genügt auch den Einwohnern von Bordeaux des Morgens ihre Allee Tourny, zur Jahrmarktszeit der Platz vor der Börse, und zu andern, ebenfalls bestimmten Stunden und Tagen, der öffentliche Garten in der Stadt. Dieser beschreibt eine ziemlich große, ebne Fläche, deren ganze Schönheit in einem Paare recht großer Grasplätze und einigen schattigen Alleen besteht. Jetzt wurde er auch zum Exerzierplatz benutzt, und hieß deshalb das Marsfeld, le Champ de Mars. Die recht schöne Reitbahn stößt dicht an diesen Garten, und wird auch von bloßen Zuschauern fleißig besucht; besonders in den Stunden wo die schönen Bordelaiserinnen ihre equestrischen Uebungen halten. Landpartien außer der Stadt werden selten angestellt, die Gegend ist nicht einladend dazu.

So wie man das Ufer der Garonne verläßt, findet man lauter meist schattenarme Ebenen, de-

ren ewige Weingärten das Auge ermüden. Einige wohlhabende Kaufleute besitzen, in nicht zu großer Entfernung von der Stadt, bequeme, oft recht schöne Landhäuser; besonders folgen die deutschen Familien der vaterländischen Sitte, und bringen einen Theil des Sommers, vor allem aber die Zeit der Weinlese dort zu. Das gibt denn Anlaß zu mancher frohen Landpartie, gewöhnlich aber nur an Sonntagen, denn in der Woche sind die Männer an ihre Geschäfte gefesselt, und können ihre auf dem Lande wohnende Familie nur an Feiertagen in Gesellschaft mehrerer Freunde besuchen.

Ein bedeutender Verlust für die lebenslustigen Bewohner von Bordeaux, ist die Verödung der großen, etwa eine Viertelstunde von der eigentlichen Stadt entfernten Karthause. Dort bewohnten sonst die ehrwürdigen Väter ein palastähnliches Gebäude, lebten in Herrlichkeit und Freuden, und öffneten gastfrei ihre Thore den sie besuchenden Freunden, zu welchen sich alle Gutschmecker von Bordeaux rechneten. Obgleich die Geistlichen dieses Ordens sich nur von Fischen nähren dürfen, so war doch ihre Tafel weit und breit berühmt.

Höchst tolerant zählten sie allerlei Arten wilden Geflügels, das auf dem Wasser schwimmt, mit zu den Fischen, dazu alle eßbare Schnecken, Muscheln und Austern. Eigentliche Fische gibt es ohnehin hier in Menge und von allen Gattungen, so vortrefflich als irgendwo in der Welt. Die ehrwürdigen Pater Küchenmeister wußten alle diese Gaben Gottes ganz vorzüglich zu bereiten: denn die Archive des Klosters enthielten seltne, von alter Zeit vererbte Küchengeheimnisse, die den Augen der profanen Welt ewig verborgen blieben. Leider aber brachte die Revolution auch das Ende dieser Herrlichkeit herbei, die frommen Väter mußten in die weite Welt auswandern; und ihre Verehrer betrachten seufzend das jetzt freudenarme große Kloster, in dessen Zellen und Sälen nun eine Kolonie rabenschwarzer, aus St. Domingo ausgewanderter Neger haust, denen es Napoleon zur Freistatt einräumte.

Nirgends weiter in Europa gibt es deshalb wohl so viel Neger, als in Bordeaux; sie leben dort in vollkommner Freiheit von dem was sie durch Fleiß und Industrie erwerben können, und scheinen die, wie man sagt ihnen angeborne Träg-

heit ziemlich abgelegt zu haben. Die Negerinnen zeigen sich in Behandlung der Wäsche sehr geschickt, sie plätten und nähen vorzüglich gut, und finden deshalb in vielen Häusern freundliche Aufnahme; sogar als Ammen und Wärterinnen scheut man sich nicht, ihnen ganz junge Kinder zu vertrauen, die sie mit Liebe und Treue pflegen und warten. Die Neger thun jede Arbeit mit ausgezeichneter Geschicklichkeit, und viele von ihnen finden deshalb als Hausknechte und Bediente, sogar als Kutscher in angesehenen Häusern leicht ihr Unterkommen. Andere verfertigen allerhand Kleinigkeiten für ihre eigene Rechnung, einer unter ihnen war damals der geschickteste Damenfriseur in Bordeaux. Er übte seine Kunst mit ächtem Sinn für Schönheit, und ordnete die Haare und Turbans der Damen sehr geschmackvoll, nach Büsten, Medaillen, Kupferstichen, die er in den Kunstläden oft Stundenlang für sich allein studirte. Auf den Bällen fehlte er nie, um mit Haarnadeln und Kamm bereit zu seyn, und jeder sinkenden Locke aufzuhelfen, die er früher aufgebaut hatte. Der arme pechschwarze Dominik war wirklich ein Friseur, wie er seyn sollte; und da es wohl we-

nigen Menschen so ganz Ernst mit ihrem Geschäfte ist, als es ihm damit war, so wird es uns hoffentlich niemand verargen, daß wir hier in Ehren seiner gedenken.

Die Einwohner von Bordeaux.

Aus allen Provinzen Frankreichs, allen Ländern Europens, ja der ganzen cultivirten Welt, kamen die Bewohner von Bordeaux dort zusammen und leben nebeneinander in recht behaglicher, geselliger Häuslichkeit, als wäre es immer so gewesen. Der mächtige Reiz des Erwerbens, das schöne gemäßigte Klima, vereint mit dem Ueberfluß an allem, was zum frohen Genusse des Lebens gehört, zog alle die Tausenden auf diesem einen Punkte zusammen und hält sie dort fest. Deshalb gefällt es auch dem blos Durchreisenden so wohl in dieser Stadt. Aus welchem Lande er auch sey, er findet in ihr Landsleute, die ihm freundlich entgegen kommen, und in ihren Häusern die Spuren seiner eignen vaterländischen Sitte.

Jede in Bordeaux ansässige fremde Familie hat doch aus dem Vaterlande irgend eine alte, liebe Gewohnheit mitgebracht, die sie heilig hält; dieses bringt Mannichfaltigkeit in das gesellige Leben, dagegen aber verbindet ein alles beherrschender Geist der Freude, und manche auf die Eigenthümlichkeit des Landes gegründete Sitte, alle diese Einzelnen zu einem erfreulichen, zusammenstimmenden Ganzen.

Die Bewohner von Bordeaux theilen sich in drei Classen. Die vornehmste, aber nicht glänzendste, besteht aus dem ziemlich zahlreichen Adel und denen, welche bedeutende öffentliche Aemter zu verwalten haben. Zu ersteren gehören viele durch Alter und Namen ehrwürdig gewordne Familien, die theils aus Wahl, theils aus Familien-Rücksichten, theils aus Oekonomie diesen stilleren Aufenthalt dem großen, glänzenden Schauplatze von Paris vorziehen. — Bei diesen findet man noch die, später aus der sogenannten guten Gesellschaft von den Emporkömmlingen verdrängte, alt-französische Sitte, ihren Anstand, ihren Geist, ihre Urbanität, aber auch ihre feierliche Etikette. Alle diese Familien bewohnen die schönsten Häuser in

der innern, eigentlichen Stadt, sie leben größtentheils unter sich in abgesonderten Cotterieen, zu denen Fremde selten gezogen werden, weil sie nicht leicht ihre Bekanntschaft machen. Denn gewöhnlich bringt man Empfehlungen an bedeutende Handelshäuser mit, aber nicht an diese, vom Verkehr mit dem Auslande abgetrennten Familien. Auch in Bordeaux, wie überall in einer großen Handelsstadt, muß der Adel sich durch Reichthum, und durch den daher entspringenden Luxus, vom Kaufmannsstande übertroffen sehen; deshalb meidet er es auch hier gern, mit jenem in gesellige Verbindungen zu treten. Nur bei seltnen feierlichen Gelegenheiten und großen öffentlichen Festen treffen beide Theile zusammen, und in ihrem Benehmen gegeneinander ist dann eine gewisse feierlich abgemeßne, gegenseitige Höflichkeit vorherrschend.

Die Kaufleute bewohnen fast ausschließend den Charteron, den Quai und die an beide zunächst grenzenden Straßen und Plätze. Besonders ist der Charteron beinahe wie eine deutsche Kolonie zu betrachten. Fast die Hälfte der hiesigen bedeutenden Handelsherren besteht aus Ausländern,

und von diesen wieder die Hälfte aus Deutschen, oder doch von deutschen Aeltern Abstammenden. Wir bemerkten nur bei sehr wenigen dieser unserer Landsleute eine Sehnsucht nach der Rückkehr in das Vaterland; der schöne Himmel, die tausendfachen Annehmlichkeiten von Bordeaux üben eine gar zu anziehende Kraft. Wenn daher auch manche durch Geschäfte, Familienverhältnisse oder Reiselust in die angeborne Heimath zurückgeführt werden, so geschieht dies doch nur auf kurze Zeit, und fast Alle kehren gern bald wieder an die reizenden Ufer der Garonne zurück. Obgleich viele dieser Familien schon seit mehreren Generationen in Bordeaux existiren, so haben sie doch neben der französischen auch ihre Muttersprache beibehalten; und oft fanden wir uns in Zirkeln von zwanzig, dreißig Personen, wie mitten in Deutschland. Auch deutsche Sitte herrscht noch in ihren Häusern, aber verflüchtigt, möchten wir sagen. Der Geist des Frohsinns, die Lust am Genusse des Lebens, werden hier mit der Luft eingeathmet, und mildern höchst angenehm den angebornen Ernst der Deutschen. Der Kaufmann sitzt in Bordeaux nicht vom Morgen bis in die sinkende

Nacht am Schreibepulte, wie es wohl in Deutschland der Fall ist; er arbeitet den Morgen hindurch, und das warme Klima zwingt ihn, den Tag früh zu beginnen; den Abend aber weiht er den Freuden der Tafel und der Geselligkeit. Schon die Art des hier vorzüglich betriebenen Geschäfts trägt zum heitern Leben bei. Bordeaux ist der Weinkeller der halben Welt. Dies veranlaßt kleine Reisen in die benachbarten Weinberge, und bringt unzählige fröhliche Episoden in das sonst so trockne Comptoirleben.

Vom Kaufmanns-Stande sollten wir jetzt eigentlich zu dem der Künstler und Gelehrten übergehen, aber leider wissen wir wenig von diesen zu sagen: denn weder Kunst, noch Literatur blühen in dieser Gegend, wo sonst doch alles gedeiht. In der ganzen großen Stadt konnten wir troz aller Nachforschungen nur einen einzigen, einigermaßen bedeutenden Maler erfragen. Er hieß le Court, und ist der nämliche, der den früher erwähnten Saal über der Börse recht hübsch gemalt hat. Wir fanden bei ihm mehrere Portraite, die er malen mußte, um zu leben, und konnten keines davon gelungen nennen. Einige Historien-

Stücke von seiner Erfindung waren besser, obgleich ganz in französischer Manier. Landschaften schienen sein Hauptfach zu seyn, und Berghem sein Vorbild dabei. Mehrere, die er uns zeigte, waren gut erfunden, gut ausgeführt und sowohl in Hinsicht des Farbentons als der Beleuchtung lobenswerth; er arbeitete eben an einer sehr großen Ansicht des Hafens von Bordeaux. Sein Sohn würde unter guter Leitung gewiß ein recht vorzüglicher Zeichner werden: er zeichnete mit schwarzer Kreide nach Oelgemälden; eine dieser Copien, nach einem guten Original der italienischen Schule, war mit fast übermenschlichem Fleiße ausgeführt: sie stellte den Tod des Holofernes vor. Der junge Künstler hatte auch versucht, sich selbst in Oel zu malen; das Bild war richtig gezeichnet, sprechend ähnlich, aber der Ton zu grau und kalt.

Talente dieser Art finden hier keine Gelegenheit sich zu bilden, und überhaupt wenig Aufmunterung; auch mögen wohl das warme, milde Klima, und alle die Aufforderungen zur Freude außer dem Hause, die stille Thätigkeit hemmen, welche zur Erlernung einer Kunst so unentbehrlich ist. Der größre und mühelosere Gewinnst des Han-

dels ist dabei hier so lockend, daß nur ein unwiderstehlicher innerer Trieb zur Kunst, den Jüngling bewegen kann sich ihr zu weihen. Selbst das Handwerk im höhern Sinne des Wortes gedeiht hier nicht; es gibt hier keine vorzüglich geschickten Tischler, Ebenisten, Goldarbeiter und dergleichen. Nur das ganz Gewöhnliche für den häuslichen Bedarf wird in Bordeaux verfertigt; macht man höhere Ansprüche, so muß man die gewünschte Sache aus Paris verschreiben.

Mit der Literatur geht es nicht besser, und die nicht zahlreichen Buchhandlungen sind sehr unbedeutend. Vielleicht wohnt dennoch mancher verdienstvolle Gelehrte in Bordeaux und arbeitet still für sich, aber niemand kennt ihn und seine Werke; man lebt zu wohlgemuth, als daß man vor aller Lust Zeit hätte, an etwas Höheres zu denken. Unsere Landsleute machen auch hierin eine ehrenvolle Ausnahme: denn in ihren Häusern fanden wir nicht allein die besten früheren Werke der deutschen Literatur, sondern auch viele der neuern vorzüglichen Erzeugnisse unserer Zeit.

Die eigentliche Volksclasse trägt auch hier das Gepräge des Charakters der Nation am deut-

lichsten zur Schau; hier findet man den ächten, wahren Gaskogner. Dem Vergnügen bis zur wildesten Ausgelassenheit ergeben, ist er doch nicht arbeitsscheu, alles kann er ertragen, nur nicht ruhige Stille; er muß toben, lachen, schreien dürfen, dann thut er unermüdet, was er soll. Armuth oder Wohlhabenheit gilt ihm ziemlich gleich, nur Tanz und Spiel darf nicht fehlen, eher das tägliche Brot. Wohnliche Bequemlichkeit, Reinlichkeit, Ordnung, sind Dinge welche diese Menschen kaum dem Namen nach kennen. Von der Heftigkeit der Gaskogner in Ton und Bewegung, beim kleinsten Anlaß, kann sich kein Nordländer einen Begriff machen, der nicht Augenzeuge war. Wenn man mehrere von ihnen über irgend eine Angelegenheit mit einander sprechen sieht, sey es im Bösen oder Guten, so muß man jeden Augenblick erwarten Mord und Todschlag entstehen zu sehen, und ehe man es sich versieht, stiebt unvermuthet alles mit lautem Gelächter plötzlich auseinander. Der gemeine Gaskogner ist stark, groß und gut gewachsen, aber nie und nirgends sahen wir häßlichere, abschreckendere Gesichter, verzerrtere Züge, als bei diesem leidenschaftlichen

Volke; besonders übertreffen die Weiber in dieser Hinsicht alle Einbildungskraft. Die sie umgebende Unreinlichkeit und ihre unordentliche entstellende Kleidung, tragen auch viel zu diesem widrigen Aussehen bei. Nichts ist häßlicher, als die dormeusenartigen, von beiden Seiten tief ins Gesicht hängenden, leinwandenen Hauben der gemeinen Weiber, ihre unförmlichen Jacken und die um sie her schlotternden Röcke, deren ursprüngliche Farbe nicht mehr zu erkennen ist. Die Sprache des Volks, das gaskognische Patois, hat einen singenden, unangenehmen Nasenton, den ihre rauhen Kehlen noch widriger machen; Fremde verstehen wenig davon, selbst wenn sie der französischen Sprache sehr mächtig sind. Aber auch in den höheren Ständen hört man die den Gaskogner auszeichnende Accentuation des sogenannten stummen e, überdies manches nur in dieser Provinz verständliche Wort und die fast italienische Aussprache zweier neben einander stehender Vocale, jeden für sich allein, zum Beispiel je t'aïme, statt je t'aime Diese Abweichung vom Gewöhnlichen klingt aber im Munde der hübschen Bordelaiserinnen gar nicht unangenehm, sie gibt ihnen eine ganz eigne, an-

genehme Naivität, und nimmt sich besondrrs artig aus wenn sie singen, was sie oft und gern thun. Die Physiognomie der höhern Stände in Bordeaux, ist überdies von der des Volkes so ganz verschieden, als wären jene von ganz anderem Ursprunge. Nirgends findet man in der Gesellschaft mehr auffallend hübsche Mädchen und Frauen als dort, zwar selten regelmäßig schön, aber doch unendlich reizend und anmuthig. Blaue Augen und hellbraunes oder blondes Haar bezeugen zwar die germanische Abkunft vieler unter ihnen, aber auch die ächten Bordelaiserinnen mit ihren schwarzen Locken, ihren schön gespaltnen, blitzenden, dunkeln Augen geben diesen an Liebenswürdigkeit nichts nach.

Das Leben in Bordeaux.

Das Straßenpflaster in Bordeaux gehört zu den schlechtesten in der Welt. Diese für den Anfang einer Beschreibung des dortigen geselligen Lebens etwas wunderlich scheinende Bemerkung

ist dennoch näher damit verwandt, als man es auf den ersten Anblick glauben möchte. Vor der Revolution wimmelte Bordeaux von eignen Equipagen; jedes angesehene Handelshaus hielt mehrere Kutschen und Cabriolets, in welchen die Herren und ihre Gehülfen täglich zur Börse fuhren. Besonders konnten die Bewohner des Charteron ihrer nicht entbehren; denn ihr Weg dorthin ist weit, gerade um die Mittagszeit den brennendsten Stralen der Sonne ausgesetzt; ein Sonnenstich aber ist in diesem heißen Klima keine Seltenheit und von gefährlicher, oft tödtlicher Wirkung. Außer der Börsenzeit benutzten die Frauen die Pferde und Wagen zum eignen Vergnügen. Jetzt ist das anders. Der Handel und mit ihm der Erwerb wurden auch hier sehr beeinträchtigt; mancherlei Einschränkungen im Hauswesen waren die Folgen davon, vor allem die Abschaffung der eignen Equipagen; zu unsrer Zeit zählte man deren kaum ein Dutzend mehr. Man fährt jetzt in Miethwagen zur Börse, wenn die Witterung dies nöthig macht, übrigens geht alle Welt zu Fuße: denn die Fiakers sind hier bei weitem nicht so gut eingerichtet, als in an-



dern Städten. Sie sehen zwar elegant genug aus, aber ihre Anzahl ist klein, sie haben keine angewiesene Plätze, man muß sie in ihren Wohnungen aufsuchen; auch sind sie, eben des bösen, Pferde und Wagen zu Grunde richtenden Pflasters wegen, keiner Taxe unterworfen. Aus allen diesen Schwierigkeiten, welche der Verkehr in die Weite hat, entspringt wahrscheinlich der Gebrauch, sich im Umgange auf die zunächst Wohnenden zu beschränken, und aus diesem wieder die böse Folge, daß die große Stadt dadurch von selbst in eine Menge kleiner Städte gleichsam zerfällt. Alle, die in einem gewissen Bezirke neben einander wohnen, besuchen sich, gegenseitige Gastlichkeit bringt sie in freundschaftliche Verhältnisse, aber die Schranken dieser Bezirke sind gar scharf gezogen; das jenseits der Grenze nächstliegende Haus ist schon völlig in der Fremde. Wehe den Bewohnern, doppelt wehe den Bewohnerinnen eines andern Stadtviertels, wenn sie der Zufall in einen Zirkel wirft, in welchem sie nicht einheimisch sind! Die Männer wissen sich in solchen Fällen immer eher zu helfen, aber die armen Frauen sind dann in einem wahrhaft bejammernswürdigen

Zustande. Alles sieht sie an, niemand spricht ein freundliches Wort zu ihnen, und am allgemeinen Gespräch können sie auch nur wenigen Antheil nehmen, weil jede Cotterie ihre eigne, nur den Eingeweihten verständliche Sprache, ihre eignen Anspielungen, ihre eignen Späße hat. Wir Fremdlinge waren oft der einzige Trost solcher, mitten in der Gesellschaft ihrer eignen Vaterstadt verlaßnen, einsamen Damen: denn eben weil wir ganz fremd waren, kannte uns alle Welt und kam uns freundlich entgegen. Verändert eine Familie ihre Wohnung, treibt das Schicksal sie etwa vom Charteron in die Stadt, so hat sie mit dem Tage alle ihre ehemaligen Bekannten verloren; es ist eine Trennung, als zöge sie in ein weit entferntes Land. Was eine solche Familie aber mit dem verlaßnen Quartier verliert, findet sie in der neuen Wohnung wieder, freilich in veränderter Gestalt. Auf die erste Nachricht von der Ankunft der neuen Nachbarn, eilt alles herbei sie zu begrüßen; Visiten werden mit Gegenvisiten erwiedert, und so die Grundlage zu neuen Verbindungen gebildet.

Sehr auffallend war es uns, daß man es

den Damen auch von außen ansieht, in welchem Viertel der Stadt sie wohnen. Jedes derselben hat seine eignen Moden, seine eignen Putzmacherinnen und Schneiderinnen, welche nur für solche arbeiten die zu ihrem Bezirke gehören, und sie alle so nach einem Zuschnitt kleiden, daß es fast am Ende auf eine Art von Uniform hinausläuft. Im Theater, wo alles zusammen kommt, machte es uns oft Vergnügen, die Damen gewissermaßen mit den Augen zu ordnen, und zusammen zu suchen was sichtlich zu einander gehörte. Die Damen vom Charteron sind die elegantesten; und als wir es uns einmal beikommen ließen, eine der Schöpfungen ihrer ersten Modistin, Madame Vernos in der Allee Tourny, tadeln zu wollen, erwiederte uns diese dafür mit hohem Blick und vieler Würde: „j'habille les Dames du Charteron!“ Der Laden der guten Madame Vernos würde indessen weder in Leipzig, noch in Hamburg, noch in Frankfurt am Main großes Aufsehen erregen. Dort hat man die Moden, selbst aus Paris, weit früher als in Bordeaux. Der Luxus in der Kleidung ist hier im gewöhnlichen Leben nicht groß, nur bei Bällen

und großen Fêten wird hierin eine Ausnahme gemacht. Man liebt grelle, bunte Farben, wie überall im Süden, wo der dunkelblaue Himmel diese zu fordern scheint. Das wissen die Kaufleute in Paris recht gut, und schicken deshalb alles aus vielen abstechenden Farben, oft wider den guten Geschmack, Zusammengesetzte, in die südlichen Provinzen, wo es nie verfehlt, Absatz zu finden.

Eines aus der Zerstückelung der großen Stadt in viele kleine wahrscheinlich entstehenden Uebels müssen wir noch erwähnen, nämlich der nirgends allgemeiner als hier herrschenden Sucht, sich um das Thun und Lassen seiner Bekannten zu bekümmern, Anekdoten zu sammeln, und mit diesen dann die Unterhaltung zu schmücken. Alle häuslichen Zustände der eben in der Gesellschaft Gegenwärtigen oder zu ihr Gehörigen, alle geheime Nachrichten aus ihrem Leben, mußten wir wider Willen erfahren: denn jedermann beeiferte sich, uns davon zu unterrichten. An Entkommen war dabei gar nicht zu denken, wir gingen aus einer Hand in die andere, und oft erwischte uns die nämliche Person, von der eben die Rede gewesen

war, um uns nun auch ihrerseits von der zu unterhalten, die wir vor zwei Minuten wohlunterrichtet verlassen hatten. Da alle diese geheimen Anekdoten fast immer in das Gebiet der scandalösen Chronik gehörten, so empörte es unser Gefühl, daß man uns, den ganz Fremden, solche Dinge von anscheinenden Freunden vertrauen mochte, und dieses Benehmen hätte uns beinahe den Besuch der hiesigen Gesellschaften gänzlich verleidet; wenn wir nicht bald inne geworden wären, daß es damit lange nicht so böse gemeint ist, als der Anschein es gibt.

Der Franzose muß nun einmal immer schwazzen, wenn er auch nichts zu sagen weiß; er glaubt sogar in der Gesellschaft gegen den Anstand zu sündigen, wenn er einige Minuten schweigt; und selbst ein Sterbender hält es für seine Pflicht, die ihn Besuchenden zu unterhalten, bis ihm unter der Hand des Todes die Zunge erstarrt. Nun denke man sich vollends die Gaskogner, diese Franzosen im Superlativ! dieses ewig mobile Volk, das keine Ruhe kennt, als den Tod und seinen Zwillingsbruder, den Schlaf! Sie müssen sprechen, so lange sie leben und wach sind. Und

was kann ihnen den Stoff zum Gespräche liefern, als die Außenwelt, die einzige, welche sie kennen? Das Beobachten des Nachbars, dieser Grundzug ächter Kleinstädterei, ist in allen diesen kleinen eine einzige große Stadt ausmachenden Städten nicht zu vermeiden; man muß dem Nachbar in die Fenster sehen: denn der Kreis, der jeden Einzelnen umgibt, ist gar zu eng. Der Umstand, daß auch die hier einheimisch gewordnen Ausländer sich von der allgemeinen Art und Weise nicht ausschließen, erklärt sich eben daraus, daß sie einheimisch geworden sind, und daß man, zufolge des alten bekannten Sprichworts, unter den Wölfen heulen lernt. Uebrigens hat all dieses Geschwätz in der Gesellschaft weiter keine Folgen für den Gegenstand desselben, man zischelt es einander zu und das ist es Alles; der, den es angeht, wird darum nicht weniger geachtet, gerade weil niemand dem Aehnlichen entgehen kann.

Die Frauen in Bordeaux führen trotz all diesen Beobachtern ein gar leichtes, lustiges Leben, und denken wenig daran, sich vor dem Scheine zu bewahren; manche würden es vielleicht sogar übelnehmen, wenn in der Welt, das heißt hier, im

Hause des Nachbars, von ihnen nicht gesprochen würde. Verhältnisse, die man sonst wohl in den dunkelsten Schleier des Geheimnisses zu verhüllen pflegt, werden hier öffentlich zur Schau gestellt; oft schien es uns sogar, als wären diese Verhältnisse nur des Scheinens wegen da, weil es die Mode so will, wie ein Putzhütchen, das doch keinen Schatten gibt. Und doch, wer mag es wagen, über diese leichten, luftigen, immer fröhlichen Weiber abzuurtheilen? Wahr ist es, sie thun ungern einen Schritt, ohne wenigstens einen sie bewundernden Verehrer hinter sich zu wissen, aber deshalb sind sie vielleicht nicht weniger tugendhaft, als ihre ernstern häuslichen Schwestern im Norden. Landessitte, allgemeines Beispiel entschuldigen vieles; und daß sie die ächte Würde der Frauen wohl fühlen, beweist der Heldenmuth und die feste Treue, mit der während der Revolution viele Hunderte von ihnen ihren Gatten ins Gefängniß, ja in den Tod freiwillig folgten.

So lustig und frei die Frauen in Bordeaux leben, so eingezogen werden die Mädchen gehalten, bis der Trauring sie von allem Zwange befreit. Schauspiele, Gesellschaften, Bälle, Con-

certe dürfen sie nie anders als in Begleitung ihrer Mütter besuchen, ohne deren Beiseyn darf kein Besuch gegeben oder angenommen werden, selbst nicht von und bei vertrauten Freundinnen und Verwandten des Hauses. Sogar bei jeder Lehrstunde muß die Mutter zugegen seyn, oder doch wenigstens ihre Stelle durch eine seit vielen Jahren treu bewährte alte Bonne ersetzen lassen. Ein Mädchen würde um keinen Preis es wagen, ohne die Mutter nur zehn Schritte über die Straße zu gehen, oder sich von einem andern Manne als ihrem Vater begleiten lassen, selbst nicht von ihrem Bruder. So nachsichtig man gegen den Ruf der Frauen ist, so sorgsam wird der eines Mädchens bewacht, und die kleinste Uebertretung der angenommnen Sitte würde nie vergeben oder vergessen werden. Auf den Bällen sitzt jede Mutter neben ihrer Tochter, und keine entfernt sich auch nur auf Minuten aus dem Saal oder nimmt am Spieltische Platz. Die Tänzer bringen nach jedem Tanze die Tochter der Mutter wieder zurück; und kein Mädchen wandelt während der Pausen, am Arme ihrer Gespielinnen oder eines Herrn, im Saal umher. Eine Gewohnheit, welche

gewiß von unendlichem Nutzen für die Gesundheit der jungen Mädchen ist: denn sie werden von der mütterlichen Sorge vor unmäßigem Tanzen, Zugluft, Erkältung und vor all den traurigen Folgen jeder Unvorsichtigkeit nach starker Erhitzung bewahrt.

Diese anscheinende Strenge der Sitten verursacht indessen in der Gesellschaft nicht den mindesten Zwang. Die Töchter tanzen, lachen, singen um so unbefangener, unter dem Schutze und der unmittelbaren Aufsicht ihrer Mütter; ihre Fröhlichkeit zeigt sich nur um so natürlicher und furchtloser. Die Mütter ihrerseits nehmen freundlichen Antheil an allem, was ihre Töchter erfreut, erleben in deren schöner Blüthe ihre eigne zum zweiten Male, wissen recht gut, daß auch sie einst jung waren und sind es zum Theil noch, oder scheinen es wenigstens: denn vom Alter ist in Frankreich nie die Rede. Nur das lange, müßige Dasitzen auf den Bällen, die oft der anbrechende Tag erst endigt, schien uns äußerst ermüdend, und wir bewunderten die mütterliche Geduld dabei. „Unsre Mütter thaten das Nämliche für uns, nun sind wir an der Reihe," war die allgemeine Antwort, die man uns lächelnd auf jede solche Aeußerung erwiederte.

Gesellschaften.

Gesund seyn, keinen Besuch haben und zu Hause bleiben, ist etwas in Bordeaux ganz Unerhörtes, denn nirgend in der Welt ist man geselliger. An jedem freien Abende werden daher Visiten gemacht, die sind hier der Zweck des Daseyns, die Grundpfeiler der Geselligkeit, und sie versäumen, wird fast wie eine Sünde betrachtet, für die man schwerlich Absolution erhält. Der Anlässe zu Visiten gibt es unzählige; jede Gesellschaft, zu der man geladen war, erfordert hinterher eine Visite zum Dank; jede Reise und währte sie nur Tage, wird mit Visiten angetreten und beschlossen; jeder Trauerfall in bekannten Familien, jede freudige Begebenheit, Namenstage, hohe kirchliche Feste, Krankheit, Genesung, alles wird mit Visiten gefeiert. Hat man einander in mehreren Tagen nicht gesehen, traf man sich gestern unverhofft an, so erfordert das Ereigniß Visiten. Jede dieser Visiten wird vom Empfänger pünktlich wieder gegeben, und so dreht sich der Kreis ewig

herum, schwindelerregend für den, der an diese Lebensweise nicht gewöhnt ist. Da nun auf diese Art alle Welt immer in Bewegung ist, so findet sich bald in einem oder dem andern Hause ein kleiner Kreis Bekannter zusammen, der dann den Abend ohne weitre Umstände dort zubringt, mit Musik, Tanz, Spiel, oder fröhlichem Geschwätz, wie es eben die Gelegenheit gibt. Unerachtet des Visitenwesens wird hier doch wenig auf beengende Etikette im geselligen Leben gehalten, weil nicht sie, sondern das Bedürfniß der Geselligkeit die Leute zu einander führt.

Außer diesen Visiten aber füllen auch noch Thees die Abende aus, zu denen man von den Damen des Hauses förmlich eingeladen wird. Da man sich aber gewöhnlich erst um acht oder neun Uhr zu diesen Gesellschaften versammelt, so bleiben immer noch vorher ein paar Stündchen übrig, welche die oben belobten Visiten ausfüllen. Einige Damen haben auch bestimmte Abende in der Woche, an denen sie immer zu Hause bleiben, und ihre einmal für allemal eingeladenen Bekannten bei sich empfangen. Das Spiel ist in diesen Zirkeln die vorzüglichste Unterhaltung, doch wird auch

viel geschwatzt, Musik gemacht und auch wohl nach einer Violine, die einer der Gäste ergreift, lustig getanzt. Um eilf Uhr wird Thee, Kaffee und Gebacknes herumgereicht, und eine oder zwei Stunden später trennt sich die Gesellschaft, um sich morgen in einem andern Hause wieder zu finden. Kleine Privatbälle sind auch nichts Ungewöhnliches, und sie erfordern hier weder ein bedeutend großes Local noch sonst viel Umstände. Ein oder zwei große Zimmer, ein paar Violinen und ein Flageolet, etwas Thee, Limonade und Zuckerwerk, mehr bruucht es in diesem Lande nicht, um recht fröhlich mit einander zu tanzen, bis die Sonne aufgeht. Im Carneval werden die Damen oft gebeten bei diesen kleinen Festen in Maskenkleidern zu erscheinen, aber ohne Larve. In einfacher, ländlicher Tracht, oder in der niedlichen Kleidung der sogenannten Grisetten sind sie dann nur um so reizender. Diese Grisetten-Kleidung besteht aus einem ziemlich kurzen Rock von weißem Taffet, einem knapp anschließenden Corsett von heller, abstechender Farbe, einem dreizipfligen Halstuch von Spitzen und einer hohen Spitzenhaube mit Flügeln, aus welcher hinten ein dicker,

aufgeschlagner Chignon hervorquillt; eigentlich ist es die veredelte gewöhnliche Tracht der hiesigen Bürgermädchen.

Seitdem man des Abends zu Mittage ißt, sind auch hier wie in Paris die Abendessen verbannt, desto häufiger wird man aber in Bordeaux zu Mittagsessen geladen. An der Tafel, umringt von seinen Freunden, ist der gastfreie Bordelaise in seinem Elemente. Nirgends wird besser gegessen und getrunken als in Bordeaux, und doch darf man dabei nicht auf den Luxus schelten; er findet sich ungesucht: denn dies glückliche Klima bringt alles selbst hervor, was der raffinirte Geschmack nur wünschen kann. Die Lebensmittel sind hier, in Vergleich mit andern großen Städten, wohlfeil zu nennen; Land und Strom und Meer gewähren in der größten Mannichfaltigkeit und im Ueberfluß alles, was bei uns nur als Seltenheit auf großen Tafeln erscheint. Nirgends findet man bessere Austern, sie werden lange, ehe man sie zu Markte bringt, in eignen Gruben am Meeresstrande mit Kleien und Trebern gemästet. Sie scheinen von einer ganz eignen Gattung zu seyn: das Thier ist sehr groß, hat einen grünen Bart

und füllt die kleine, dünne, etwas gewölbte Schale ganz aus. Mit den Austern fängt die Mahlzeit immer noch vor der Suppe an; eine Gewohnheit, die uns zuerst nicht recht behagen wollte. Das Rindfleisch ist vortrefflich, Geflügel, Wild, besonderts rothe Rebhühner und Ortolanen im Ueberfluß und großer Vollkommenheit, so auch das Gemüse, die Trüffeln, vor allem aber das Obst. Weintrauben, Pfirsiche und Feigen sollen hier alles übertreffen, leider aber fiel unser Aufenthalt nicht in die Zeit ihrer Reife. Die größte Mannichfaltigkeit bieten der Strom und das Meer. Der Bewohner des innern Landes findet hier mit Erstaunen alle die Fische auf den Tafeln, welche er sonst nur in Naturalien-Cabinetten sah. Riesengroße Hummer, Taschenkrebse, Meerspinnen, Krabben, Kabeljaue, alle Gattungen Plattfische, besonders die köstlichen Steinbütten und Zungen, fast armdicke Lampreten, von denen die bei uns bekannten Neunaugen oder Bricken Miniaturabbildungen zu seyn scheinen. Des Rochen gräuliche Ungestalt ist hier auch tafelfähig und schmeckt eben so gut, als furchtbar sie aussieht. Große Störe und eine unzählbare Menge andere Be-

wohner der dunkeln Tiefe erscheinen alle im mannichfaltigsten Wechsel. Bordeaux wäre in dieser Hinsicht das Paradies einer deutschen Hausfrau, der es oft viel Kopfbrechens kostet, um Abwechselung in ihren Küchenzettel zu bringen; hier würde nur die Wahl ihr Sorge machen. Die französischen Damen bekümmern sich aber wenig darum, sie haben sehr geschickte Köchinnen, die alles aufs trefflichste zu bereiten wissen, und die Auswahl scheint oft den Männern überlassen zu bleiben, die an der Tafel, wie die Frauen am Theetisch, gewöhnlich auch die Sorge für die Gäste übernehmen. Leider aber verfolgte unser alter Feind, der Knoblauch, uns auch hier, besonders in der Fastenzeit, wo ein aus klein geschnittnem Stockfisch mit Oel und Knoblauch stark gewürztes Gericht auf allen Tischen erscheint. Sie nennen es morüe à la provençale. Knoblauch ist einmal die Lieblingswürze aller Bewohner des südlichen Frankreichs; Hohe und Niedere, sogar die elegantesten Damen genießen ihn schon zum Frühstück, auch spürt man seinen Duft auf Bällen, im Theater und überall, wo Viele versammelt sind, und keine Rosenessenzen und wohl-

riechende Wasser vermögen es, dem Uebel zu steuern.

Bei allem diesen Ueberfluß an Lebensmitteln artet der Genuß selten in Schwelgereien aus; nur ein einziges Mal wohnten wir einem Gastmahl von zwei Gängen bei, von denen jeder aus zwanzig Schüsseln bestand. Bei dem letzten erschien ein Truthahn, der nach der Versicherung des Wirths nicht nur mit Trüffeln gefüllt, sondern seit vier Wochen auch mit Trüffeln gemästet worden war. Ein Nachtisch aus beinahe hundert Tellern mit Eis und Zuckerwerk folgte alsdann; die Bedienten stellten ihn mit eigen dazu gemachten Stäben in Reih und Glied, die Gäste zählten an der Uhr vierzig Minuten, ehe dies Kunstwerk vollendet war, standen dann ermüdet auf, und dies sybaritische Mahl diente noch mehrere Tage dem Witz der dazu Geladenen zur Zielscheibe, weil es etwas Unerhörtes war. Gewöhnlich versammelt man zehn oder zwölf Gäste um einen reichlich, aber nicht kostbar besetzten Tisch; was man ihnen bietet, ist immer vollkommen gut, wie es eben die Jahreszeit bringt, an Ostentation wird dabei nie gedacht, man wählt das Beste und

nicht das Theuerste. Auch im Tischgeräth wird keine Pracht zur Schau gestellt, das Silberwerk ist solid und zum Gebrauch in Menge vorhanden, aber die Mode hat auf die Form desselben wenig Einfluß. Im Trinken ist der Franzose überhaupt mäßig und trinkt nicht leicht Wein, ohne ihn mit Wasser zu mischen. Daß man in Bordeaux, wo die besten, gesündesten Weine ein Erzeugniß des Landes sind, keine fremden Weine auf die Tafel bringt, ist natürlich. Nur ein Glas Malaga wird zuweilen geboten, auch wohl ein paar Flaschen Champagner für die Damen; die Männer ziehen zum Nachtisch die edleren Gewächse ihres Landes vor, château margot, St. Julien, la Fitte, und andere, von denen aber die Flasche selbst im Lande oft über einen Thaler kostet, und die wir in Deutschland fast nie ächt erhalten.

Auch in Hinsicht des Hausgeräthes läßt sich der Luxus in Bordeaux auf keine Weise mit der üppigen Pracht vergleichen, die man in Paris und auch wohl in den größern deutschen Städten antrifft, selbst die Wohnungen sind nicht dazu eingerichtet; denn eine lange Reihe vieler an einander stoßender Zimmer ist hier äußerst selten.

Die Stuben sind hoch, mit großen, bis zum Fußboden hinabreichenden Fenstern, welche von außen ein kleiner Balkon umgibt. Die anderswo üblichen reichen Fenster-Draperien sind hier nicht gewöhnlich, obgleich Gardinen zum Gebrauch nicht fehlen. Die Fußböden sind, wie überall in Süden, mit glasirten, bunten Backsteinen in mancherlei Formen belegt, ein Gebrauch, der in diesem warmen Klima im Sommer eine höchst angenehme Kühlung hervorbringt. Fußteppiche sind selten, häufiger große Spiegel, doch wird auch mit ihnen nicht so verschwenderisch umgegangen als in Paris. Die Tapeten sind einfach, von Seide oder Papier. In keinem guten Hause vermißt man das bequeme Nothwendige, aber höchst selten findet man Ueberfluß und sich zur Schau stellenden Luxus. Man sieht aus allem, daß wirklicher Genuß des Lebens das Ziel ist, wonach alles hinstrebt, und daß das glückliche, milde Klima die Leute verhindert, sich um den bloßen Schmuck ihrer Häuser sonderlich zu kümmern.

Ungern erwähnen wir jetzt noch eines Fleckens, der den so angenehmen Ton des geselligen Lebens in Bordeaux entstellt, der unermeßlichen Spiel-

wuth, die hier leider in allen Gesellschaften herrscht. Es ist nicht blos der Wunsch, einige Stunden bei einem angenehmen Zeitvertreibe hinzubringen, der die Spieltische von Bordeaux bevölkert, es ist Habsucht unter der Maske des Vergnügens, man will Geld gewinnen. Diese Gewinnsucht spricht sich deutlich in den Mienen und Bewegungen der Spielenden aus, gleichviel ob es Silbermünzen oder Goldstücken gilt; und jede freie Minute wird von Männern und Frauen zu diesem Zweck verwendet.

Schon vor Tische, wenn sich die Gesellschaft vielleicht eine halbe Stunde zu früh eingefunden hat, kommt das edle Ecartée an die Tagesordnung und wird gleich nach Tische wieder vorgenommen, ein Spiel, welches selbst dessen eifrigste Verehrer für ein Schuhputzerspiel (jeu de decrotteur) erklären. Es gleicht dem in allen deutschen Bierhäusern wohlbekannten Spiel, das man an einigen Orten Bettelmann nennt. Nur zwei Personen spielen es, sey die Gesellschaft auch noch so groß, aber alle nehmen durch oft ziemlich bedeutende Wetten Theil daran. In dicht gedrängten Reihen stehen die parirenden Herren und Damen hinter den Stühlen der beiden Spieler; jeder der

Wettenden hat das Recht, das Spiel dessen, für den er sich interessirt, durch seinen Rath zu unterstützen. Dieses Recht wird von Allen eifrig benutzt, und keine Karte darf den Tisch berühren, über welche nicht eifrig gestritten wird, so lange sie noch in der Schwebe war. Die Rathgeber sind natürlicherweise unter sich nie einig, die Spieler, die sich so für das Allgemeine abarbeiten, erheben ihre Stimmen ebenfalls; es wird ein Geschrei durch einander, eine Verwirrung, ein Streiten, das uns unerträglich erschien, hier aber den eigentlichen Reiz, die Würze des Vergnügens ausmacht. Abends spielt man ebenfalls, aber die sonst üblichen sogenannten Kommerzspiele, **l'hombre**, **Whist**, **Reversi**, kommen selten vor, höchstens geben sich noch ein paar alte Herren und Damen damit ab. Man liebt nur Spiele, in welchem der Zufall entscheidet, die in einer Minute arm und reich machen. Diese betreibt man mit einem Eifer, als gälte es das ganze Wohl und Weh jedes einzelnen Theilnehmers daran. Der Bouillottetisch mit seinem verhängnißvollen Leuchter ist also der Mittelpunkt der Abendgesellschaften, dieses widerliche Hazardspiel, in welchem

nicht nur der Zufall, sondern auch an feinen Betrug grenzende List entscheiden, und das deshalb, zu unsrer Ehre sey es gesagt, in Deutschland nie rechten Eingang fand, so sehr man es auch in Frankreich liebt. Selten werden in großen Zirkeln mehr als zwei solcher Tische hingesetzt, und da jeder nur fünf Personen beschäftigt, so bleibt der größte Theil der Gesellschaft dabei müßig. Dieser wartet dann ängstlich hinter den Stühlen der Spielenden, bis einer von ihnen seinen ganzen Einsatz verloren hat, Déconfit heißt es in der Kunstsprache, und jeder drängt sich dann herbei, um den dadurch leer gewordnen Platz einzunehmen. Da nur einer dieser Glückliche seyn kann, so machen die Zurückbleibenden oft recht lange Gesichter, ehe sie sich entschließen, einen zweiten ähnlichen Glücksfall abzuwarten. Der so eben verlor, stellt sich gewöhnlich gleich wieder in die Reihen; denn nur die einmal angenommene Regel der Höflichkeit zwang ihn das Feld zu räumen. Würfel, Roulette, Vingt un und ähnliche Spiele werden zwar in Privathäusern nicht gespielt, desto mehr aber in öffentlichen. Auch Damen nehmen thätigen Antheil an solchen Spiel-

zirkeln, doch sucht man diesen dann wenigstens das Ansehen einer geschloßnen Gesellschaft zu geben.

Theater.

Mit Recht gilt das große Schauspielhaus in Bordeaux für eines der schönsten in Europa. Der prächtigen Hauptfaçade in der Allee Tourny haben wir früher schon erwähnt; die große, mit Säulen, Büsten und Statuen geschmückte Eintrittshalle, so wie auch die schöne Doppeltreppe, welche in die Logen hinaufführt, sind fast in einem zu großen, ernsten Styl für den Zweck des Gebäudes; es ist als ob man einen Tempel beträte. Die darin spielende Truppe stand leider mit dieser Pracht in keinem Verhältniß; sie gehörte zu den mittelmäßigsten in ganz Frankreich. Auch die Ballette, welche der Franzose so ungern auf den Bühnen vermißt, haben wir in weit kleinern Städten viel vorzüglicher gefunden. Dennoch ward das Theater sehr fleißig von aller Welt besucht; denn dies Vergnügen gehört einmal zu den un-

entbehrlichsten Bedürfnissen der Nation, die viel lieber alles entbehrt, als das Schauspiel.

Große Trauerspiele kommen in Bordeaux selten an die Reihe, das Klima ist ihnen nicht günstig. Kleine Komödien werden auf jeder französischen Bühne immer wenigstens so dargestellt, daß man sie ein paar Mal mit Vergnügen sehen kann; und so war es auch hier. Die kürzlich in Frankreich Mode gewordnen, unsern Familiengemälden ähnlichen sentimentalen Stücke, voll Edelmuth und häuslichen Herzeleids, fanden in Bordeaux wenig Beifall; und da die Polizei eben das Pfeifen verboten hatte, so erlebten wir es einmal, daß ein solches klägliches Drama vom Theater wegadmirirt ward. Bei den rührendsten Scenen schrie das Parterre so laut und lange mit dem Ausdrucke der höchsten Bewunderung: ah! ah! bis die Schauspieler verstummen und der Vorhang unter lautem Gelächter der Zuschauer fallen mußte.

Einer Vorstellung, die wir sahen, müssen wir indessen, ihrer ungemeinen Absurdität wegen, hier besonders erwähnen. Es war die der Andrienne des Terenz. Die Veranlassung dazu hatte der

wirklich sehr gute Komiker Paulin gegeben. Er war mit Recht ein Liebling des Publikums, schraubte aber nach und nach seine Forderungen an die Direction so hoch hinauf, daß diese sich endlich entschloß, ihm im Ernst den Abschied zu gewähren, um welchen er oft schon zum Schein angehalten hatte. Es kam also wirklich dazu, daß er zum letzten Male die Bühne besteigen sollte; er hoffte, das Parterre werde, wie sonst schon geschehen, am Ende des Stücks auf sein Dableiben mit Gewährung aller seiner Wünsche bestehen, deshalb wählte er dies Stück, um in der Rolle des die ganze Intrigue leitenden Sclaven sein Talent im größten Glanze zu zeigen. Das Haus war zum Erdrücken voll; denn alle wollten der Entscheidung von Paulins Schicksal beiwohnen. Der Vorhang ging auf, und zu unserm Erstaunen sahen wir die alten Athenienser Simo und Chremes mit gestickten Gala-Röcken, weißgepuderten Haarbeutel-Perücken, Hut, Stock und Degen, als Monsieur Thrénès und Monsieur Cliton einherschreiten. Wir glaubten erst, man wolle den Terenz travestiren, aber es war den Leuten ein Ernst damit. Monsieur Thrénès und Monsieur Cliton sprachen

immer von den alten Göttern als ächte Heiden, und gebehrdeten sich in der französischen Kleidung nach der Sitte der alten Athener; dazwischen lief der Sclave Davus im griechischen Sclavenkostüm herum, während seine Kameraden hübsche Livreen anhatten. Die in eine Soubrette verwandelte Sclavin Mysis kehrte sich nicht daran, sondern kokettirte dennoch mit ihm, als sey er ein Jasmin oder Lafleur; auch hatte sie nicht vergessen, das französische Schürzchen mit kleinen Taschen zur Aufbewahrung der Hände umzuthun. Glycerion, ihre nach der neuesten Mode geputzte Dame, erschien am Ende des Stückes und gebehrdete sich sehr vornehm. Es war das tollste Gemisch von Alt und Neu, dem der Umstand, daß das Publikum nichts davon merkte, etwas ungemein Komisches gab; denn diesem kam es vor, als sey das Stück von Moliere, oder doch wenigstens von einem seiner Zeitgenossen. Paulin machte, trotz des Sclavengewandes, aus dem griechischen Davus einen französischen Scapin, zeigte aber viel ächt-komisches Talent und theatralische Gewandheit in seinem Spiel. Am Schlusse ward er sehr applaudirt; aber dabei blieb es, und er mußte

nun seinem Stern oder Unstern in Zukunft folgen, wohin ihn dieser führen wollte.

Dieselbe Truppe, welche auf dem großen Theater spielt, gibt auch an bestimmten Tagen Vorstellungen auf einem kleinern, im Innern der Stadt. Außer diesen aber stehen noch mehrere kleine Schauspielhäuser dem Schaulustigen offen. Auf dem Theater de la Gaieté spielte man kleine Operetten und Vaudevilles, in einem sehr elenden Local, recht artig und ergötzlich. Für diese Truppe war ein sehr hübsches Haus an der Allee Tourny noch im Entstehen. Auch gibt es noch ein sehr unbedeutendes Théâtre Molière und noch ein paar namenlose Tempel Thaliens, die aber alle in den niedern Classen ihre Verehrer finden. Eine Gesellschaft von Dilettanten, größtentheils aus dem Mittelstande, spielte auf dem Théâtre Maffei so ziemlich alles, was ihr vor die Hand kam, große und kleine Tragödien und Schauspiele. Da dies Theater eigentlich für optische Vorstellungen erbaut ist, so kann man sich denken, wie beschränkt der Raum darauf war. Durchreisende Schauspieler geben zuweilen hier Gastrollen, bei solchen seltnen Fällen wird dann auch in diesem Theater

die Entrée bezahlt und dadurch dem größern Publikum der Zutritt eröffnet. Wir sahen auf dieser Miniatur-Bühne den früher in Hamburg gewesenen Schauspieler Massin den Cid spielen. Sowohl das Local als die Mitspielenden machten ein Lustspiel aus der ernsten Tragödie.

Den Bewohnern der guten Stadt Bordeaux fehlt es also nicht an Schaubühnen zur Auswahl, wenn gleich keine derselben als vorzüglich zu loben ist. Dies aber gilt dem gewöhnlichen Franzosen ziemlich gleich, er bekümmert sich wenig um höhere Ansprüche an die Kunst, nur muß er etwas sehen und dann die Freude haben, die Damen zu lorgniren, aus einer Loge in die andere zu laufen, zu schwatzen, zu lachen, vor allen Dingen aber mit der Menge hinaus zu gehen. Zu diesem letztern Vergnügen drängt sich mancher, der gar nicht im Theater war, um doch das Ansehen zu haben, als sey er darin gewesen. Schöne Geister wie in Paris, die im Parterre sich das Richteramt anmaßen und nach Belieben loben und verdammen, gibt es in Bordeaux wenige oder vielleicht keinen. Der Bordelaise will sich nur amüsiren. Ob es regelrecht geschehe? küm-

mert ihn nicht, und alles, was nicht langweilig ist, wird von ihm freundlich aufgenommen.

Das Karneval.

Die überall der lauten Freude geweihte Zeit des Karnevals wird wohl nirgends lustiger verlebt, als in Bordeaux. Junge und Alte, Reiche und Arme drehen sich, so lange sie währt, in einem ewigen Kreis von Lustbarkeiten herum, so daß in der letzten Woche Niemand mehr recht bei Verstande bleibt. Selbst sonst sehr thätige Geschäftsmänner, die weit über die Jahre der Jugend hinaus sind, weisen dann gern jede Arbeit von sich ab und gestehen, daß sie nicht begreifen, wie man ohne die äußerste Nothwendigkeit nur von irgend etwas Ernsterem sprechen könne.

Die sonst hier üblich gewesenen öffentlichen Maskenzüge sieht man nicht mehr, nur der Pöbel hält die alte Sitte noch einigermaßen aufrecht und läuft zuweilen maskirt auf der Straße herum; doch auch dieses geschieht nur von wenigen,

die sich dabei immer eines starken Gefolges von Straßenbuben zu erfreuen haben. Die eigentliche Lust des Karnevals beginnt jetzt erst gegen Mitternacht, und währt dafür bis an den hellen Tag.

Sechs bis acht maskirte Bälle werden wenigstens jeden Abend in Bordeaux gegeben, alle sind gedrängt voll Menschen jedes Alters und Standes; Spiel und Intrigue locken die Vornehmern zu diesen Versammlungen, wüthende Tanzlust den Mittelstand, vom ehrbaren Bürger bis hinunter zu den niedrigsten Classen des Volkes. Niemand beinahe läßt freiwillig eine Nacht vorübergehen, ohne wenigstens einen dieser Maskensäle besucht zu haben, und viele Herren und Damen machen gewöhnlich die Runde durch die glänzendsten derselben, um ja nicht den zu versäumen, der für diesen Abend der besuchteste ist. Das Resultat dieser Streifereien ist dann natürlicherweise, daß man dieselben Bekannten, dieselben Masken an drei, vier verschiedenen Orten wieder findet.

Um alles zu sehen, besuchten auch wir ein paar der berühmtesten Maskenbälle und übergingen die andern, mit der vollen Ueberzeugung, nichts dadurch zu versäumen, indem nur die An-

ordnung des Locals, die mehr oder minder gute Beleuchtung und Musik, sie von einander unterscheiden.

Der Ball im großen Schauspielhause ist der besuchteste. Hier fanden wir die ganze Stadt auf einen Punkt zusammengedrängt, im buntesten Gewühl aller Classen durch einander. Die prächtige Eintrittshalle, deren wir schon früher erwähnten, war mit gefärbten, zierlich geordneten Glaslampen recht glänzend und geschmackvoll erleuchtet, und gewährte einen wirklich imposanten, schönen Anblick. Mit Mühe drängten wir uns durch die vielen Masken auf der Treppe, um zu den Logen zu gelangen, und fanden zu unsrer großen Freude noch in einer derselben Platz genug, um das Ganze mit einem Blick zu übersehen. Das Parterre war dem Theater gleich gemacht, und beide zusammen bildeten einen fast unabsehbar großen Saal, in welchem die bunte, zusammengedrängte Menschenmasse wie ein Meer auf und ab wogte. Der bei weitem größte Theil der Versammlung schien nicht zur eleganten Welt zu gehören; wir bemerkten keine einzige schöne oder glänzende Maske. Einige Charaktermasken

waren zwar da, aber alle von ganz gewöhnlicher Art, und keine bemühte sich, den angenommenen Charakter mit Geist und Laune durchzuführen. Die Damen maskirt, im Domino oder in der beliebten Tracht der Grisetten, drängten sich, am Arm ihrer größten Theils unmaskirten Führer auf und ab wandelnd, durch das Gewühl der Tanzenden hin. Bei letzteren aber war die rechte Freude des Karnevals zu Hause. Zwar schien keiner derselben zu der sogenannten guten Gesellschaft zu gehören, aber nie sahen wir so ganz mit Herzenslust tanzen als hier. Die Poissarde und der Lastträger, die Köchin und der Hausknecht, der Friseur und das Kammermädchen, alles drehte sich in den künstlichsten Wendungen des französischen Cotillons unermüdet herum, machte seine Pas, strebte nach Grazie, that galant, kurz es waren Franzosen im guten, fröhlichen Sinne des Wortes. Die fast unerträgliche Hitze, der noch unerträglichere Staub, nichts von alle dem störte ihre Freude; unermüdet benutzten sie jedes vom Gedränge frei gebliebene Plätzchen, und kein Mensch schien nur an Ausruhen zu denken. So treiben sie es die ganze Nacht, bis die helle Sonne sie

heimsendet, Niemand gedenkt dabei der Arbeit des vergangenen oder des kommenden Tages. Sie scheinen keine Ermüdung zu kennen. Ein Dienstmädchen in unserm Gasthofe tanzte so vier Nächte nach einander, that am Tage ihre Arbeit wie gewöhnlich und klagte uns am fünften halb weinend, daß sie für heute zu Hause bleiben müsse, weil ihr die Herrschaft die Erlaubniß, wieder auf den Ball zu gehen, versagt habe.

Nachdem wir unten im Theater dem lustigen Getümmel lange genug zugesehen hatten, stiegen wir eine Treppe hinauf in den ebenfalls im Schauspielhause befindlichen großen Concertsaal, in welchem wir alles genau so wieder fanden, als wir es eben verlassen hatten: man tanzte und drängte sich herum, wie unten im großen Saale. Der Concertsaal ist ebenfalls von Logen umgeben, und eine bedeutende Reihe größerer und kleinerer Zimmer schließt sich an ihn an. In einigen derselben wurden Erfrischungen verkauft, mehrere waren von kleinern, abgeschloßnen Gesellschaften eingenommen, die größeren dienten den Spielern zum Tummelplatz, und diese boten uns einen für uns ganz neuen Anblick. Noch ehe wir diese Zimmer be-

traten, hörten wir aus der Ferne ein wunderlich dumpfes, tactmäßig sich wiederholendes Geräusch, welches uns fast auf die Idee brachte, eine Kattundruckerei, eine Spinnmaschine, oder etwas dem Aehnliches sey in der Nähe. In dem ersten Spielzimmer wurde Roulette gespielt, das Gedränge um die Tafel her war sehr groß; doch Aehnliches hatten wir in Bädern schon gesehen, und gingen also weiter dem wunderlichen Geräusche nach, das sich immer vernehmlicher hören ließ, bis wir in einen sehr langen, hell erleuchteten Saal traten. Funfzig und mehr gewöhnliche Spieltische standen hier nebeneinander in langer Reihe. An jedem saß eine ganz maskirte Dame im Domino, hinter ihr stand, als ihr Beschützer, ein eben so maskirter Herr, vor ihr auf dem Tische lagen Würfel und ein großer glänzender Haufen Geld. Jede Dame hielt einen kleinen Becher von Horn zum Würfeln in der Hand, mit dem sie unaufhörlich auf den Tisch klopfte, so lange sie müssig war, um die Spielenden herbei zu locken. Daraus entstand das Geräusch, welches uns auf die hier ganz absurde Idee einer Kattundruckerei brachte. In dem von den Spieltischen freigelaßnen Raume, drängte

sich schweigend eine Menge von Masken herum, einzeln traten sie zu den Tischen, warfen ein Goldstück hin, würfelten und gingen wieder fort, indem sie das Gold entweder daließen oder verdoppelt einsteckten, um an einem andern Tisch ihr Heil zu versuchen. Kein Laut außer dem Klirren des Geldes, dem Klappern der Würfel und Becher, war in diesem Saale zu hören, nur ganz von fern schallte die Tanzmusik herüber. Kein menschliches Gesicht war zu sehen, lauter Larven, die schweigend mit großem Ernst ihr Geschäft betrieben, und mit unsäglicher Gier das gewonnene Geld einstrichen. Uns ward hier unheimlich zu Muthe; fratzenhaft erschien uns alles, was uns umgab und grauenvoll zugleich. Noch durch zwei ganz ähnliche Säle gingen wir hindurch, ehe wir den Vorplatz erreichten, in beiden fanden wir das nämliche Schauspiel, das nämliche Schweigen der nur mit Gewinn und Verlust beschäftigten Masken, das Klappern und Klirren des Geldes, der Würfel und der Becher.

Draußen athmeten wir freier, und äußerten gegen unsern hier einheimischen Begleiter unsere Verwunderung über das Gesehene, und zugleich

die Meinung: daß jene Damen mit dem Würfelbecher wohl zu einer sehr verworfenen Classe gehören möchten. Wie sehr stieg unser Erstaunen, als wir von ihm erfuhren, daß sie fast alle zu dem vornehmsten, angesehensten Kreise der Frauen in Bordeaux gehörten: Gattinnen bedeutender Männer, denen wir täglich in der Gesellschaft begegneten! Diese Tische hatten sie für die Zeit des Karnevals vom Unternehmer des Balls gemiethet.

Daß hier nicht alles Gold sey, was da glänzt, davon machte ein Fremder unsrer Bekanntschaft an dem nämlichen Abende die Erfahrung. Er war mit zehn Louisdoren in den Saal getreten, hatte zehn andere damit gewonnen, und doch ergab sich am andern Morgen, daß er eigentlich verloren habe: denn alle zwanzig Goldstücke, welche über mehrere Tische die Wanderung gemacht hatten, waren unächt, das Stück ungefähr neun Franken werth.

Dem Einheimischen kann dergleichen nicht wiederfahren: denn dieser weiß, daß man auf den hiesigen Maskenbällen nie mit gutem Golde spielt. Unten am Eingange ist ein etwas seitwärts gelegener, besonderer Laden, in welchem sich jeder,

der oben zu spielen gedenkt, mit Gold versieht. Die Louisdore werden in diesem Laden ganz öffentlich, das Stück zu neun Franken verkauft; und man kann beim Zuhausegehen sie dort auch wieder gegen ächtes Gold für den gegebenen Preis vertauschen. Worin der eigentliche Vortheil des Verkäufers dieser falschen Münzen liegt, konnten wir nie recht ergründen; man sagte uns, derselbe bestünde hauptsächlich darin, daß beim zweiten Wechsel manches gute Goldstück unter den falschen mitliefe: denn letztere sind so gut gemacht, daß sie nur ein sehr geübtes Auge erkennen kann. Dagegen aber bleibt auch manche falsche Münze unter den ächten, und man thut wohl sich an den Bouillotte-Tischen, selbst in der besten Gesellschaft, davor zu hüten. Uebrigens ist das Würfelspielen um falsches Gold hier so allgemeine Sitte, daß man den, der es nicht thut, als einen Neuling in der Welt verspottet.

Der zweite Maskenball, den wir besuchten, bei Ormond, ist der eigentliche Sammelplatz der eleganten Welt. Wir fanden hier nicht jene unermüdlichen Tänzer des großen Theaters, aber dennoch ging es in der feenhaft geschmückten Ro-

tunde sehr fröhlich her; Anstand und Zierlichkeit der Tanzenden bezeugten, daß diese nur zu den höheren Ständen gehörten. Das Local kann sich in Hinsicht der Größe mit dem Theater bei weitem nicht messen, aber es ist weit angenehmer und eleganter dekorirt. Eine Galerie, bedeckt mit transparenter Leinwand, auf welcher Bäume, Blumen und Sträuche gemalt sind, vereinigt die vielen verschiedenen Säle und Zimmer. Durch die hinter dieser Leinwand angebrachten Lampen ward in dieser Galerie ein liebliches, den Masken sehr vortheilhaftes Dämmerlicht verbreitet, in welchem eine Menge der liebenswürdigsten, elegantesten Grisetten herumschwebte. Viele recht gut ersonnene und durchgeführte Charaktermasken trugen zum allgemeinen Vergnügen bei, besonders eine Gesellschaft junger Männer, in der Kleidung und dem Charakter der Poissarden. Einer von ihnen führte mit einem gaskognischen Friseur mehrere höchst komische Auftritte, zum Ergötzen aller Umstehenden herbei.

In den Spielsälen bei Ormond, sahen wir das Würfelspiel fast noch eifriger treiben als im Schauspielhause. Die hier übliche Art desselben

heißt Krips oder Kraps. Der Spielende würfelt zuerst, dann der, so die Bank hält; und wer von beiden die zuerst geworfne Zahl wieder trifft, hat gewonnen.

Außer den Maskenbällen werden auch viele Subscriptionsbälle in öffentlichen Häusern gegeben, bei welchen man ohne Maske in Balltracht erscheint. Der Ball à la maison de l'Intendance ist der Versammlungsort der Bewohner der innern Stadt, doch trafen wir dort auch mehrere Familien vom Charteron. Das Local ist nicht schön, der Tanzsaal niedrig, schlecht erleuchtet, und mehrere an ihn stoßende Zimmer, zum Spiel und zur Conversation, zeichnen sich auch nicht durch elegante Einrichtung aus. Wir sahen an den anwesenden Damen wenig Luxus in der Kleidung, wenig glänzenden Schmuck; sie schienen sogar um einige Monate in der Mode zurückgeblieben zu seyn; aber der Ton dieser Gesellschaft, ihr leichtes anständiges Benehmen, das liebenswürdige Entgegenkommen, mit dem sie uns Fremdlinge empfingen, erfreute uns um so mehr. Den mehrsten Mitgliedern dieser Gesellschaft sah man es an, daß sie früher gewohnt gewesen waren sich in

den ausgesuchtesten Zirkeln des ehemaligen Paris zu bewegen. Getanzt ward viel, recht fröhlich, recht anständig und zierlich, obgleich mit weit weniger Prätension, als in Paris. Dort kommen auf solchen Bällen nur wenige Tänzer zusammen; die Tanzenden bereiten sich Monate zuvor darauf, und man sieht es ihnen an, daß es ihnen nur um den Beifall der im dichten Kreise sie umgebenden Zuschauer zu thun ist, nicht um die Freude. Hier ist das anders. Leicht und fröhlich folgten die zierlichen Tänzerinnen den mannichfaltigen Figuren ihres vaterländischen Tanzes; die Mädchen eilten nach jedem Tanze sogleich wieder zu ihren freundlichen Müttern, der gewohnten Sitte des Landes gemäß, die jungen Frauen zu ihren Bekannten in die Reihen der Zuschauerinnen. Die Schritte waren weniger künstlich als in Paris, die Attitüden weniger theatralisch, aber auch weniger manierirt; und der Ausdruck des Vergnügens auf allen Gesichtern ersetzte reichlich jene mühsam erlernte Tanzmeister-Grazie.

Die sogenannten englischen Bälle im Hôtel Franclin, einem Gasthofe, sind weit glänzender. Die Gesellschaft des Charteron versammelt sich

dort; viele Damen strahlten im blendendsten Glanze der Juwelen, mehrere noch in dem der Jugend und Schönheit, alles schien Jubel und Freude. Der Tanzsaal ist größer, schöner, besser erleuchtet; ein großer Speisesaal stößt daran, in welchem um ein Uhr zur Nacht gegessen wird; nach dem Essen fängt der Tanz wieder an und währt, wie hier gewöhnlich, bis zum Anbruch des Tages. Französische Contretänze und Walzer sind die einzigen in Bordeaux üblichen Tänze, die ersten werden mit großer Anmuth und Leichtigkeit durchgeführt, das Walzen aber geht nicht sonderlich von Statten, man sieht es, der Tanz ist hier fremd. Ein gereißter Herr wollte versuchen eine gewöhnliche Eccossaise aufzuführen, aber weder die Musiker, noch die Tanzenden konnten damit fertig werden, und der Tanz endete unter lautem Gelächter, ehe er noch recht angefangen war. Die Aschermittwoch, welche sonst in katholischen Ländern das Ende aller dieser Freuden plötzlich herbeiführt, ging hier unbemerkt vorüber: denn das Volk war zu sehr im Taumel befangen um gleich stille stehen zu können, und es besuchte die Maskeraden nach wie vor, bis gegen die Mitte der Fasten.

Die höheren Stände aber zogen sich zurück, bei ihnen war eben Devotion Mode geworden, die sich so sehr von ächter Frömmigkeit unterscheidet.

Viele moderne Fromme eiferten gewaltig über die Verwilderung des Volkes, das Jahre lang der größten Zügellosigkeit hingegeben gewesen war, und sich jetzt in die längst vergeßnen kirchlichen Gebräuche und Einschränkungen nicht mehr zu fügen wußte; der Bischof hatte noch zu wenig Gewalt, um kräftig durchdringen und die alte Ordnung wieder herstellen zu können. Sehr weislich aber arbeitete er im Stillen daran, sein altes Ansehen wieder zu gewinnen; die Messe ward, Dank seinen Bemühungen, schon wieder eifrig besucht, es wurde sogar Mode hinzugehen, und damit ist in diesem Lande alles gewonnen.

Eine große glänzende Procession zog an einem Sonntage der Fasten durch mehrere Straßen, bis zur Cathedralkirche, wo ein feierliches Hochamt gehalten ward, um Gott für die Wiederherstellung der katholischen Kirche zu danken. Leute aus allen Ständen folgten dem Zuge, und diese in die Augen fallende Feierlichkeit hat gewiß damals der Kirche viele Herzen wieder zugewendet. Die hier

wohnenden Fremden sind größtentheils der protestantischen Religion zugethan; sie haben ihre eigne Kirche, die aber, ohne alle äußere Zeichen eines Gotteshauses, tief versteckt in einem Winkel liegt. Die Thüre, welche hineinführt, ist die engste und niedrigste, welche man sich denken kann.

Der Jahrmarkt.

Ein ächtes südliches Volksfest ist dieser Jahrmarkt, der gerade auf die Zeit des ersten erwachenden Frühlings, zu Anfange des Märzmonats fällt. Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, freuen sich schon Wochen vorher auf diese fröhliche Zeit. In Hinsicht des Kaufens und Verkaufens ist der Jahrmarkt zwar nicht bedeutend, wohl aber in Hinsicht des allgemeinen Jubels, dessen Haupttummelplatz der große Raum vor der Börse ist. Ihn theilt eine Reihe Buden in zwei ungleiche Theile, so lange der Jahrmarkt währt. Die kleinere Hälfte desselben, dicht vor

dem Börsengebäude, ist während der Zeit die Lieblingspromenade der feineren Welt; die größere, die sich bis an den Strom erstreckt, bleibt dem Volke und seinen Freuden überlassen.

In dem innern Raume der eigentlichen Börse, in der ihn umgebenden Galerie und dem daran stoßenden großen Saale, stehen lange Reihen unzähliger Buden, in welchen allerhand Waaren feil geboten werden. An Auerbachshof, überhaupt an die Leipziger Messe darf hierbei freilich nicht gedacht werden: denn alles was man hier zum Verkauf ausgestellt sieht, ist selten von hohem Werth; aber die Mode treibt dennoch alle Welt dorthin, besonders Vormittags von ein bis drei Uhr. Man stößt, man drängt einander, man athmet Knoblauchsduft; hundert zugleich schreiende Stimmen betäuben das Ohr; man arbeitet sich mühsam durch das Gewühl zu Bekannten, und wird im Momente da man sie anreden will durch die zuströmende Menge wieder von ihnen getrennt. Das ist die ganze Freude, aber dennoch geht alle Welt hin, eben weil jedermann hingeht und niemand zu Hause bleiben mag.

Ist man dieses Vergnügens endlich müde, so

begibt man sich hinaus auf den Platz dicht vor dem Gebäude, zu einer Art Revüe der ganzen Gesellschaft. Freilich brennt dort die Frühlingssonne ganz unbarmherzig, und statt Bäumen und Blumen umgeben Düngerhaufen die Promenade, auf der kein Grashalm keimt. Auch der Staub ist entsetzlich, doch niemand achtet aller dieser Unbequemlichkeiten: denn eine schönere Gelegenheit, elegante Morgenanzüge zu sehen und zu zeigen, gibt es in der Welt nicht. Wer müde ist, miethet für einen Sous einen der unzähligen Strohsessel, welche eine Menge alter Weiber zu diesem Zwecke mit gellender Stimme ausbieten. Eine lange, bunte Reihe von Beobachtenden bildet sich sehr bald; die andern wandeln umher, stellen sich in kleine Gruppen, die schnell wieder zerstieben, nicken hier einem Bekannten und rufen dort einem ihr: Adieu, aus der Ferne zu. Denn Adieu ist in Bordeaux die Begrüßungsformel beim Kommen oder beim Wiedersehen, nicht beim Scheiden. So dreht man sich im bunten Wirrwarr herum, bis die Stunde schlägt, die alle Welt nach Hause zum Mittagsessen ruft.

Anders geht es auf der zweiten, dem Volk

überlaßnen Hälfte des Platzes her. Dort währe die Freude ununterbrochen fort bis zum Abend. Matrosen aus allen Weltgegenden, wild aussehende, in Schaffelle gehüllte Bewohner der Steppen um Bordeaux, der sogenannten Landes, Poissarden, Weingärtner, Mädchen und Weiber vom Lande und aus der Stadt, in der buntesten Sonntagstracht, kurz alles, was nur in und um Bordeaux athmet und lebt, treibt sich dort im wildesten, lustigsten, buntesten Gewimmel umher. Man ißt und trinkt, man schreit und lacht und tanzt nach dem Tambourin und der Pfeife, oder dem Schall einer verstimmten Geige, daß der Staub hoch in die Luft wirbelt. Dazwischen dudeln die vielen Drehorgeln, schreien die Guckkastenmänner ihre Wunder aus. Im Ganzen übersehen, ist dieser Anblick der tollste und lustigste, der sich erdenken läßt, im Einzelnen gewährt er unendliche Abwechselung. In einem Winkel spielen Hunde eine Komödie, Polischinello in seinem Häuschen quikt dazwischen. In einem andern Winkel tanzen abgerichtete Ziegen ein Ballet, in einem dritten exerciren Affen aufs Kommando und ziehen vor der schönsten Demoiselle den Hut ab, und ein Paar

ganz erstaunte Bären drehen sich mitten unter all dem Spektakel nach dem Schalle des polnischen Dudelsacks schwerfällig herum.

Alles wird gesehen, bewundert, belacht. Da ertönen auf einmal ein Paar ganz erschreckliche Geigen, Pfeifen, Trompeten und das beliebte Tambourin; sie künden etwas Ungemeines an, das Volk macht Platz, und hoch auf einem mit bunten Bändern geschmückten Maulthiere kommt eine schöne, roth und weiß geschminkte, halb türkisch, halb bäurisch gekleidete Dame angeritten. Glänzende Flitterblumen und blitzende Zitternadeln von Glas schmücken ihr hochfrisirtes, schneeweißgepudertes Haupt. Sie hält, die sie begleitende Musik schweigt; und nun preist sie mit sonorer Stimme ihre unschätzbaren Medikamente an, besonders die köstlichsten Schönheitsmittel, welche allen Zerstörungen der Zeit Trotz bieten, und die älteste Matrone in wenigen Stunden zum jüngsten Mädchen umwandeln. Ein gewaltiges Drängen entsteht nach vollendeter Rede um sie her; alles will kaufen, man schreit, man stößt einander, und die weise Frau hat kaum Hände genug, um alle ihre Kunden zu befriedigen. Von seinem

nahen, aus einem großen Tisch bestehenden Theater macht der Wunderdoctor, im prächtig mit Gold besetzten Scharlachkleide, einen langen Hals und schießt wüthende Blicke auf die Frau Kollegin. Weiter hin hoch in die Luft flattern auf langen Stangen bunte Bilder von Zwergen, Riesen, fremden Thieren. Die Eigenthümer dieser Seltenheiten schreien vor ihren Buden wie besessen: Entrez, mesdames, entrez, l'on va justement commencer! Kleine Savoyardenbuben laufen wie die Wiesel zwischen dem Getümmel, und preisen ihre marmotte en vie mit lauter Stimme an; andere hocken vor cylinderförmigen Kasten, auf welchen ein beweglicher Zeiger die Zahl der Makaronen, Zuckerplätzchen, überzognen Mandeln bestimmt, die der gewinnen kann, welcher ein Paar Sous daran wagen will. Diese Knaben haben immer einen großen Kreis von Gewinnlustigen um sich her, und nicht etwa nur von Kindern: große bärtige Bauern, Lastträger, Basken sitzen halbe Stunden da, und versuchen ihr Heil mit dem nämlichen Eifer, wie die Würfelspieler der höheren Classen. Die braunen südlichen Gesichter, die blitzenden Augen, die Herkules-Gestalten der Bauern und

Schiffer, dazwischen die frischen Landmädchen mit ihren platten Hüten von Stroh oder Filz auf dem einen Ohr, geschmückt mit bunten Bändern, die Stadtmädchen mit ihren hohen Dormeusen, kurz das ganze Gewirre voll Leben gibt ein Bild, dem keine Beschreibung genügen kann. Die mannichfaltigsten Gruppen bilden und zerstreuen sich in einem Augenblicke; das Gedränge, der betäubende Lärm erlaubte uns nie lange auf diesem Platze zu verweilen, aber unwillkührlich kehrten wir doch immer wieder zurück, zu dem uns Nordländern ganz fremden Anblick des ächt südlichen Lebens.

Reise von Bordeaux nach Montpellier.

Nach einem Aufenthalte von beinahe zwei Monaten, ward es uns schwer die freundliche Wohnung in Bordeaux, und so manche uns in der Zeit werth gewordne Bekannte zu verlassen. Trennungen dieser Art sind indessen das Loos des Reisenden, die öftre Wiederkehr derselben gewöhnt

ihn allmählich daran, so daß er jedes Mal mit leichterem Herzen scheidet. Ob dies aber ächter Gewinn für ihn sey? ist eine Frage, die sich wohl nicht leicht beantworten läßt.

Unsre Abreise von Bordeaux fiel in die letzten Tage des Märzmonats. Die Luft war warm wie bei uns im Juni; alles grünte und blühte rings umher in üppiger Frühlingspracht; die Weinreben allein sahen noch winterlich aus. Durch eine sehr angenehme, fruchtbare Gegend, auf guten, obgleich ein wenig sandigen Wegen, erreichten wir noch in der Abenddämmerung das am Ufer der Garonne liegende Städtchen Langon. Da wir uns indessen hier in einer Fähre übersetzen lassen mußten, so beschlossen wir die Nacht dort zu bleiben, und wählten einen dicht am Strome gelegnen Gasthof zum Nachtquartier, um morgen bei der Ueberfahrt gleich am Ufer zu seyn. Man nahm uns sehr bereitwillig auf und führte uns sogleich in unser Zimmer. Festons von Blumenkohl, Zwiebeln, Knoblauch und geräucherte Schinken, decorirten hier die Wände; nasse, zum Trocknen aufgehängte Wäsche diente statt der Tapeten, und große Haufen von türkischem Waizen befanden sich in den

Ecken statt des Sophas. Das war uns denn doch zu idyllisch-häuslich; wir eilten davon, so schnell wir konnten, und fanden noch zum Glück ein anständigeres Quartier im obern Theile der Stadt.

Am nächsten Morgen, sahen wir in aller Frühe die Bewohner des Städtchens festlich gekleidet, zur Kirche gehen. Es war Palmsonntag; alle trugen grüne Zweige in den Händen, um sie, dem kirchlichen Gebrauche des Tages gemäß, vom Priester weihen zu lassen. Eine ächte Frühlingsfeier an diesem wunderschönen Morgen. Auf dem Markte standen große Körbe voll der herrlichsten Blumen zum Verkaufe ausgestellt. Hyazinthen, Tazetten, Jonquillen von seltner Schönheit, in höchster Farbenpracht, dufteten und glänzten uns entgegen. Für wenige Sous erhielten wir einen großen Strauß der auserlesensten Blumen, an denen wir uns den ganzen Tag erfreuten. Von der Fähre entzückte uns die Aussicht auf das malerisch am Abhange eines sanft sich erhebenden Hügels gebaute Städtchen, und auf die Anhöhen, welche es einem fruchtbaren großen Garten gleich rings umgeben. Blühende Obstbäume und Hecken,

Kornfelder die fast schon Aehren trieben, prangten von allen Seiten zwischen den eben knospenden Weinreben. Aus fernen und nahen Dörfern tönte feierliches Glockengeläute, durch das unaufhörliche Singen und Zwitschern der Vögel, die sich lustig im Sonnenschein herum tummelten, und ihre Nester beschickten. Alles feierte das schöne Erwachen der Natur, stilles Glück, bescheidner Ueberfluß lächelten uns aus jedem Winkel dieses grünenden, duftenden Edens entgegen; und nie fühlten wir uns so rein beseligt durch den bloßen Anblick der uns umgebenden Gegenstände, als an diesem herrlichen Morgen.

Das zufällige Zusammentreffen mit einigen Bekannten aus Bordeaux, im freundlichen Städtchen Tonneins, war uns in dieser glücklichen Gemüthsstimmung doppelt erfreulich. Nach Tische setzten wir unsern Weg weiter fort, durch das an mannichfaltigem Reize sich immer gleichbleibende herrliche Land. Die edelsten Arten des bordeauxer Weines wachsen in der Gegend, durch welche wir an diesem Tage kamen, und gewähren den Bewohnern die auf dem Lande so erfreulich anzusehende Wohlhabenheit, die wir bis jetzt in Frank-

reich oft vermißten. Der Abend war schön wie der Morgen; und damit nichts die Freude dieses Tags uns störe, so fanden wir auch in der kleinen Stadt Agen, im Gasthofe der Madame Castain, alles so bequem und gut als wir es nur immer wünschen kohnten, obgleich die Stadt und das Haus von Fremden wimmelten, die der morgen dort beginnende Jahrmarkt hingezogen hatte.

Agen liegt höchst reizend. Schöne Alleen ziehen sich rings um die Stadt, welche die wohlhabenden Bewohner des Orts, nach französischer Sitte, fleißig zum Spazierengehen benutzen. Diesen Abend nahm das fröhliche Treiben und Leben und Singen auf den Straßen und in den Alleen kein Ende, bis tief in die mondhelle Nacht hinein. Madame Castain ließ sich indessen von dem Gewühl in ihrem Hause nicht abhalten, uns bei Tische sehr aufmerksam und gefällig in eigner Person zu bedienen. Die gute Frau erinnerte uns bei ihrem Eintritt auf komische Weise an Iphigeniens Ausruf: „wohl dem, der seiner Ahnen gern gedenkt!“ denn ihr erstes Wort, war die Versicherung, sie sey die einzige Tochter des berühmten Tavernier von Nerac.

Sie hätte auf viele Reisende aus unserem Vaterlande stoßen können, denen dieser große Name, trotz seiner Berühmtheit, unbekannt blieb, und wäre dadurch in die peinliche Verlegenheit gekommen, etwas erläutern zu müssen was sie für weltbekannt hielt. Wir aber kannten zum Glück den großen Mann, wir hatten seinen Namen oft auf den Monumenten seiner Thaten, mit unauslöschlichen Zügen eingebrannt gelesen, auf den Terrinen nämlich, welche die köstlichen Trüffelpasteten umgeben, die unter dem Namen der Pâtés de Perigueux selbst bis Rußland und Amerika versendet werden. Daß wir durch diese unsre Kenntniß das Herz seiner Tochter sogleich gewannen, ist natürlich. Mit holdseliger Beredsamkeit erwiederte sie das ertheilte gerechte Lob mit der Versicherung, sie sey die einzige Erbin des großen Geheimnisses ihres Vaters, warnte uns vor ihrem, in der Nähe, aber von ihr getrennt lebenden Manne, der ihr die Pasteten nachpfuschen wolle, obgleich sie ihm nie die Art ihrer Bereitung vertraut habe, und bewog uns zuletzt eins ihrer Kunstproducte mit auf die Reise zu nehmen. Wir befanden uns in der Folge sehr wohl bei diesem

Entschluß, und rathen jedem uns nachfolgenden Reisenden ein Gleiches zu thun.

Die Gegend hinter Agen verschönert sich beinahe mit jedem Schritte. Wir bemerkten jetzt weniger Weinberge, dafür aber die herrlichsten Waizenfelder, und eine unglaubliche Menge prächtiger Obstbäume. Große Pfirsich- und Aprikosen-Bäume stehen hier am Wege, gleich den Aepfelbäumen an der Bergstraße. Wie betrunken summten taumelnde Bienen in dem Meere von Blüthenduft, uns ging es fast nicht besser; denn die reiche Fülle, der liebliche Reiz dieser himmlischschönen Gegend ist unbeschreiblich.

Ein Haupterzeugniß dieses Theils von Frankreich sind die hier in ungeheurer Menge wachsenden Pflaumen, die, getrocknet in kleine, längliche Kisten gepackt, in alle Welt, bis in den fernsten Norden versendet werden. Man kennt sie überall unter dem Namen der Katharinen- oder auch der französischen Pflaumen. Die deutschen getrockneten Zwetschen geben keine Idee von der saftigen Größe und Süße dieser köstlichen Frucht.

Croquelardit, ein kleines Dörfchen, ist

die erste Station von Agen aus. Es hat eine entzückende Lage am Ufer der hier weit schmälern, lieblich sich windenden Garonne. Fruchtbar angebaute Hügel, über welche höhere Felsen ihr stolzes Haupt kühner erheben, umgeben den kleinen Ort; und die Gegend gewinnt, bei aller Fruchtbarkeit, einen ernsten Charakter. Nie sahen wir idyllischen Reiz und romantische Größe in so innigem Vereine; dunkle Ruinen uralter Schlösser drohen von den Gipfeln steiler Felsen herab, und friedliche, von blühenden Gärten umgebene Hütten schmiegen sich an die Abhänge derselben bis hinunter an das Ufer des silberhellen Stromes.

Alles verkündete uns hier schon die Nähe der spanischen Grenze. Von den Anhöhen, über welche der Weg uns führte, erblickten wir oft die, den Horizont kränzenden Pyrenäen in blauer, duftiger Ferne. Selbst die Kleidung der Bewohner des Landes hat ein fremdes, spanisches Ansehen. Die Männer tragen weite runde Mäntel, große, vorn aufgeschlagne Hüte und darunter ein farbiges Netz; so begegneten sie uns oft auf hohen Maulthieren reitend. Die Volkssprache in Languedoc nähert sich auch mehr der spanischen,

sie hat einen schönen, volltönenden Klang; war uns aber leider ganz unverständlich, und ist es auch jedem in dieser Provinz nicht einheimischen Franzosen.

Je weiter wir kamen, je herrlicher wurden die Umgebungen, so daß wir bei Malause nicht länger im Wagen ausdauern mochten und zu Fuße eine Strecke vorausgingen, während die Pferde gewechselt wurden. Zwischen hohen Weinbergen zieht sich der Weg beträchtlich in die Höhe, wir verließen ihn und verfolgten einen seitwärts hinaufführenden Fußsteig, auf dem wir, zu unsrer großen Freude, vielleicht den interessantesten Punkt dieser Gegend erreichten. Wir standen auf einem Rebenhügel, und blickten hinab in eins der lieblichsten, blühendsten Thäler, voll zerstreut liegender kleiner Hütten, durchströmt von einem silberhellen, ziemlich bedeutenden Fluß. Es war wieder unsere alte Freundin, die Garonne, welche auch dies stille Plätzchen verschönte, wie wir späterhin erfuhren. An der andern Seite des Thales, uns gegenüber, erhebt ein steiler Felsen drohend das Haupt, das die dunkle Ruine eines Schlosses oder eines Klosters wie eine Krone ziert.



Gern hätten wir von einer alten freundlichen Frau, die neben uns ihre Reben aufband, etwas über die Gegend und die Ruine erfragt, aber es war unmöglich, uns mit ihr zu verständigen; nicht einmal den Namen des Stromes konnten wir in ihrem Munde verstehen, so durchaus unähnlich war ihre Sprache der französischen.

Ein schnell aufsteigendes Gewitter nöthigte uns früher als wir es wünschten den Wagen aufzusuchen, den wir in einiger Entfernung auf der Chaussee haltend erblickten. Doch zog der Regen bald vorüber und alles stralte und duftete, von ihm erfrischt, nur um so herrlicher.

Bei Moissac mußten wir uns abermals in einer Fähre über den Strom setzen lassen. Die Gegend hier herum erinnerte uns durch ihre Aehnlichkeit mit den schönen Elbgegenden bei Meißen sehr lebhaft an unser deutsches Vaterland.

Bei Moissac, und auch schon früher auf dem ganzen Wege, begegneten uns mehrere Male zehn bis zwölf Menschen, die immer zu zweien und zweien, mit einer Kette um den Hals an einander geschmiedet, einhergingen, und von einigen bewaffneten Reitern vorwärts getrieben wurden.

Wir hielten sie für Verbrecher, wunderten uns nur über ihre große Anzahl, und daß sie von Marseille zu kommen schienen, anstatt dorthin auf die Galeeren gebracht zu werden. In Castel-Sarrasin aber bemerkten wir wieder einen solchen Transport und fragten; man antwortete uns: „Ce sont des Volontaires.“ Wir staunten und erfuhren endlich, daß diese Gefesselten Conscribirte seyen, welche man auf diese Weise der Bahn der Ehre zuführte. Das waren also die jungen Helden, die Blüthe des Landes, von denen die französischen Zeitungen rühmten, daß ihr kriegerisches Feuer, ihr Eifer, dem Vaterlande zu dienen, kaum zu mäßigen sey! Im Sommer des Jahres 1814 gedachten wir oft dieser armen Unglücklichen, wenn wir die jeune Garde mit blutenden Füßen und von den Riemen der Tornister wund geriebenen Schultern durch das Thor von Weimar einziehen sahen.

Castel-Sarrasin ist ein kleiner Ort, wahrscheinlich ehemals eine Festung gewesen; denn man sieht noch die Spuren alter Mauern und Thürme. Das sehr heftig gewordne Gewitter nöthigte uns mehrere Stunden dort zu verweilen;

zum Glück trafen wir dort einen Mann, der verständliches Französisch sprach, und wir benutzten die Gelegenheit, uns nach manchen Dingen zu erkundigen, über die uns unterwegs Niemand hatte Auskunft geben können, da wir die Sprache des Landes nicht verstanden.

Unsre erste Frage war die nach den Gefesselten gewesen; unsre zweite betraf die vielen Ruinen alter Schlösser, die wir in diesen Tagen erblickt hatten. Mit Entsetzen vernahmen wir, daß diese Trümmer nicht Ueberbleibsel längst vorübergegangner Jahrhunderte wären, wofür wir sie gehalten. Noch vor wenigen Jahren standen diese Schlösser unversehrt, von den angesehensten und edelsten Familien des Landes bewohnt, die hier auf den, durch viele Jahrhunderte hindurch auf sie vererbten Stammhäusern ihrer Ahnen in Glück und Freude lebten. In den ersten furchtbaren Zeiten der Revolution fielen diese stolzen Gebäude als Opfer der zügellosen Volkswuth. Es ward Feuer in sie hineingeworfen, die alles verzehrende Flamme loderte hoch empor, der Rauch und mehr noch der, dieser Nation vor allen andern eigne, muthwillige Zerstörungsgeist, gaben den noch vor

kurzem weit ins Land hinein hell schimmernden Mauern das uralte, schwarze Ansehen, welches uns täuschte. Wir freuten uns jetzt dieser Täuschung; denn der Gedanke an die hier, von zum Theil noch lebenden Menschen begangenen Gräuelthaten, in dem von der Natur so hoch begünstigten Lande, hätte uns den Genuß dieser schönen Tage gewiß getrübt und verkümmert. Von den unglücklichen Eigenthümern der Schlösser konnte man uns nichts Bestimmtes sagen. Viele sind an ihrem eignen Herde von ihren Bauern ermordet, andre zum Richtplatz geschleppt worden, die übrigen ins Ausland entflohen, und wahrscheinlich im tiefsten Elend zu Grunde gegangen.

Es war spät Abend geworden, ehe wir Castel-Sarrasin verlassen konnten, und erst in tiefer Dunkelheit erreichten wir unser Nachtquartier in Montauban. Die Gegend bis dahin ist zwar sehr fruchtbar, besonders reich an Kornfeldern, aber flach und weniger interessant; deshalb trösteten wir uns leicht darüber, daß wir einen großen Theil des Weges bei Nacht zurücklegen mußten. Im Hôtel des Ambassadeurs in Montauban wären wir recht gut aufgehoben gewesen; denn an

die hier, wie überall im Süden vorherrschende Unreinlichkeit fingen wir allgemach an uns zu gewöhnen, nur das Geräthe in unsern Zimmern erregte in uns eine peinliche Empfindung. Fast jedes Stück desselben sah aus, als wäre es aus jenen zerstörten Schlössern geraubt; keines paßte zum andern; vieles trug Spuren ehemaliger Pracht, und manches dagegen war nur zum nothdürftigen Behelfe bäurisch zusammengezimmert. Vergoldete, mit künstlichem Schnitzwerk reich verzierte Bettgestelle standen in unsern Zimmern, die aber sichtliche Spuren gewaltsamer Zerstörung trugen, besonders an den ehemals reich vergoldet gewesenen, halb weggeschnittenen adeligen Wappen, deren Ueberreste noch am Kopfende des Bettes sichtbar waren. Schwere seidne Gardinen, mit großen goldnen Blumen durchwirkt, hingen zerrissen und voller Flecken unordentlich um sie her. Die Flecken waren vielleicht Blut der in diesen Betten Ermordeten; ein Gedanke, der uns so grausend ergriff, daß wir hier keine Ruhe finden konnten. Die Bilder der ehemaligen Eigenthümer dieser gesunkenen Pracht verfolgten uns unabläßig. Wo waren sie, die sonst hier ruhten, in

dieser noch immer gewitterschweren, stürmischen Nacht? Vielleicht im Grabe, vielleicht in einer elenden Hütte auf einem Lager von Stroh! Wie wandelbar ist irdisches Glück! wie vergänglich menschliche Größe!

Wir freuten uns des anbrechenden Tages, um sobald als möglich einen Ort zu verlassen, der so peinliche Empfindungen in uns rege machte; überdies wünschten wir sehr, Toulouse noch vor Mittag zu erreichen. Die in diesen Gegenden sehr bedeutende Stadt Montauban schien uns beim Durchfahren recht groß und nach südlicher Art wohlgebaut; wir kamen an mehreren großen Gebäuden und recht ansehnlichen hohen Häusern vorbei. Das Land rings umher ist zwar sehr fruchtbar und angebaut, aber flach. Näher an Toulouse erheben sich wieder fruchtbare Hügel, alles wird schöner, reizender; und herrliche große Bäume, wie wir von Castel-Sarrasin bis hieher nur wenige sahen, schmückten die unaussprechlich freundliche Gegend, welche der schiffbare Kanal von Languedoc und die, in malerischen Krümmungen nahe an der Stadt hinströmende Garonne noch verschönern.

Die ziemlich große Stadt Toulouse ist sehr volkreich und lebhaft. Viele schöne Häuser zeugen von der Wohlhabenheit ihrer Einwohner, aber die Straßen sind auch hier, wie überhaupt in allen Städten des südlichen Frankreichs, sehr enge und winklig; denn das Bedürfniß des Schattens und der Kühle bewegt die Einwohner derselben, ihre Häuser so nahe als möglich einander gegenüber zu stellen. Der dem Lande eigne Haß gegen alle Ordnung und Reinlichkeit scheint in dieser Stadt aufs höchste gestiegen, und wir bemerkten nur wenige große freie Plätze, die sonst das Uebel einigermaßen mildern. Eine breite, mit hohen Bäumen besetzte, schöne Allee führte an den Kanal, der hier das mittelländische Meer mit der Garonne und durch sie mit dem Ocean vereinigt. Toulouse wird dadurch in den Rang bedeutender Handelsstädte erhoben, besonders für den innern Verkehr des Landes; und man sieht die glücklichen Folgen davon an dem augenscheinlichen Wohlstande, der hier in allen Classen zu herrschen scheint. In den Straßen sahen wir viel Leben, viel wohlgekleidete Leute, und besonders viele schöne, auffallend geschmackvoll gekleidete Frauen

und Mädchen mit der, den Französinnen eignen Grazie und Leichtigkeit über die schlüpfrigen Steine hinschweben. Auch bemerkten wir glänzende Läden und Magazine, angefüllt mit allem, was Luxus und Mode erheischen, und zu unserem großen Erstaunen eine Menge Buchläden, die wenigstens mit der Literatur ihres Landes reich versehen schienen. Der gesellige Umgang in Toulouse wird allgemein gelobt; unser Aufenthalt in dieser Stadt war indessen zu kurz, um Bekanntschaften zu machen, die hier dem Fremden, wie man sagt, nicht schwer zu finden sind. Wir begnügten uns also mit der bloßen Außenseite und können über das innre Leben nicht urtheilen.

Toulouse ist reich an schönen Spaziergängen und Alleen, aber das Gewitter hatte die Luft nur zu sehr gekühlt, der Wind wehte eiskalt, durch die nächstvergangnen warmen Tage verwöhnt, froren wir vielleicht etwas mehr als billig war, und wunderten uns sehr, jetzt auf einmal wieder das Kaminfeuer nicht entbehren zu können. Indessen besuchten wir doch eine sehr schöne Promenade an der Seite der Stadt, welche der zum Kanal führenden Allee gegenüber liegt.

Ueber eine lange prächtige Brücke, die sich hier über die Garonne hinwölbt, gelangten wir zu einer zweiten großen Allee. Am Ende derselben liegt die ganze Stadt, der darin, längs dem Strome sich hinziehende, vom Gewühl des Handels belebte Quai, der Kanal und die reiche Ebene, welche die Stadt umgibt, wie ein Panorama ausgebreitet vor dem entzückten Blick. Blaue Gebirge begrenzen ganz in der Ferne die wunderschöne Aussicht, und an den vielen umherstehenden Sitzen bemerkten wir, daß dieser unbeschreiblich liebliche Platz den Toulousern an warmen Sommerabenden wohl oft zum Vereinigungspunkte dienen mag. Der Languedoker Kanal zog hier besonders unsre Aufmerksamkeit auf sich. Mit Recht ist er der Stolz der Bewohner dieses Landes; er hat unermeßliche Summen und Arbeit gekostet, und obgleich er nur kleine Schiffe auf seinem Rücken trägt, so ist er doch von unschätzbarem Nutzen; besonders für die Verbindung des südlichen Frankreichs mit dem nördlichen. In diesem von Bergen durchschnittnen Lande stellten sich seiner Ausführung Schwierigkeiten entgegen, die man in einem flachen Lande, wie

Holland ist, nicht kennt. An einigen Stellen führen ihn Wasserleitungen von einem Berge zum andern; zuweilen mußte er durch das Innre der durchgehauenen Felsen geführt werden, und selbst ihm das nöthige Wasser zu verschaffen, gränzte oft an das Unmögliche.

Toulouse besitzt auch ein Museum, oder besaß es wenigstens damals, als Paris mit geraubten Kunstschätzen so überfüllt war, daß jede bedeutende französische Stadt zum Ableiter dienen und das weniger Vortreffliche annehmen mußte, um nur in der Hauptstadt für das Auserlesenste Raum zu machen.

Wir versäumten nicht, uns wenigstens durch einen Besuch eine allgemeine Uebersicht dieses Museums zu verschaffen. Das Local besteht aus einem einzigen sehr großen langen Saal, in welchem viele Bilder, ohne sonderliche Wahl, ohne Hinsicht auf Beleuchtung, an den Wänden hingen. Mehrere junge Künstler, unter ihnen auch Damen, beschäftigten sich darin sehr ernstlich mit Kopiren und Zeichnen. Unter den Gemälden waren viele zum Theil gute Kopien der berühmtesten Werke der italienischen Schulen und

einige ganz vortreffliche kleine niederländische Originale, zwischen einer Menge zusammengerafften Wustes. Handzeichnungen von sehr verschiednem Werthe hingen hier und da zwischen den Gemälden, unter andern der Kopf der Cenci, sehr schön in schwarzer Kreide gezeichnet, angeblich von Mengs. Eine Tafel, die fast die ganze Länge des Saals einnahm, war mit dem buntesten Allerlei gedrängt voll überladen. Da standen Gipsabgüsse der berühmtesten Büsten der Antike neben ägyptischen Alterthümern, Aschenkrügen, Vasen aus dem Herkulaneum, und einer Anzahl Lampen, Hausgöttern und dergleichen kleinern Ueberresten vergangner Zeiten. Auch bemerkten wir mehrere kleine Statuen und Büsten von Marmor und Bronze, antike und moderne, darunter manches Gute, ja sogar Vortreffliche. Nur eine ordnende, leitende Hand, ein mit verständigem Blicke wählendes Auge, schien hier zu fehlen, um alles zu einem zweckmäßigen Ganzen zu ordnen. So wie er jetzt war, glich der Saal einer großen Rumpelkammer, die einer Reinigung gar sehr bedurfte.

Abends besuchten wir das Theater. Das

Schauspielhaus ist nicht groß, nicht schön, und dabei so schmutzig, daß wir beinahe gleich wieder umgekehrt wären; besonders da uns beim Eintritt in die Loge der fürchterlichste Knoblauchsgeruch entgegenströmte, und uns fast den Athem benahm. Wir lebten eben in der Zeit der strengsten Fasten, in der Charwoche, in welcher alle diese frommen Christen noch einmal so viel von ihrer Lieblingswürze zu sich nehmen als gewöhnlich. Indessen versuchten wir doch unsern Widerwillen gegen den uns überall verfolgenden Feind zu überwinden, und blieben da. Wir thaten sehr wohl daran: denn das Theater von Toulouse steht mit dem von Bordeaux gerade in umgekehrtem Verhältniß. Dort fanden wir das Schauspielhaus sehr prächtig und die Schauspieler kaum mittelmäßig; hier schaffte uns in einem sehr uneleganten Local eine, alle unsre Erwartungen übertreffende Vorstellung einen sehr angenehmen Abend. Nur der Anfang derselben war nicht sehr erfreulich: denn halb ärgerlich, halb lachend über unser eignes Mißgeschick, mußten wir auch hier ein albernes, langweiliges Ding von einer kleinen Oper sehen, das uns schon auf der ganzen Reise mit seiner jämmerlichen

Musik und faden Sentimentalität verfolgt hatte. Es heißt la jambe de bois; und überall wie hier, in Bremen, in Holland, in England, in Brüssel, war auf allen Theatern dies verwünschte hölzerne Bein das erste, was uns entgegen kam. Zum Glück nimmt es nicht viel Zeit weg, und diese benutzten wir die sehr zahlreich versammelten Zuschauer zu betrachten, wobei uns abermals die große Anzahl hübscher Frauen und ihre einfache geschmackvolle Kleidung auffallend war. Dem hölzernen Bein folgten die Erben, ein auch in Deutschland bekanntes, sehr unterhaltendes Lustspiel von Dumoustier. Es ward außerordentlich gut gespielt, vor allen bestätigte der Schauspieler, welcher den Bedienten darstellte, unsern Glauben an das komische Talent der Franzosen und die ihnen fast angeborne theatralische Gewandheit. Les Prétendus, eine große komische Oper in einem Akt, mit Musik von Paesiello, machte den Beschluß. Diese Oper erhält sich schon seit vielen Jahren mit großem Beifall auf allen französischen Theatern. In Deutschland ist sie, unsers Wissens, nie auf die Bühne gebracht worden, würde auch, unerachtet der schönen Musik, wohl schwerlich ge=

fallen. Der gar zu sehr französische triviale Inhalt des Stücks kann nur durch das leichte schnelle Spiel gehoben werden, in welchem die Franzosen Meister sind, und das bei uns so selten sich findet; am seltensten bei Sängern, wie diese Musik sie erfordert. Diese drei Stücke würden in Deutschland die zu einer Vorstellung bestimmte Zeit bei weitem überschreiten; in Frankreich aber geht das Spiel auf guten Theatern so rasch vorwärts, die Zwischenacte sind so kurz, oft kaum Minuten lang, daß dieser Uebelstand nicht so leicht eintritt.

Beim Herausgehen aus dem Theater befanden wir uns in nicht geringer Verlegenheit; unser Miethbediente war nicht gekommen uns abzuholen; Fiakers gibt es in Toulouse nicht; Sänften, von denen man uns versichert hatte, daß sie in Menge vor dem Theater ständen, waren dennoch nicht zu finden, und wir wußten nicht den Weg zu unserem Gasthofe. Wir mußten uns entschließen in der tiefsten Dunkelheit, durch das verworrene Labyrinth der Straßen auf gut Glück fortzuwandern. Hin und wieder trafen wir zwar eine Reverbere mitten in der Straße, diese aber blenden nur statt zu erleuchten, weil sie so weit

von einander entfernt sind, daß man immer aus der dicksten Finsterniß in ihren glänzenden Lichtkreis tritt. Unser Gasthof, der größte in der Stadt, mußte allbekannt seyn, aber vergebens fragten wir die wenigen Leute, denen wir zuletzt begegneten, nach der großen goldnen Sonne. Viele standen uns nicht Rede, andre lachten uns aus, und einige schickten uns absichtlich noch mehr in die Irre. Die in solchen Fällen hülfreichen Nachtwächter gibt es leider in Frankreich nicht. So irrten wir also über eine Stunde umher, bis wir durch einen glücklichen Zufall, herzlich müde, vor unsrer Wohnung anlangten, mit dem festen Vorsatz, nie wieder in einer fremden Stadt uns auf unsern Ortsinn zu verlassen; und recht erzürnt über die ungefälligen Einwohner von Toulouse, die uns nicht hatten zurechtweisen wollen.

Es war unsere Absicht, sehr früh am Morgen abzureisen, um noch denselben Tag den merkwürdigen Wasserbehälter bei St. Feriolles zu sehen, welcher dem Kanal den größten Theil seines Wassers zuführt. Beim Aufstehen vernahmen wir zu unserem Verdrusse, daß die Thore der Stadt gesperrt und keine Pferde zu haben wären.

Pichegrü's und George's Verschwörung gegen Bonaparte beschäftigte damals ganz Frankreich, vor allen aber den neuen Kaiser. In allen Städten wurden Mitverschworne aufgesucht, und auch in Toulouse glaubte man wenigstens Verdächtigen auf die Spur gekommen zu seyn. Deshalb waren schon am Abende vorher die genauesten Haussuchungen angestellt, die Thore geschlossen und strenge verboten worden sie zu öffnen. Wir hatten von allem diesem nichts erfahren, da wir den Abend im Theater zubrachten; und so gern wir auch noch freiwillig einen Tag in Toulouse geblieben wären, so verdrießlich war uns dennoch dieser gezwungne Aufenthalt. Zu unsrer Freude wurden wir indessen schon um neun Uhr davon erlöst. Die Diligencen rollten, mit Gefangnen und ihren Wächtern besetzt, zum Thor hinaus nach Paris zu, und wir fuhren, so schnell wir konnten, den entgegengesetzten Weg über das ebne Land bis Castel-Naudary, wo wir noch zeitig genug anlangten, um gleich mit andern Pferden und Wagen nach St. Feriolles zu eilen.

Wir hatten bis dahin noch drei Posten vor uns. Der Wind wehte kalt und graue Regen-

wolken hingen schwer vom Himmel herab, aber der Weg war vortrefflich, wie hier überall, und die Gegend, durch die wir kamen, zuerst sehr angenehm. Gegen das Ende der Fahrt sahen wir uns von hohen Bergen umgeben, der Weg ging steil hinauf, dann hinab, und nun waren wir in einem engen öden Thale, rings umschlossen von kahlen steilen Felsen, an deren Südseite aber doch noch Wein gebaut wird. Wir verließen hier unsern Wagen, und baten einen Bauer, der dort in seinem zwischen Felsen eingeklemmten Weingärtchen arbeitete, unser Führer zu werden. Der Mann sprach zum Glück neben seinem Landesdialekt auch uns verständliches Französisch, und führte uns willig durch die engen Windungen des immer schauerlicher werdenden Felsenthals, zu der netten kleinen Wohnung des Aufsehers der Wasserleitung. Dieser kam uns freundlich entgegen, ein eisgrauer Invalid, der selbst nicht mehr wußte, wie alt er war. Schon unter Ludwig dem Funfzehnten hatte er manchen Feldzug mitgemacht, manche Schlacht gefochten, viele Länder und Menschen gesehen; er war sogar im siebenjährigen Kriege in Deutschland gewesen und hatte bei Roßbach die Deutschen

kennen gelernt. Alles dies erzählte uns der gute freundliche Greis, mit aller Redseligkeit eines alten Franzosen und eines, gewöhnlich einsam Lebenden, während er die Fackeln zusammen suchte, die uns auf unterirdischen Wegen leuchten sollten.

Wir sahen uns indessen in seiner Wohnung um, in der er ganz allein mit einem jungen Mädchen, seiner Enkelin, nach einem so unruhvollen Leben, das Ende desselben in der abgeschiedensten Einsamkeit erwartete. Die kleine, recht reinlich gehaltene Hütte liegt in einem tiefen Kessel, rings umschlossen von öden Felsen, über welche noch höhere, nackte Felsenspitzen sich emporthürmen. Kein Baum, kein Strauch grünt in dieser Einöde, die nur in den längsten Tagen ein, kurze Zeit verweilender Sonnenstral begrüßt, und die uns an Schottlands wildeste Thäler lebhaft erinnerte. Der graue Himmel, die matt ihn durchblickenden Stralen der zum Untergange sich neigenden Sonne, welche die fernen hohen Felsenspitzen färbte, das Heulen des Nordwindes, der, schauerlich pfeifend, durch Klüfte und Felsspalten tobte, machten die Aehnlichkeit mit jenen wilden Gegenden noch treffender, und versetzten

uns plötzlich hier mitten aus dem lachenden Süden, in des fernen Nordens düstre Gebirge.

Wir stiegen auf einem sehr steilen Fußwege eine kleine, ganz nah am Hause gelegene Anhöhe hinauf, bis an eine in den Felsen gehauene Thür. Der Greis öffnete sie, zündete dann seine Fackeln an und führte uns eine lange, tief in's Innre der Felsen gehauene Treppe vorleuchtend hinab. Nun befanden wir uns in einem nicht hohen, langen, kellerartigen Gewölbe, in dessen Hintergrunde wir beim Scheine der Fackeln drei kolossale Krahne von Messing neben einander erblickten. Unser Führer drehte den einen davon um, und das den heftigsten Donner übertreffende Tosen, des von uns ungesehen in den Grund der Erde hinabstürzenden Wassers, erfüllte und plötzlich mit unaussprechlichem, alle Sinne betäubendem Grausen. Es war als krache der Felsen über uns und drohe den Einsturz des Gewölbes; der Felsengrund unter unsern Füßen schien zu beben. Der Wiederhall in dem engen, niedrigen Gewölbe, das ungewisse Flimmern des Fackelscheins an dem grauen Gestein in diesem Grabesdunkel, erhöhten unaussprechlich das Schauerliche der

Scene, so daß wir fest überzeugt sind, auch die stärksten Nerven könnten nicht ausdauern, wenn alle drei Krahne zugleich geöffnet würden, was auch fast nie geschieht. Selbst das mächtige Sieden und Brausen des gewaltigen Rheinfalls machte auf uns nicht diesen fürchterlichen Eindruck. Dort, unter dem hohen Gewölbe des Himmels, sieht man den mächtigen Strom schäumend am Gestein zerstieben, sein Toben gleicht dem Donner Gottes und erhebt die Seele zu Gott, in ehrfurchtsvoller Anbetung. Hier in dem einem Grabe ähnlichen Gewölbe, gleicht dies ungeheure, durch den Wiederhall ins Unendliche verstärkte unsichtbare Tosen dem Wüthen der Hölle; es beängstigte uns so, daß wir beim Hinaustreten im Freien tief aufathmen mußten, mit dem Gefühl als wären wir einer großen Gefahr entgangen. Draußen zeigte uns unser Führer, wenige Schritte höher hinauf, die Entstehung jenes entsetzlichen Brausens. Ein in den Felsen gehauenes, nicht sehr großes Becken versammelt hier das Wasser mehrerer von höheren Felsen hinabgleitender Quellen. Das Gewölbe, aus welchem wir kamen, liegt gerade unter demselben, die Krahne schließen tief ins Innre des

Felsen gearbeitete Wasserleitungen, durch welche, wenn sie geöffnet werden, das Wasser in ein noch tiefer liegendes zweites Gewölbe hinabströmt, und aus diesem fließet es zuletzt im Freien dem Kanale zu.

Wir besuchten nun auch dieses, dem untern Thale näher liegende zweite Gewölbe. Es ist sehr lang und schmal, und im Hintergrunde desselben sahen wir das Wasser aus dem obern Gewölbe schäumend hinabstürzen. Brausend und wild strömt es in einen steinernen Kanal, der fast die ganze Breite der Höhle einnimmt, durch dieselbe hindurch, hinaus in's Freie, hinab in's Thal, über das Gestein hin, und fließt tief unten seiner Bestimmung zu. Auf den schlüpfrigen Steinplatten, welche diesen Kanal einfassen, schlichen wir, dicht an die Felsenwand gedrückt, bis zu dem unterirdischen Wasserfall im Hintergrunde des Gewölbes. Das Brausen im Kanale vermehrte sein mächtiges Donnern; es war noch tobender als oben, aber es machte bei weitem nicht jenen mächtigen Eindruck auf uns, da wir hier die Ursache desselben vor unsern Augen sahen; denn nur das Unsichtbare vermag es die Seele mit so tiefem Grauen

zu erfüllen; was der Mensch sieht, hört er bald auf zu fürchten. Der Abend dämmerte schon ehe wir von unserem guten invaliden Eremiten schieden, und wieder unsern Wagen bestiegen.

Spät in der Nacht kamen wir nach Castel-Naudary zurück, und fanden dort alles zu unserem Empfange und unsrer Erholung bereitet. Ein großer starker Mann, der sich schon Vormittags als Nachbar und Hausfreund unsrer etwas ältlichen, sonst gar nicht übeln Frau Wirthin, bei der Einrichtung unserer Fahrt nach St. Ferioles sehr geschäftig bewiesen hatte, kam jetzt während unsers Abendessens herauf, zu fragen wie es uns dort gefallen habe. Er schwatzte lang und breit, meinte, es sey eine belle horreur und dergleichen. Uns machte der Herr Nachbar Langeweile und wir fingen an, unter einander Deutsch zu sprechen. Zu unserm Erstaunen aber begann er nun auch, sich in dieser Sprache recht geläufig vernehmen zu lassen, und behauptete mit ächt österreichischem Accent: er habe „unsere Gnoden“ halter oft in Warschau gesehen, und kenne uns recht gut. Es kam heraus, daß er dort und in Wien sieben und zwanzig Jahre gelebt habe. In welcher Qualität?

das verschwieg er bescheidentlich. Wir machten, daß wir ihn bald los wurden, und nahmen uns vor, in Zukunft uns nie darauf zu verlassen, daß man im fremden Lande unsere Sprache nicht verstehe; denn wer hätte wohl vermuthet, in Castel-Naudary einen Einwohner des Orts zu finden, der unserer Muttersprache so kundig wäre?

Bei noch immer trübem rauhem Wetter fuhren wir am andern Morgen weiter, auf der herrlichsten Chaussee die es nur geben kann. Um das viele Bergauf- und Bergabfahren zu vermeiden, sind ganze Strecken brückenartig gewölbt, kein Stein liegt im Wege, und der kleinste Abhang ist mit festen Brustwehren von Quadersteinen versehen. Wir kamen mehreren alten Wartthürmen und manchen verödet liegenden Burgruinen vorbei; übrigens bot die Gegend wenig Abwechselung, bis wir Carcassonne vor uns liegen sahen.

Diese gewiß uralte Stadt gewährt einen ganz eignen alterthümlichen Anblick. Sie ist umgeben von wunderlich gezackten mit Wachtthürmen versehenen Mauern, welche, wie die ganze Stadt, das Gepräge längst vergangener Zeiten tragen. Aus Quadersteinen für eine Ewigkeit zusammen-

gethürmt, stehen die vom Laufe mehrerer Jahrhunderte geschwärzten Häuser in den engen, verworren durcheinander sich schlingenden Straßen. Die wenigen trüben Fenster liegen in den dicken Mauern tief verborgen, die Fensterläden daran sind von außen angebracht und werden der Hitze wegen fast immer verschlossen gehalten. So finster und trübselig sehen alle Städte in diesem Theile von Frankreich aus. Auf den Straßen steht man wie in einem tiefen Keller; kaum daß ein schmaler Streif des blauen Himmels sichtbar wird, wenn man den Kopf ganz hinten überbiegt. Des so nothwendigen Schattens wegen baute man auch hier die Häuser so nahe einander gegenüber, aber die Luft wird dadurch dumpf, drückend, und der gänzliche Mangel der Reinlichkeit um so empfindlicher.

Das Leben in diesen Gegenden ist unglaublich wohlfeil; in dem Gasthofe, vor welchem wir in Carcassonne abstiegen, sahen wir unten im Hause die Knechte und Mägde um einen großen Napf voll gesalzner Oliven, und einen großen Krug mit Wein zum Frühstück versammelt. Dieser Anblick erregte in uns den Wunsch ein Gleiches zu thun;

die Wirthin brachte uns eine große, weiße Flasche, die wenigstens so viel als drei unserer gewöhnlichen Bouteillen hielt, voll des lieblichen süßen Weins, der zwischen Carcassonne und Bézières wächst; sie hatte ihn für uns eine Viertelstunde weit holen lassen, und forderte dennoch für die Flasche nur acht Sous, ungefähr drei gute Groschen; obendrein sah die gute Frau bei der Forderung aus, als habe sie uns, ihrer Meinung nach, recht theuer zahlen lassen. Die Einheimischen geben nur drei Sous für eine solche Flasche Wein, und alle andere Lebensmittel stehen damit in gleichem Verhältniß. Wir wunderten uns nur, daß die Leute hier nicht immer alle betrunken sind; unser Bediente kam nie recht zu seinen fünf Sinnen, so lange wir uns in diesen Gegenden aufhielten, und wir konnten es ihm kaum verargen.

Hinter Carcassonne wird die Gegend sehr gebirgig; der Weg windet sich durch öde, enge Thäler zwischen kahlen zackigen Felsen hin, die oft den Ausgang zu versperren scheinen. Hinter Cruscades schwindet fast jede Spur von Vegetation, und nur Lavendel, Thymian und ähnliche Kräu-

ter, sprossen ärmlich und halb vertrocknet aus den Felsenritzen.

Gegen Narbonne zu erwacht neues Leben in der Natur. Dicht vor der Stadt bemerkten wir die ersten Olivenbäume, freilich nicht von so üppigem Wuchs, wie wir sie später bei Marseille und Toulon sahen, aber ihr Anblick freute uns doch sehr; denn wir sahen in ihnen Verkündiger des mildesten schönsten Himmelstrichs in Europa.

Uns schien der Olivenbaum bei weitem nicht so häßlich, als einige neuere Reisende ihn beschreiben. Wahr ist es, er gleicht sehr den gemeinen Weiden, aber er bildet schönere, runde Kronen; sein immer grünes Laub ist schöner geformt, die blaugrünen Blätter sind an der untern Seite beinahe weiß, und es sieht sehr artig aus, wenn der Wind die Zweige durchrauscht, und diese weiße Seite bald schillernd das Grün durchblitzt, bald sich darunter verbirgt.

Narbonne ist eine alte düstre Stadt wie Carcassonne, nur schien sie uns etwas kleiner und ihre Umgebungen weniger pittoresk. Wir hätten uns gern in der Stadt umgesehen, aber die engen, dunkeln Straßen sahen so wenig einladend aus, daß

wir keinen Spaziergang darinnen unternehmen mochten, ohne einen eigentlichen Zweck dabei vor Augen zu haben. Wir erkundigten uns also in unserem Gasthofe nach den Merkwürdigkeiten des Orts. Man nannte uns deren zwei, einen sehr berühmten Arzt, zu dem in bedenklichen Fällen viele Kranke aus weiter Ferne ihre Zuflucht nahmen, und einen noch berühmtern Advokaten. Von andern Merkwürdigkeiten an Gebäuden und dergleichen wollte niemand etwas wissen, und da wir glücklicherweise der Kunst jener beiden Herren nicht bedurften, so beschlossen wir zu Hause zu bleiben und der Ruhe zu pflegen.

Hinter Narbonne wird das Land sehr fruchtbar, ein wahrer Garten, der blonden Ceres geweiht; überall auf der weiten Ebene, zwischen unabsehlichen Weizenfeldern, wächst Oel und Wein im reichsten Ueberfluß. Leider erfuhren wir es zu spät, daß wir auf dem Wege von Narbonne nach Béziéres einer der merkwürdigsten Stellen des Languedoker Kanals ganz nahe vorbei gekommen waren, ohne es zu ahnen. Auf einem ganz kleinen Umwege von vielleicht einer Stunde hätten wir den durchbrochnen Berg (la

montagne percée) sehen können. Der Kanal geht dort durch ein, in den Fels gehauenes, großes Gewölbe. Von beiden Seiten desselben ist nur eben Raum genug für die Schiffer, die hier aussteigen und ihr Schiff an Seilen hindurch ziehen, wie man es auch in Holland auf den Kanälen oder stromaufwärts am Rhein sieht. Die Perspektive durch den dunklen Rahmen der Oeffnung des Gewölbes hindurch, auf die weite fruchtbare Ebene, und dazu das auf dämmerndem Wege langsam hinwogende Menschenschifflein, müssen einen in seiner Art einzigen Anblick gewähren.

Von Béziéres sagt ein hier zu Lande allbekanntes Sprichwort, daß der liebe Gott diese Stadt zum Wohnplatz erwählen würde, wenn er einmal zu uns herabsteigen wollte. Sie liegt am Abhange eines Hügels, der auf der höchsten Spitze eine der reichsten, weitesten Aussichten gewährt. Dort oben erblickten wir zum ersten Mal aus der Ferne das mittelländische Meer, und seitwärts wie dunkelblaue Wolkengebilde, die Pyrenäen am Horizont. Vor uns breitete sich im Frühlingsglanz und aller Pracht südlicher Vegetation die reich angebaute Ebene aus, durchschlungen von einem sil-

berhellen Strome, den man uns la rivière d'or, den goldnen Fluß, nannte. Friedliche Dörfer, eine Menge zerstreut liegender, weißschimmernder Landhäuser, im Schatten dunkler Cypressen und unzähliger Obstbäume, bringen Leben in die wunderherrliche Landschaft.

In der Stadt bemerkten wir viele recht schöne, große Häuser, übrigens ist sie gebaut wie alle Städte dieses Landes. Es war viel Leben in den engen Straßen, viele auffallend schöne Weiber mit dunkeln blitzenden Augen wandelten hin und wieder, alles schien fröhlich und guter Dinge, wie es sich in diesem schönen Lande gebührt. Der Anblick des Marktes bewies uns augenscheinlich, daß wir den glücklichen Süden nun wirklich erreicht hatten. Große Körbe voll Orangen, Mandeln, Feigen und großer Rosinentrauben standen in Menge zum Verkauf, wie bei uns die Kartoffeln; Sardellen, Oliven, Kapern in solchem Ueberfluß, daß man sah, wie alles dies hier zu den gemeinsten Lebensmitteln gezählt wird.

Eine rings um die Stadt sich ziehende schöne Allee bietet mehrere, sehr angenehm wechselnde Aussichten; am schönsten aber ist die von der nah

am Markte gelegnen Terrasse. Obgleich weniger ausgebreitet als oben auf dem Berge, erfreute sie uns fast noch mehr; denn das reichgesegnete Land lag wie ein großer Garten dicht vor uns in aller seiner Pracht. Der Kanal zieht sich silbern hindurch, und verbreitet Leben und Wohlhabenheit unter die Einwohner. Deutlich überblickt man von hier aus die mit großen Kosten erbauten sieben Schleusen, welche, wenn Schiffe hier durch den Kanal wollen, das Wasser in die Höhe treiben. Mit wahrem Herzeleid sahen wir auch etwas entfernter den durchbohrten Fels liegen.

Die von der unsern so ganz verschiedne Pflanzenwelt setzt uns unter diesem glücklichen Himmelsstrich in immer wiederkehrendes, fröhliches Erstaunen. Was wir in Treibhäusern und in unsern Zimmern mühsam pflegen, um es in kümmerlicher Existenz zu erhalten, das wächst hier in üppiger Pracht ungepflegt im Freien, und wird nicht geachtet. Goldlack, die schönsten Iris-Arten, und unzählige andre Gartenblumen werden wie Unkraut angesehen; die herrlichsten Tazetten sahen wir auf Feldern und Wiesen zwischen Weizen und Gras wild wachsen. Die Leute tre-

ten darauf herum, als wären es Gänseblümchen, setzen sich am Rande eines Bachs unter einem großen Myrthenstrauch im Schatten nieder, als müßte das so seyn, und fassen ihr Küchengärtchen mit Aloën ein, weil die steifen spitzen Blätter Haasen und Kaninchen nicht durchlassen. Der köstlich duftende Jasmin (Jasminum officinale), der Oleander, die Myrthe und unzählige ähnliche Sträuche bilden die Hecken und blühen aus allen Winkeln hervor; dunkle, herrliche Cypressen stehen riesengroß vor allen Hütten. Pfirsiche, Aprikosen, Maulbeeren, Johannisbrot, Mandeln, Oliven, wachsen an den Straßen und in jedem Bauergarten. Wir Fremdlinge stehen dabei, staunen fröhlich alle die Wunder an, und können gar nicht begreifen, wie die hier lebenden Menschen dieser Herrlichkeit so gewohnt sind, daß sie sich deren gar nicht freuen. Und dennoch sehen wir nur erst die Blüthe. Was muß ein Herbst in diesem segenreichen Lande seyn!

Die Natur übertraf hier unsere gespanntesten Erwartungen, aber die Menschen sind anders als wir sie uns dachten. Unter dem Landmann herrscht nicht die ewige Freude, die kindlich reine Lust am



Leben, welche Yorik und von Thümmel uns als hier einheimisch malten. Das glückliche Klima, die leichtere Nahrung, der Ueberfluß an lieblichem Wein stimmen freilich die Menschen hier eher zur Freude, ihr leichteres Blut fließt hüpfender durch ihre Adern. Manche Sorgen für Kleidung, Vorrath an Lebensmitteln und Feuerung für den Winter, die den armen Nordländer drükken, kennen sie nicht. Um die Zukunft kümmern sie sich etwas weniger als wir; sie lachen mehr, singen mehr, und raschere Freude belebt an Festtagen ihren Tanz. Aber in der Woche sahen wir auch hier bei den Landleuten, so lange die Sonne am Himmel steht, nur saure Arbeit, und Abends Sehnsucht nach Ruhe, wie bei uns. Keine Margot, keine Nanette wurden wir gewahr; von der Sonne verbrannte Bäuerinnen, die schwere Lasten auf den Köpfen tragen und schon auf zehn Schritte weit nach Knoblauch riechen, das sind die gepriesenen Arkadierinnen dieses Landes. Ihr Kostüm verschönert sie nicht; keine niedlichen Strohhüte, keine zierlich geflochtnen Zöpfe schmükken sie, wie die Bauernmädchen in der Schweiz. Sie tragen sehr häßliche Hauben von Leinwand,

unten daran sind lange, mehr als handbreite Streifen befestigt, welche unter dem Kinn gekreuzt und oben auf dem Kopfe zusammen gesteckt werden, so daß die Enden, wie die Ohren eines Hühnerhundes, an beiden Seiten herabhängen. Runde flache Hüte von schwarzem Filz binden sie auf eine besondere Art über diese Hauben, vorn schließen sie eng an die Stirn und hinten stehen sie hoch in die Höhe. Vor etwa vierzig Jahren trugen die englischen Damen ihre Hüte so, wie man es noch auf englischen Kupferstichen aus jener Zeit sieht. Den dunkelblitzenden Augen, und scharf gezeichneten schwarzen Augenbraunen, der Languedoker Bäuerinnen, steht indessen dieser Hut bisweilen sehr gut. Ein Rock von rothem, groben Wollenzeuge, ein sehr häßliches Kamisol mit langen Schößen und engen, bis über die Ellenbogen reichenden Aermeln, dazu plumpe hölzerne Schuhe mit kleinen Absätzen, inwendig Stroh darin, damit sie den Fuß nicht wund reiben, vollenden den Anzug, in welchem wohl niemand eine Margot sich denken wird.

Gegen Abend verließen wir Béziéres. In einiger Entfernung von der Stadt wurde die



Gegend weniger interessant, wir waren sehr ermüdet, der Schlaf überwältigte uns, und wir mochten wohl eine ziemliche Weile so geschlummert haben, als wir beim plötzlichen Erwachen uns wie ins Feenland versetzt mit großen Augen umsahen. Ein köstlicher Duft umschwebte uns; der Wagen hielt auf einem ganz runden grünen Platz, in dessen Mitte sich ein kleines Wasserbassin befand, in diesem ein Delphin aus Stein gehauen, der silberne Strahlen hoch gen Himmel sprühte, die in Diamanten gleich funkelnde Tropfen verwandelt wieder zurückfielen. Herrliche hohe Bäume schlossen einen dichten Kreis um diesen lieblichen Platz, die eben sinkende Sonne streute blitzende Lichter auf das dunkle Grün der Cypressen und verklärte die tief herab sich senkenden Zweige der großen Trauerweiden zu hellen, grünlich goldnen Strahlen. Die duftendsten Sträuche blüheten zwischen den Bäumen und bildeten eine Art von Hecke; ein artiges weißes Landhaus schimmerte, hinter den grünen Zweigen versteckt, hervor. Vor uns im Wagen lag ein sehr großer Strauß von Veilchen, die an Duft, an Farbenpracht, an Größe, alle, die wir bis jetzt gesehen hatten, so



weit übertrafen, daß wir sie auf den ersten Blick gar nicht für Veilchen erkannten. Gegen die unsrigen gehalten, waren sie was die vollaufgeblühte Centifolie gegen die blühende Hagebutte ist. Alles war still umher, nur Vögel zwitscherten in das Geplätscher des kleinen Springbrunnens; kein Mensch ließ sich erblicken, selbst der freundliche Geber des Straußes nicht; unser Postillon spannte aus und ging andere Pferde zu holen. Le Begude de Jordy heißt dieser wunderliebliche Ort, der wohl von unserer Seite eines längeren Verweilens werth gewesen wäre; aber das Schöne erblicken und dann es ungenossen verlassen, das ist das Schicksal des Reisenden. Das Uebelste ist nur, daß er sich dieses Schicksal gewöhnlich selbst macht: denn was hinderte uns eigentlich, in diesem zauberisch schönen, stillen Winkel der Welt, die Sterne auf- und untergehen zu sehen und es zu erwarten, daß die Morgensonne diese hohen Wipfel wieder vergolde?

An Le Begude de Jordy schließt sich ein kleines Gehölz von Birken, Acazien und ähnlichen Bäumen, eine wahre Seltenheit in diesem Lande und das erste, durch welches wir auf der ganzen

Reise von Paris bis hieher kamen. Wir schwelgten wie berauscht in dem Meere von Wohlgeruch, das uns hier umwallte. Auch wie wir wieder ins Freie gelangten, blieb sich die Gegend gleich an entzückender Schönheit. Rasch ging es fort über Thal und Hügel, durch das, wegen seiner Bonbons in ganz Frankreich berühmte Städtchen Pezenas hindurch, bis wir bei Sternenlicht am Hôtel du midi in Montpellier anlangten.

Montpellier.

Müde und hungrig, wie man es nach einem seit Sonnenaufgange benutzten Tage ist, hatten wir uns um Mitternacht zu einem recht einladenden Abendessen eben niedergesetzt, als man uns meldete, daß draußen jemand unsern Paß zu sehen verlange. Diese Störung war uns in diesem Momente sehr unwillkommen, wir erwiederten also kurz weg: das habe wohl bis Morgen Zeit: und meinten die Sache damit fürs erste abgethan zu

haben, weil sich weiter nichts darüber hören ließ. Ehe wir es uns aber versahen, wurden beide Flügelthüren geöffnet, fünf Mann Wache, bewaffnet bis an die Zähne, an ihrer Spitze ein sehr martialisch um sich blickender Korporal marschirten herein, und im Nu sah unser Zimmer aus, wie der letzte Act einer modernen weinerlich komischen Oper im Théâtre Feydeau zu Paris. Der Paß mußte nun wohl freilich gleich hervorgesucht werden, er ward in bester Ordnung befunden, aber unser Korporal hatte es, vermuthlich vor lauter Tapferkeit, im Lesen nicht weit gebracht. Er buchstabirte so laut und so lange an dem Paß; unsere Namen klangen von seinen bärtigen Lippen so barbarisch, daß wir einstimmig darüber in lautes Gelächter ausbrachen. Einer der Krieger nahm dieses sehr übel, und ermahnte uns nicht über Leute zu lachen, die nur thäten was ihres Amtes sey. Mit der holdseligsten Freundlichkeit, doch immer lachend, erwiederte ihm eine von uns: „Lieben Freunde, ihr thut gut, zu vollbringen was eures Amtes ist, laßt euch aber das Nämliche von uns gefallen; unser Amt als Reisende ist, uns zu divertiren und zu lachen, wo und so

15*

viel wir können.“ Madame a raison, donnerte des Korporals Baßstimme mit gutmüthigem Ernst, kommandirte: links um! und die Armee defilirte wieder zur Thüre hinaus. Dieses kleine militairische Intermezzo belustigte uns gar sehr; wir tranken die Gesundheit des humanen Korporals und wünschten allen Armeen viele seines gleichen.

Den andern Morgen fingen wir an, uns in der Stadt ein wenig zu orientiren, suchten alte Bekannte auf, wurden von ihnen aufgesucht, und trafen alle mögliche Vorkehrungen, um die wenigen Tage unsers Aufenthaltes in Montpellier so genußreich als möglich zu machen.

Die Stadt liegt sehr schön auf einer Anhöhe, mitten in einer, nur hie und da zu sanften Hügeln anschwellenden, höchst fruchtbaren und bebauten Ebene. Sie ist ziemlich groß; es gibt darin viele ansehnliche aus Quadersteinen sehr massiv erbaute Häuser, die Straßen aber sind auch hier sehr enge, winkelig, dumpfig, und durch die nah einander gegenüber stehenden hohen Gebäude verdunkelt. Dazu ist das Straßenpflaster hier eben so schlecht als in Bordeaux. Da wir bisher fast auf allen Flaschen mit wohlriechendem Wasser im-

mer Montpellier gelesen hatten, so glaubten wir in unsrer Einfalt die ganze Stadt müsse wie der Laden eines Parfümeurs riechen, wir fanden aber leider hievon das Gegentheil. Von der hier herrschenden Unreinlichkeit ist es unmöglich sich einen Begriff zu machen. Auf den Straßen weiß man oft beim trockensten Wetter nicht wohin man treten soll, und das Auge wird eben so beleidigt als die Nase. Dem mächtigen Gefühle des Ekels muß man im südlichen Frankreich widerstehen lernen, wenn man nicht jede Freude sich verbittern will; und Montpellier wäre wahrlich der beste Ort dazu, um sich dagegen recht abzuhärten.

Die Esplanade, eine lange schöne Allee, ist der schönste und reinlichste Theil der Stadt, und die an sie grenzenden Häuser sind großentheils zur Aufnahme der vielen Fremden eingerichtet, die hier bald längere bald kürzere Zeit ihrer Gesundheit wegen zu verweilen pflegen. Auch unser Hotel gewährte uns die Aussicht auf diese allgemein besuchte Promenade. Da wir eben zu Ostern anlangten, so hatten wir am ersten Feiertage Nachmittags die Freude, von unserem Balkone herab alles, was zum Mittelstande und zum Volke

gehört, dort lustwandeln zu sehen. Die feinere Welt ließ sich nicht blicken: denn ihr Spaziertag ist der zweite Ostertag. Die lange breite Allee wimmelte von fröhlichen Menschen, welche sich langsam auf und ab bewegten, bis die einbrechende Dämmerung sie alle nach Hause schickte, um dort ihren Salat, das gewöhnliche Abendessen der niedern Classen in Frankreich, mit den Ihrigen zu verzehren. Mäßiger ist keine Nation als die französische bei sich zu Hause; im Auslande zeigten sie sich freilich anders. In Deutschland braucht der gemeine Mann doch wenigstens Bier, Tabak, und eine Kegelbahn, um zu wissen daß es Feiertag ist; in Frankreich hat er das alles nicht nöthig. Unter der Menge festlich geschmückt einherwandeln, mit Frau und Kindern oder auch mit der petite amie; sehen und gesehen werden; Bekannte begrüßen; galant seyn gegen die Damen; denn Dame ist hier alles was zum weiblichen Geschlechte gehört, auch wohl der Erwählten seines Herzens einen Blumenstraus gratiös überreichen, und dafür einen freundlichen Blick und einen kleinen Knix erhalten: das ist es Alles, was der gemeine Franzose braucht, um eine Fete zu

haben, und dabei glücklich zu seyn wie ein Gott. Auch Abends auf ihren Tanzsälen herrscht Höflichkeit gegen die Damen, und eine feinere Sitte unter den Männern, die fast nie in wilde Trunkenheit und Schlägereien ausartet. Wir erinnern uns nicht einen recht betrunkenen Menschen in Frankreich gesehen zu haben. Das wärmere Klima ist wohl großentheils die Ursache dieser Mäßigkeit, weil Eis und kühlende Getränke dadurch ein größeres Bedürfniß werden als erhitzende Magenstärkungen.

Am folgenden Morgen spazierte die schöne Welt eben so am nämlichen Platze einher; wir bemerkten mehrere Bekannte darunter, suchten diese auf und genossen einen recht angenehmen Tag. Das Ende der Allee bietet eine sehr reiche Aussicht auf die, Montpellier umgebende herrliche Gegend; noch schöner aber ist der Blick vom Wasserschloß (Château d'Eau) am Ende des großen, im französischen Geschmack angelegten Gartens, den man wunderlich genug le Peyrou nennt, eine Benennung, die niemand uns erklären konnte.

Das Wasserschloß, ein gewölbtes, von allen Seiten offnes, tempelartiges Gebäude, grenzt hier

an den neuen großen Aquäduct, der das Trinkwasser aus einer Entfernung von zwei Stunden nach Montpellier führt, und macht eigentlich einen Theil desselben aus: denn ein in der Mitte des Gebäudes sich befindendes großes Becken dient ihm zum Ausfluß, und von dort wird das Wasser erst durch mehrere Röhren in der Stadt vertheilt. Es ist das reinste, durchsichtigste das wir jemals gesehen; das Gepräge einer Münze, die auf dem Boden dieses Beckens läge, würde man deutlich erkennen können. Der Aquäduct ist, bei aller Modernität, ein Werk der alten Römerzeiten würdig. Vom Wasserschloß übersieht man ihn in seiner ganzen Länge soweit das Auge reicht; er gewährt hier einen unbeschreiblich prächtigen Anblick. Bis zur Quelle hin erstreckt sich eine lange Reihe großer herrlich gewölbter Bogen von weißem Steine weit in das Land hinein, bald einfach, bald zwiefach, auch dreifach übereinander ruhend, je nachdem die Erhöhung oder Vertiefung des Bodens es erforderte. Das Wasser fließt in verdeckten steinernen Kanälen, die oben auf den höchsten Bogen ruhen, bis zu dem Bassin, in welches es sich ergießt. Dieses wunderbar große Meisterstück

der Architektur, die reiche, weit ausgebreitete Landschaft, die mit Schnee bedeckten Sevennen-Gebirge, seitwärts in blauer Ferne die Alpen und die Pyrenäen, gewähren von dieser Anhöhe eine Aussicht, die wir mit keiner andern zu vergleichen wissen; besonders Abends, wenn die sinkende Sonne alle die großen, mannichfaltigen Gegenstände verklärt.

Montpellier wird seit langer Zeit für den Sitz der Heilkunde in Frankreich gehalten; und mehrere berühmte Aerzte, besonders Wundärzte bewohnen immer diese Stadt, deren Luft in dem Rufe steht, vorzüglich gesund zu seyn. Aus allen Ländern Europens, besonders aus England, wallfahrten in Friedenszeiten wohlhabende Kranke hieher und hoffen Genesung. Dadurch tritt diese Stadt beinahe in die Reihe der Brunnenorte, obgleich hier keine heilende Quelle fließt. Zwei Meilen weiter finden sich zwar heiße Quellen, doch glauben wir nicht, daß sie viel benutzt werden, da wir nur wenig darüber erfahren konnten. Die Fremden, welche um ihrer Gesundheit willen nach Montpellier kommen, verweilen immer mehrere Monate, oft Jahre lang dort; sie werden gewissermaßen einheimisch, und tragen viel dazu bei

das Einseitige aus dem geselligen Tone zu verbannen. Viele Häuser in der Stadt und den nächsten Umgebungen sind zu ihrem Empfange aufs bequemste eingerichtet, und ihre Besitzer beeifern sich, den sehr gern gesehenen Gästen den Aufenthalt so angenehm zu machen als möglich. Am wunderbarsten schien es uns, daß oft selbst aus Rußland vornehme Frauen nach Montpellier kommen, um dort ihre Niederkunft abzuwarten; diese Vorsicht ist denn doch so weit getrieben als möglich.

Das Klima ist indessen in Montpellier lange nicht so mild, als der Ruf es verkündet; die Stadt liegt hoch, die Luft ist daher so fein und scharf, daß sie den an der Brust Leidenden durchaus schädlich, oft tödtlich wird. Selbst die hiesigen Aerzte läugnen das nicht, und viele traurige Erfahrungen bestätigen diese Behauptung. Das ganze Jahr hindurch weht oft Wochen lang der Mistral, ein eiskalter, bis ins innerste Mark dringender austrocknender Nordostwind, dessen Daseyn man auch in den Gebäuden empfindlich bemerkt. Selbst die gesündesten Menschen leiden durch ihn, und den Brustkranken wird er zur

peinlichsten Qual. Auch wir machten seine Bekanntschaft, mußten deshalb mehrere Tage lang am Kaminfeuer Schutz gegen ihn suchen, und empfanden selbst dort den Einfluß seines, alle Lebenskraft lähmenden, alle Nerven schmerzlich anspannenden Hauches. Im Winter ist die Kälte, der scharfen trocknen Luft wegen, hier sehr empfindlich, obgleich es selten Eis friert und noch seltner schneiet. Der Mangel an Holz macht das Einheizen kostbar und beschwerlich, doch hilft man sich wie man kann, mit allerhand Holzsurrogaten. Die langen Gebinde der abgeschnittnen Weinreben, die man immer in den Kamin nachschieben muß während sie an dem einen Ende brennen, geben eine helle lustige Flamme, die aber, so wie die von ihr ausströmende Wärme, nur Minuten lang währt. Die schon gebrauchte Gerberlohe, auch die Hülsen und Kerne der ausgepreßten Oliven werden in viereckige, dem holländischen Torf ähnliche Formen getrocknet und so als Brennmaterial benutzt. Die letzteren sollen vortrefflich brennen, viel Wärme und keinen Geruch geben; wir selbst aber haben es nicht versucht, damit Feuer zu machen.

Der Winter übt zum Glück hier nicht lange seine feindliche Gewalt; schon im Februar muß er unter diesem glücklichen Himmelsstrich dem Frühlinge weichen; diesem folgt ein, aller Beschreibung nach, beinahe unerträglich heißer Sommer. Daß er dies seyn müsse, bewiesen uns schon die Vorkehrungen, die wir in den Häusern wohlhabender Familien gegen die große Hitze getroffen sahen. Der Herbst ist auch hier des Jahres Krone und waltet bis tief im November, ja oft bis gegen Weihnachten mit heiterer Milde. Der Ueberfluß, die Mannichfaltigkeit und Vortrefflichkeit der Früchte, welche er bringt, besonders der Feigen, Trauben, Melonen und Pfirsiche, sollen alle Beschreibung übertreffen. Es kann auch nicht anders seyn: denn das ganze Land ist ein ungeheurer Garten voll der herrlichsten Pflanzen und Bäume. Wir sahen große Felder mit Centifolien-Rosen dicht bepflanzt, die hier zu köstlichen Essenzen in unglaublicher Menge von den Destillirern verbraucht werden, andere Felder mit Tuberosen, Heliotropen und andern stark duftenden Blumen, zu gleichem Zwecke. Viele andere Blumen, die Zierde unserer Gärten, wachsen zum

Theil hier wild, oder brauchen doch wenig Pflege. Außer den vielen Obstbäumen sieht man auch überall Gruppen anderer schöner Bäume. Viele von diesen tragen ihr grünes Kleid im Winter wie im Sommer. Zu diesen gehören vorzüglich die Myrte, die hier zum baumähnlichen Strauche heranwächst, der Olivenbaum, der Lorbeer, die Cypresse, und die Krone von allen, die immer grüne Eiche. Dieser herrliche Baum gleicht an Wuchs unsern deutschen Eichen mittlerer Größe, trägt eben solche Früchte, nur die Blätter sind kleiner und haben eine anders gezackte Form. Er liefert den größten Theil des wenigen Brennholzes, und es sieht sonderbar aus, wenn die starken mit nie welkenden Blättern bedeckten Zweige in Flammen auflodern.

Der hiesige botanische Garten enthält eine Menge seltener, schöner Pflanzen aus fremden Zonen, die aber alle hier trefflich gedeihen und zum großen Theil bald einheimisch werden. Er ist nicht groß, aber seine innere Einrichtung wird in wissenschaftlicher Hinsicht gepriesen.

In diesem Garten schläft Youngs früh verblühte schmerzlich beweinte Tochter Narcissa den langen Schlaf, weil damals mönchischer Aber-

glaube der Protestantin kein Grab in geweihter Erde vergönnen wollte. Wie Petrarca's Lieder der Liebe den Namen Laura, so bringen ihres Vaters nächtliche Trauergesänge den Namen Narcissa auf die Nachwelt, sie heiligten den Ort wo sie ruht, und weihten ihn der Unsterblichkeit.

Der Gedanke, daß hier die frühgebrochne Blume unter Blumen ruht, erschien uns so lange rührend und schön, bis wir ihr Grab besucht hatten. Ein enges, niedriges Gewölbe, ungern möchten wir sagen ein Loch in der Gartenmauer, dient zum Aufbewahren des Gartengeräths; verdorrtes Gesträuch, vermodertes Laub und was sonst noch beim Aufräumen eines Gartens zum gelegentlichen Verbrennen als nutzlos bei Seite geschafft wird, erfüllt dieses Behältniß, und unter diesem Kehrichthaufen bettete damals der Fanatism die schöne liebenswürdige Narcissa im Schooße der Erde. Noch immer dient das Behältniß seiner vorigen Bestimmung, die Einwohner Montpelliers denken nicht daran es wenigstens aufräumen zu lassen. Dies ist nicht recht; aber weit mehr noch empörte uns die Gleichgültigkeit der vielen reichen Engländer, die von jeher Montpellier besuchten, lange

dort verweilten und zum Theil ihre Gesundheit wiederfanden. Das Lob ihres berühmten Poeten führen sie ewig im Munde, prahlen damit oft, ohne ihn zu verstehen, aber Keiner nahm sich des heiligen Staubes der einzig geliebten Tochter an, Keiner war großmüthig genug ihm die Ehre eines einfachen Grabsteins zu verschaffen, der ihren Namen dem Fremden sagte, welcher jetzt mit verletztem Gefühle von der unwürdigen Stätte sich wegwendet wo sie ruht, und dabei überlegt, welche Summen ihre Landsleute jährlich wohl an Pferde oder Jagdhunde wenden.

Doch kehren wir von der Todten zu den Lebenden zurück, unter denen wir uns in dieser Stadt recht wohl befanden. Der gesellige Ton in Montpellier ist angenehm; viele der angesehensten Kaufleute der Stadt brachten mehrere Jahre in fremden Ländern, besonders in Deutschland zu, lernten fremde Sprachen, fremde Sitten kennen, und erwarben sich auf diese Weise eine Liberalität im Urtheil, eine allgemeinere Kultur des Geistes, die man in andern Städten Frankreichs in diesem Stande oft vermißt. Dieses und die Anwesenheit der vielen Fremden, verbunden mit

dem Bestreben der Einheimischen jenen ihren Aufenthalt angenehm zu machen, bringt ein erhöhtes Leben in den geselligen Verein dieser fröhlichen aufgeweckten Menschen. Auch in Montpellier ist niemand gern zu Hause allein. Das Visitenwesen wird daher nicht minder angelegentlich betrieben als in Bordeaux; kleine freundschaftliche Gesellschaften an einer nicht schwelgerisch, aber wohlbesetzten Mittagstafel, Abendzirkel, Thees und kleine Tanzpartien in Privathäusern wechseln täglich. Alle diese Zirkel sind mehr auf Freude als auf Ostentation berechnet, man macht sich das Leben so leicht und froh, wie man kann, aber man wendet wenig auf den äußern Glanz, sowohl in der Kleidung als der Bewirthung seiner Gäste, doch ohne es dabei an Anstand und allem irgend Nöthigen fehlen zu lassen. Auch bemerkten wir in Privatzirkeln keine Spur der grenzenlosen Spielsucht, die in Bordeaux in allen Gesellschaften vorherrscht.

Außer den Privatzirkeln gewährt auch der Klub einen angenehmen Vereinigungspunkt. Für zwei Carolin Abonnement hat man darin den ganzen Winter über wöchentlich ein Concert und zwei

sehr hübsche Bälle. Der zu diesen Versammlungen bestimmte große hübsch decorirte Saal hat nur den Fehler, im Verhältnisse zu seiner Länge etwas zu niedrig zu seyn. Diesen Uebelstand wenigstens für das Auge zu mildern, sind an beiden Enden transportable Säulen von Holz angebracht, die bei Tanzgesellschaften weggenommen werden, um den Raum nicht zu verengen. Wir wohnten einem Concert in diesem Saale bei, welches in einem andern Lande vielleicht recht langweilig geworden wäre, oder wohl gar auf eine, für den Unternehmer verdrießliche Weise geendet hätte, hier aber gab ihm der hier so einheimische Frohsinn eine lustigere Wendung. Ein deutscher Musiker war es leider, der sich auf dem Pianoforte hören lassen wollte. Die ganze elegante Gesellschaft der Stadt hatte sich zahlreich versammelt und harrte des versprochnen Genusses. Da ergab es sich, daß fast alle welche den Künstler, seiner Versicherung nach, mit ihrem Spiele zu unterstützen versprochen hatten, nicht erschienen waren; daß er selbst auf seinem Instrument eben kein Hexenmeister sey, zeigte sich auch bald; die Musik stockte, eine Dame, welche den Künstler begleitete,

fing zwar an eine Arie zu singen, hörte aber gleich wieder auf, mit der in schlechtem Französisch ausgesprochenen Erklärung, ihr sey zu bange, sie könne nicht singen. Das ganze Auditorium brach hier in ein lautes Gelächter aus, lachte noch auf der Straße beim Nachhausegehen, und der verunglückte Klavierspieler schlich indessen mit der ganz ansehnlichen Einnahme in der Stille davon.

Ein sehr artiges Theater trägt viel zum frohen Lebensgenuß in Montpellier bei. Das Haus ist schön, groß und bequem eingerichtet, und die Truppe gehörte, wenigstens damals, zu den besten in den Provinzen Frankreichs. Ausgezeichnet gut war besonders das Ballet, die ersten der hiesigen Tänzer und Tänzerinnen würden sich selbst auf den größten Theatern mit Beifall haben zeigen können. Das Schauspiel ist ebenfalls hier unerhört wohlfeil; alle Einwohner der Stadt und die dort sich länger aufhaltenden Fremden sind dazu abonnirt; dadurch kostet der erste Platz in jeder Vorstellung ungefähr fünf Sous, oder zwei Groschen die Person. Mit diesem Abonnement hat aber noch Niemand einen bestimmten Platz in den Logen, jeder nimmt ihn, wo er ihn findet. Die

angesehensten Familien miethen sich daher, außer dem gewöhnlichen Abonnement, noch eigne Logen, die etwa das Jahr über auf fünfhundert Franken zu stehen kommen. Diese Logen sind indessen so geräumig, so bequem zum Sehen eingerichtet, daß immer mehrere Familien in Gemeinschaft eine miethen, so daß dadurch auch diese Erhöhung des Eintrittpreises für den Einzelnen höchst unbedeutend wird. Das Schauspielhaus ist bei dieser Einrichtung immer mit Zuschauern angefüllt, aber man betrachtet es deshalb auch mehr als einen gesellschaftlichen Versammlungsort, und bekümmert sich nur bei außerordentlichen Anläßen um das, was auf der Bühne vorgeht. In den Logen stattet man Besuche ab, nimmt und präsentirt Erfrischungen, lacht, plaudert, oft so laut, daß die Conversation in den Logen die auf dem Theater überstimmt.

Nicht nur die Vergnügungen, auch das Leben überhaupt ist in Montpellier sehr wohlfeil. Nach allem, was wir darüber von unsern hiesigen Bekannten erfuhren, braucht eine Familie von sechs Personen kaum acht tausend Franken, um anständig und bequem zu leben, die nöthigen Bedien-

ten zu halten, und sich keine gesellige Freude zu versagen. Viele erkünstelte Bedürfnisse der vornehmen Welt kennt man in Montpellier nur dem Namen nach, weil sie dort überflüssig und nicht gebräuchlich sind. Dahin gehören prachtvolle Kleidung und Hausgeräth, Equipage und hohes Spiel. Mit allem, was zum eigentlichen Bedürfnisse des Lebens gehört, hat die Natur dies schöne Land überschwenglich reich begabt. Leichte seidne Zeuge, welche die Wärme hier zum bequemsten Stoff für die Kleidung macht, sind wohlfeil, denn der Seidenwurm ist in diesem Lande zu Hause; Wein, Oel, Weizen, die auserlesensten Früchte wachsen im Ueberfluß, und Seefische, Austern, Wild, Geflügel und vortreffliches Rindfleisch, sind hier ebenfalls zu wohlfeilen Preisen in Menge zu haben.

In der wärmsten Jahreszeit flüchten die angesehensten Familien auf's Land, in ihre nahe an der Stadt gelegenen, zum Theil sehr hübschen Landhäuser, und entgehen dadurch der alsdann sehr unangenehmen Atmosphäre, so wie der drükkenden Hitze ihrer engen schmutzigen Straßen. Diese freundlichen, blendend weißen Landhäuser, welche überall von Gärten umgeben zerstreut lie-

gen, tragen viel zur Belebung und Verschönerung der nächsten Umgebungen Montpelliers bei. In einem der schönsten, Château bon genannt, verlebten wir bei den Besitzern desselben einige sehr angenehme Stunden. Von der breiten Terrasse vor dem Hause übersieht man die fruchtbare Ebene, in der Ferne das mittelländische Meer, und seitwärts dunkelblaue Gebirge. Mit Früchten und Blüthen beladene, hohe Orangenbäume standen jetzt schon, zu Anfange des Monats April, im Freien. Im Winter müssen die geräumigen Gewölbe unter dem Hause ihnen einige Monate lang Schutz gegen die Kälte gewähren; denn sie ganz im Freien zu lassen, erlaubt das hiesige Klima noch nicht. Neben dem Hause, unter hohen, dicht belaubten, immer grünen Eichen, ruht auf dieser Terrasse ein beweinenswerthes Opfer der Unwissenheit der Aerzte, welche die an der Brust leidende Kranke von Riga nach Montpellier schickten, wo die scharfe, feine Luft ihr tödtlich werden mußte, und auch nach kurzem Aufenthalt sie in ihrem zwei und zwanzigsten Jahre in's Grab legte. Ueberall in Montpellier gedachte man noch der Schönheit und Liebenswürdigkeit, aber auch der

Leiden dieser allgemein geachteten jungen Frau von C... mit inniger Theilnahme. Auf Bitten einer sie begleitenden Freundin, gewährte der Besitzer von Château bon ihrem entseelten Staube dies stille Ruheplätzchen unter grünem Rasen, und ihr Andenken tritt nie störend in die gesellige Freude, die oft auf diesem schönen Platze herrscht.

Auf dem Kirchhofe in Montpellier ist nicht gut ruhen; die Todten werden nicht lange in ihren Gräbern gelassen, am wenigsten die Protestanten, wenn ja der Fanatismus, aus besonderer Nachsicht, ihnen ein abgelegnes Winkelchen an der Mauer einräumt. Darum lebt sich's zwar recht gut in dieser Stadt, aber vor dem Sterben muß man sich hüten, oder doch wenigstens bei Zeiten sich für den Nothfall ein einsames Ruheplätzchen, fern vom Gebiete der Mönche in irgend einem Garten, auszumitteln suchen.

Die sehr geräumigen, zur größten Hälfte unter der Erde gebauten Souterrains von Château bon bewiesen uns auf's Neue, wie sehr man hier die Hitze im Sommer scheut, und wie groß sie deshalb seyn muß. Sie sind alle zu Wohnzimmern eingerichtet, und werden im Sommer

als solche benutzt. Im größten dieser Zimmer sprudelt eine silberreine kühle Quelle aus der Mauer hervor, und fällt freundlich plätschernd in ein darunter angebrachtes artiges steinernes Becken.

Ausflucht nach Cette.

Montpellier nimmt zwar unter den französischen Handelsstädten einen nicht unbedeutenden Rang ein, dennoch findet man dort fast keine Spur von dem geschäftigen Treiben und Gewühl, welches der Handel sonst um sich her zu verbreiten pflegt. Eigentlich ist aber auch diese Stadt nur der Wohnplatz der Handelsherren, die in dem nicht weit entfernten Cette dicht am Hafen ihre Comptoire, ihre Magazine, ihre Fabriken haben, und nur von Zeit zu Zeit herüber fahren, um nachzusehen, wie ihre Associés oder Diener dort alles besorgen. Wir hielten es wohl der Mühe werth, auch diese Stadt und das Meer in der Nähe zu sehen, und nahmen also gern den Antrag eines Bekannten aus Montpellier an, mit ihm an einem frühen Morgen hinüber zu fahren.

Der Weg nach Cette läßt sich bequem in drei Stunden zurücklegen; in Montpellier hält man ihn für sehr unangenehm; wir fanden ihn nicht so, freilich wohl vom Reize der Neuheit ergriffen. Bis zu einer gewissen Entfernung von der Stadt bleibt die Gegend noch immer fruchtbar und interessant. Manche aus grauer Vorzeit stammende Sage, die hier einheimisch ist, lebt noch im Munde des Volkes, und leiht ihr jenen geheimnißreichen Zauber, dem wir uns um so lieber hingeben, je schwankender und unbestimmter die Gestalten sind, die in seinem Dämmerlichte sich uns zeigen.

So wurden denn auch die malerischen Trümmer einer uralten Burg, an denen unser Weg uns vorüberführte, für die Ueberbleibsel eines Palastes ausgegeben, den vor langer Zeit ein alter König von Majorka sich erbaut haben sollte, um darin alljährlich die heißeste Sommerzeit zuzubringen, und wir, unbekümmert um Namen, Jahreszahl und Wahrscheinlichkeit, freuten uns gläubig der Weisheit des alten Herrn, der dieses wunderliebliche Fleckchen zu finden und zu wählen verstanden hatte.

Etwas weiter hin erblickten wir auf der Spitze eines hohen, unzugänglich scheinenden Felsens einiges alte verwitterte Gemäuer. Dort, wo kein Ton des Lebens hinaufdringt, kein Vogel singt, kein Grashalm keimt, wo selbst die genügsame Zikade verschmachten müßte, dort, heißt es, hat Peter der Eremit Jahre lang gelebt, und jene alten Steine sind die Trümmer seiner Wohnung. Von diesem Felsen aus, sagte man uns, trat er im Jahre 1093 jene Wallfahrt nach Jerusalem an, von der er späterhin zurückkehrte, um mit hinreißender Beredsamkeit dem Papst Urban dem Zweiten das Elend der im Orient lebenden Christen an das Herz zu legen. Ergriffen von dem Enthusiasmus des frommen Mönchs, entzündete Papst Urban die Welt mit dem nämlichen Feuer, das zuerst, vielleicht auf dieser stillen Felsenhöhe, in Peters Brust aufgelodert war; unzählbare Heerscharen, aus allen Ländern, von allen Nationen, zogen von ihm entflammt, unter dem lauten Rufen: Gott will es! von der Versammlung zu Clermont aus, mit dem festen Vorsatz, die Schmach und das Elend der Brüder im Morgenland zu enden und zu rächen.

Jahrhunderte vergingen, Tausende von Menschen fielen dem Schwerdt und ansteckenden Krankheiten zur Beute, und wahrscheinlich waren nicht zwei Stäubchen von des heiligen Mönches Gebeinen noch bei einander, als noch immer der Nachhall seines frommen Eifers die Welt in Aufruhr erhielt, und der Sturm fortfuhr zu toben, der zuerst von dieser Fesenspitze ausgegangen war.

Gleich hinter den Trümmern der Wohnung des frommen Eremiten beginnt eine traurige Einöde; Felsenstücke und unfruchtbare Steine bedecken das Land rings umher; so weit das Auge reicht, breitet sich eine graue Wüste aus, in der jede Spur des Lebens verschwindet. Unser Weg führte hart am Ufer eines todtstillen Landsees hin; nicht ein Gräschen zierte das steinige Ufer desselben, kein Fisch sprang erglänzend im Sonnenschein aus dem bittern, trüben Wasser auf, aber auch in diese unfreundliche Wüste fiel ein abendröthlicher Strahl aus einer längst untergegangenen fabelhaften Zeit, und erhellte sie uns mit seinem rosigen Schimmer.

Jenseit des Sees, über das steinige Ufer hin, welches dort, wie hier, ihn begrenzte, ward das

offne Meer uns zuweilen sichtbar, und ein dunkler Punkt im Schooße desselben, den wir bald für eine kleine Insel erkannten, erregte unsre Aufmerksamkeit. Es war die Insel der schönen Magelone, der frommen, treuen Geliebten Peters von der Provence, deren Lebens- und Liebesgeschichte hier noch in alten provençalischen Romanzen im Munde des Volkes lebt und auch dem Norden selbst nicht unbekannt blieb. Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts, gehörte sie bei uns zu jenen Sagen, an denen damals Jung und Alt sich ergötzte, und deren rührende Einfachheit man in unsern Tagen vergeblich sich bestrebt, nachahmen zu wollen.

Magelone war heimlich mit ihrem Geliebten vom Hofe ihres Vaters, des Königs von Neapolis, entflohen, um nicht gezwungen zu werden, die jenem gelobte Treue zu brechen. Bei nächtlicher Weile, mitten in einem dunklen Walde, trennte ein grausames Mißgeschick die Liebenden; der junge Ritter, Sohn des damals die Provence regierenden Grafen, fiel Seeräubern in die Hände, und ward zu den Heiden in die Gefangenschaft geschleppt. Trostlos jammernd in bangem Verza-



gen wanderte Magelone als Pilgerin durch Städte und Länder, immer den Geliebten suchend, nimmer ihn findend. Sie durchzog Italien, sie wanderte sogar bis Rom, immer vergeblich. Endlich führte ihr Geschick sie auch auf jene Insel, die wir vor uns liegen sahen, und die noch ihren Namen trägt. Magelone hatte ihre schönen goldgelben Locken in Zöpfe geflochten und unter einem dichten dunkeln Schleier verborgen, die zarten Glieder verhüllte das grobe härne Gewand einer Büßenden; in dieser Gestalt begab sie auf dieser Insel sich in ein Hospital, zur Pflege der Schiffbrüchigen errichtet, die der Sturm oft an diese Küste warf, und weihte Jahre lang ihr Leben der Pflege der Elenden und Kranken.

Matt, sterbend beinahe, ward einst ein Verlaßner zu ihr getragen, das rohe Schiffsvolk hatte auf der Insel ihn hülflos liegen lassen, als es gelandet war, um frisches Wasser einzunehmen, eine bleiche verfallene Jammergestalt. Magelone nahm den Armen auf, sie pflegte seiner mit frommem Eifer, und er begann zu genesen. Doch so wie die Rosen der Gesundheit auf seinen bleichen Wangen wieder anfingen zu erblühen, däm-

merken auch zugleich bekannte liebe Züge in seinem Gesichte auf, und immer ähnlicher und ähnlicher ward er dem geliebten Bilde des Verlornen, das Magelone in ihrem reinen frommen Herzen treulich bewahrt hielt. Seine Reden drückten zuletzt ihren Ahnungen den Stempel der Gewißheit auf. Die fromme Prinzessin eilte in ihre einsame Kammer, die sie sorgsam verschloß; unter heißen Thränen des Dankes gegen Gott lösete sie ihre goldenen Locken auf, legte ihre königlichen Gewänder und das reiche Geschmeide an, die sie heimlich verwahrt hielt und trat dann in strahlender unveränderter Schönheit in das kleine dunkle Krankenzimmer zu dem Genesenden hinein.

Ihr ahnendes Gemüth hatte sie nicht getäuscht, es war Peter von der Provence. Im festen Vertrauen auf Gott, war er nach Jahrelang erlittenem unsäglichen Trübsal in einem kleinen Kahn aus der Sclaverei entflohen. Ein vorübersegelndes Schiff ward in der weiten Meereswüste seiner gewahr und nahm ihn auf; und da er unterwegs erkrankte, setzte es ihn auf der Insel aus, wo treue Liebe hoffnungslos seiner harrte.

Die Wiedervereinten eilten zum Grafen von

der Provence, der Jahrelang um den verlornen Erben seiner Güter und seines Reiches getrauert hatte, und nun mit Entzücken ihn und die fromme schöne Tochter in seine zitternden Arme schloß. Auch der König von Neapolis ließ sich leicht versöhnen, und gab den Liebenden seinen väterlichen Segen. Magelone und Peter von der Provençe führten von nun an ein langes beglücktes und beglückendes Leben. Sie ließen das Hospitium auf der Insel vergrößern, beschenkten es königlich und erbauten dicht daneben sich einen Palast, von dem noch Spuren vorhanden seyn sollen, in welchem sie alljährlich, zur schönsten Sommerzeit, das Fest ihrer Wiedervereinigung mit einander feierten.

Die Erzählung aller dieser Legenden und Sagen half uns freundlich über die anderthalb mühsamen Stunden hinweg, die wir zwischen den öden Steinen die uns umgaben hinbringen mußten, bis plötzlich und unerwartet das Städtchen Frontignac dicht vor uns lag, mitten in dieser gräulichen Steinwüste, die anmuthigste lieblichste grüne Oase die sich erdenken läßt. Mitten in seinen Weingärten, welche sich bis dicht an

die Mauern hinziehen, liegt es gar freundlich, wie in einem ruhigen grünen Laubneste, umringt vom Graus der Zerstörung. Der süße liebliche Wein der hier wächst ist allbekannt, und wird von Cette aus weit und breit verführt. Gleich hinter Frontignac fängt die Steinwüste wieder an, doch währt es jetzt nicht lange, bis man Cette erreicht hat.

Zwischen einem Landsee und dem weiten mittelländischen Meere, dessen Wogen ihre Mauern bespülen, liegt diese Stadt hingeschmiegt am Fuße eines schwarzen Marmorfelsens, der, steil und wunderbar geformt, sein dunkles, mit einer Citadelle bekröntes Haupt hoch in die Lüfte hebt. Rings umher ist kein einziger Baum und überhaupt wenig Spur von Vegetation zu erblicken. Der Kanal von Languedoc fließt beträchtlich breit durch die Stadt und vereinigt sich hier mit dem Meere. Er und einige an seinem Ufer erbaute Windmühlen geben der Gegend etwas Holländisches, das mit dem hohen Felsen und den übrigen durchaus südlichen Umgebungen sonderbar contrastirt.

Die Stadt Cette ist klein, ihre Straßen sind enge und dumpfig, die Häuser hoch und düster;



alles sieht öde und unbeschreiblich schmutzig darin aus, nur auf dem am Canal sich hinziehenden Quai ist Leben und Bewegung. Dort wimmelt es von Matrosen und Lastträgern, die geschäftig hin und her laufen, um die Waaren in und aus den am Quai vor Anker liegenden Schiffen zu laden. In der Stadt scheint wenig Freude zu wohnen; die größten Häuser gehören den Einwohnern von Montpellier; sie stehen fast alle öde da, und sind mehr zu Magazinen als zum Bewohnen eingerichtet. Alle, die es können, fliehen diese graue Steinwüste und eilen dem freundlichen Montpellier zu, sobald die Geschäfte es erlauben, um dort zu genießen, was sie durch emsigen Fleiß in Cette erworben, und nur die ärmere Classe der Einwohner lebt für beständig hier. Eine unglaubliche Menge Branntwein wird in Cette gebrannt und destillirt: denn dieser Ort versorgt die halbe Welt mit allen Gattungen Liqueurs.

Nachdem wir uns in der Stadt hinlänglich umgesehen hatten, gingen wir an den Hafen. Geboren am Strande der Ostsee, gewöhnt an den Anblick des Nordmeers, war uns dennoch hier, als sähen wir zum ersten Male dieses mächtigste

der Elemente. Noch gewaltiger ward der Eindruck, als wir auf der langen, schmalen Felsenzunge hingingen, die den Hafen vom offnen Meere trennt, bis zu der, auf ihrer Spitze erbauten kleinen Citadelle. Bis jetzt erschien uns immer das dunkle Grün der Wogen, auf den Seestücken Vernets und andrer berühmten Maler, als unnatürlich und übertrieben; hier sahen wir es in der Wirklichkeit, reiner, glänzender, smaragdner, als irgend ein Maler es auszudrücken vermag. Die, gleich Bergen gewaltig sich thürmenden Wellen schienen uns nicht nur in der Farbe, auch in der Form weit herrlicher und größer, als wir je die der Ostsee oder des Nordmeers erblickten. Der Wind wehte heftig; das Meer brauste laut tobend in majestätisch wilder Bewegung. Schäumend, wie mit glänzenden Perlen gekrönt, stieg die Brandung zu Bergeshöhe hinan und brach dann zusammen an dem felsigen Ufer, gegen welches sie immer mit neuen Wogen heran stürmte, als wolle sie es in seiner Grundfeste zerstören. Noch tobender brausten die Wellen an einem, den Schiffen höchst gefährlichen, quer vor dem Eingang des Hafens liegenden Felsenriffe.

Erhabeneres hat die Natur nichts aufzuweisen, als diesen Anblick des in seinen tiefsten Tiefen empörten Meers. Wir staunten in stiller Betrachtung, und hatten keine Worte für das Gefühl, das mächtig uns ergriff. Dann blickten wir auf die im Hafen vor Anker liegenden, und dennoch wild hin und her geworfenen Schiffe; sie kamen uns so klein, so armselig vor, daß wir nur mit Schaudern daran denken konnten, wie wir uns noch vor wenig Monaten, auf eben so zerbrechlichen Brettern, diesem furchtbaren Elemente zu vertrauen gewagt hatten.

Der Hafen von Cette ist sehr geräumig und tief, bei stillem Wetter sieht man oft Delphine, von der Sonne beglänzt, in seinen klaren, grünen Fluthen spielen, aber auch der Tiger des Meeres, der furchtbare Hayfisch, schleicht sich nicht selten hier ein und bringt den Badenden Gefahr, die sich dennoch dadurch nicht abschrecken lassen. Vor mehrern Jahren badete ein englischer Matrose in dem stillen klaren Wasser, da gewahrten seine Kameraden am Schiffsbord mit unaussprechlicher Angst, wie ein großer Hayfisch dicht unter ihm daher geschwommen kam, sie riefen ihm zu, in

einer immerwährenden heftigen Bewegung zu bleiben, als das einzige mögliche Mittel seiner Rettung, und warfen ihm schnell ein Seil zu, um ihn daran hinauf zu ziehen. Schon war der Unglückliche über das Wasser gehoben, da sprang das Ungeheuer hoch auf aus der Fluth, schnappte nach ihm, und die Rettung seines Lebens war mit dem Verluste eines Beines erkauft.

Auf dem Rückwege von der Citadelle, traten wir in das ein wenig in den Hafen hinein gebaute Gesundheitsamt, an welchem die Schiffer bei ihrer Ankunft in einer Schaluppe anfahren und ihre Päße vorzeigen müssen, ehe sie landen dürfen. Jedes Schiff, welches aus einer, der Gesundheit wegen verdächtigen Gegend kommt, oder auch nur auf der See mit einem, aus solchen Gegenden kommenden auf irgend eine Weise in Berührung gerathen ist, muß vierzig Tage lang, an einer dazu bestimmten entfernten Gegend des Hafens vor Anker liegen bleiben. Bei Lebensstrafe darf niemand von den Passagieren oder der Mannschaft vor Ablauf dieser Zeit ans Land kommen, und wer vom Lande aus es besucht, der muß am Bord bleiben und die Quarantaine mit

aushalten. Stirbt in dieser Zeit ein Mensch auf solch einem Schiffe, und wäre es am vierzigsten Tage, so fängt die Quarantaine von neuem an, und es muß abermals vierzig Tage lang an der Stelle liegen bleiben. Frische Lebensmittel werden auf Verlangen vom Gesundheitsamte hinunter in die Böte geworfen, Briefe mittelst einer langen Stange abgenommen, gleich durchstochen und in starken Essig getaucht, ehe man es wagt, sie zu öffnen oder abzugeben.

Wir sahen aus der Ferne ein türkisches Schiff auf dem Quarantaine-Platz vor Anker liegen. Diese und die Algierer, welche oft hier einlaufen, um Proviant zu holen, dürfen nie landen, sie würden ohne Weiteres von der Citadelle aus in den Grund geschossen werden, wenn sie einen solchen Versuch wagen wollten. Die auf das heimliche Landen der Schiffsleute gesetzte Strafe wird streng und schnell vollzogen. Vor mehrern Jahren schlich sich ein Schiffer vor Ablauf der Quarantaine ans Land, um seine Frau einige Tage früher zu sehen; er ward entdeckt, mußte mit seiner Schaluppe vor dem Gesundheitsamte erscheinen, und ward von dort aus ohne weiteren

Proceß auf der Stelle erschossen. Seitdem hat es keiner gewagt ein Aehnliches zu unternehmen. Diese Strenge, so furchtbar sie erscheint, ist hier, in der gefährlichen Nähe des Orients, höchst nothwendig; sogar menschenfreundlich wird man sie finden, unerachtet der anscheinenden Grausamkeit, wenn man die ganze Gräßlichkeit des Unglücks überdenkt, welches weichliche Nachsicht über Millionen Menschen bringen könnte.

Vom Hafen folgten wir unserem freundlichen Führer in das Haus, welches er auch in Cette besitzt, und wurden dort von ihm mit wenigstens zwanzig Arten Muscheln, Austern und Fischen bewirthet, von denen die größte Anzahl uns bis jetzt noch unbekannt geblieben war. Frisch aus dem Meere gezogene und in Oel gebratene Sardellen erschienen uns als etwas Neues und gefielen uns auch in dieser Gestalt recht wohl; aber mit wahrem Bedauern sahen wir die schönen kleinen goldnen Fische in der Schüssel gesotten liegen, die wir sonst nur lustig spielend, in crystallnen Kugeln, als freundlich gepflegte Lieblinge und Hausgenossen zu sehen gewohnt waren.

Am nämlichen Abend erreichten wir Mont-

pellier noch früh genug, um im Schauspielhause die Wiederkehr des Frühlings in einem recht artigen Ballet gefeiert zu sehen. Wenige Tage darauf verließen wir diese Stadt, in der es uns so wohl gegangen war, um unsere Reise nach Marseille fortzusetzen.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Achtzehnter Band.

Reise durch das südliche Frankreich.

Zweiter Theil.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1834.

Reise

von

Paris

durch

das südliche Frankreich

bis

Chamouny.

Zweiter Theil.

Nismes.

Unser Weg führte uns zuerst nach Nismes, durch ein wahrhaft gelobtes Land. Ueppig grünt und blüht die ganze Natur, nirgends ist ein verkrüppelter Baum, eine ärmlich vegetirende Pflanze zu erblicken; und mitten in dieser Herrlichkeit liegt das Städtchen Lunel, im Kranze seiner Weinberge, deren Nektar, so wie wir ihn hier an der Urquelle vom besten Gewächs erhielten, allen Blumenduft und allen Honig dieses herrlichen Landes in sich vereinigt.

Noch bei guter Tageszeit langten wir in Nismes an, und stiegen an der Esplanade im Hotel de Luxembourg ab. Die eigentliche Stadt ist traurig, eng und dunkel, aber die von schönen Alleen durchschnittnen Vorstädte sind um so freundlicher, voll hübscher moderner Häuser, die in Friedenszeiten von vielen fremden, größtentheils englischen Familien bewohnt werden.

Die vielen römischen Alterthümer, welche diese Stadt vor allen andern außer Italien belegnen Städten auszeichnen, zogen hier vorzugsweise unsre Aufmerksamkeit an. Kaum konnten wir es erwarten, zum ersten Male bedeutende Ueberreste jenes Volkes zu erblicken, das einst mit mächtigem Scepter die Welt beherrschte, und jetzt im Wechsel der Zeiten so tief gesunken ist. Mit hoher Erwartung eilten wir hin zum Amphitheater und fanden diese durch den wirklichen Anblick weit übertroffen.

Ganz fremd der jetzigen Welt und ihrem kleinlichen Treiben, steht dunkel und ehrwürdig das kolossale Denkmal menschlicher Größe und ihrer Vergänglichkeit, aus Felsenstücken zusammen gethürmt, deren Durchmesser uns die Kräfte unbegreiflich macht, welche hier walteten, und die seit vielen Jahrhunderten, ohne Mörtel und Kitt, blos durch eigne Schwere auf einander ruhen. Lange staunten wir diese großen Trümmer an, ohne ein eigentliches Bild davon in uns auffassen zu können. Wir durchirrten die alten gewölbten Gänge, erstiegen die Treppen, die zu den Stufen führen, auf welchen, genauer Berechnung nach, siebzehn=

tausend Zuschauer ihre Plätze fanden. Von der höchsten dieser Stufen blickten wir sinnend herab in den weiten länglich runden Raum, den dieses Riesengebäude umschließt. Dort, wo sonst Löwen und Tiger kämpften, wo Gladiatoren, wilder noch als diese, dem augenblicklichen Beifalle der gedankenlosen Menge ihr eignes und fremdes Leben freudig blutend opferten, dort treiben jetzt funfzig Familien in kleinen schmuzigen Hütten ihren ärmlichen Haushalt, neben und unter den Trümmern einer gewaltigen Vorwelt. Kinder, die hier geboren wurden, spielen unter den hohen Säulen, jagen einander in den verödeten, von ihren Tritten schauerlich wiederhallenden Gängen, und pflükken, zwischen zerfallnen Capitälern, welche einst der Stolz des Baukünstlers waren, Gras und Blumen, die aus verwittertem Moose hervorblühn, für ihre Ziegen. So keimt überall im ewigen Kreislaufe der Welt das Leben aus dem Tode, blühende Gegenwart aus grauer Vergangenheit.

Endlich gewannen wir es über uns, den Gegenstand unsrer Bewunderung auch in seinen einzelnen Theilen zu betrachten, um uns einen deutlichen, festen Begriff davon anzueignen. Im

Ganzen steht das Amphitheater noch wohl erhalten da, obgleich einzelne Stellen desselben sehr gelitten haben; theils durch die Macht der Zeit, theils mehr noch durch muthwillige Zerstörungslust und elenden Eigennutz der Bewohner von Nismes, die sich nicht scheuten, Steine aus diesen ehrwürdigen Mauern zu brechen, um sich jämmerliche Hütten daraus zusammen zu flicken. Es umfaßt einen länglich runden, ungefähr vierhundert Fuß langen und dreihundert Fuß breiten Raum. Vom Boden bis zur Attika hinauf ist es gegen fünf und sechzig Fuß hoch, aber wenigstens zwölf Fuß seiner ursprünglichen Höhe wurden im Laufe der Jahrhunderte durch Schutt, Trümmer und durch das aus ihnen neu erstandne Erdreich verschüttet. Das Amphitheater ist in unregelmäßigem, dem Dorischen sich nähernden Styl erbaut; der ganze untre Stock desselben bildet einen großen Porticus, in welchem sechzig hochgewölbte Bogen den Eingang zu den Sitzen gewähren. Von diesen Bogen bildeten die, gegen die vier Himmelsgegenden gerichteten, die vier Haupteingänge, und waren mit Frontons geschmückt; eines derselben steht noch wohl erhalten da; und die

hervorspringende Abbildung zweier Stiere ist noch darauf sichtbar. Auf einem nahe an diesem Haupteingange sich befindenden Pilaster, sieht man noch ein Basrelief, auf welchem Romulus, Remus, und die beide Kinder säugende Wölfin abgebildet sind. Zwischen diesem und den Stieren erblickt man auf einem Basrelief über einem der obern Bogen die Abbildung zweier Fechter, als Zeichen der Bestimmung des ganzen Gebäudes. Gewiß war es auf ähnliche Weise reich verziert: denn an den Bogen und den zwischen ihnen stehenden Pfeilern sind noch viele Spuren von Basreliefs und andern architektonischem Schmucke vorhanden, bald mehr, bald minder gut erhalten.

Der zweite Stock des Amphitheaters besteht ebenfalls aus sechzig Bogen, über welche eine Attika hinläuft. Auf dieser Attika stehen hundert und zwanzig hervorragende Kragsteine, in gleichen Entfernungen vertheilt; in jedem derselben bemerkt man ein tiefes rundes Loch, in welchem Stangen befestigt wurden, an denen man Zelte ausbreitete, um die darunter sitzenden Zuschauer gegen Witterung und Sonnenschein zu schützen.

Zwei und dreißig, sich übereinander allmählich

erhebende Reihen von Stufen umringten das Amphitheater, auf diesen saßen die Zuschauer und konnten überall den Schauplatz bequem übersehen. Diese Stufen sind hin und wieder sehr verfallen; wo sie noch am besten erhalten sind, zählt man ihrer noch siebenzehn. Drei Reihen gewölbter, im Innern des Mauerbezirks angebrachter Gänge leiteten zu den Sitzen; die Treppen, welche aus den Portiken zu diesen Gängen hinaufführten, bestehen zum Theil noch.

Das ganze Gebäude hat eine bräunlich graue Farbe, welche die Abbildungen von Kork, so man in Kunstkabinetten findet, sehr getreu nachahmen; auch Form und Ansicht dieser und ähnlicher Ueberreste des Alterthums gibt keine Zeichnung, kein Kupferstich so deutlich wieder als sie. Nur die Größe, den imposanten Anblick dieses Amphitheaters, vermögen weder Worte noch bildende Kunst darzustellen; man muß es gesehen haben, um es sich denken zu können. Uns schwindelte selbst hier an Ort und Stelle vor dem Gedanken an das, was dieses kolossale Gebäude gewesen seyn muß, als es noch in ursprünglicher Pracht dastand; wenn alle die vielen Tausende in der schönen

malerischen Tracht ihrer Zeit diesen weiten Raum mit einem Kreis umschlossen, gebildet aus zwei und dreißig Reihen übereinander sich erhebender Köpfe; wenn alle diese verschiednen ausdrucksvollen Gesichter, mit angestrengter Aufmerksamkeit, auf das blutige Schauspiel in der Mitte hinstarrten! Wie donnernd ertönte hier ehemals der Beifall der Menge, vermischt mit dem Brüllen der Löwen, der Tiger, und dem Angst- und Wuthgeschrei der von den Bestien zerrissenen Sclaven und Kriegsgefangnen, oder der von wilder Kampfeslust entmenschten Gladiatoren, hier, wo durch die öde Stille jetzt nur noch zuweilen ein Ton des ärmsten Lebens verhallt. Die Erbauung dieses Prachtgebäudes wird von einigen dem Agrippa, von der Mehrzahl der Alterthumsforscher dem Antoninus Pius zugeschrieben. So hätten denn diese Mauern siebenzehn Jahrhunderte hindurch dem Wechsel der Zeiten widerstanden.

Einen von dem, welchen das Amphitheater auf uns machte, ganz verschiednen Eindruck gab uns der Anblick des schönen den Söhnen des Augustus geweihten Tempels, der unter dem Namen

la Maison quarrée allbekannt ist. Dort ergriff uns nicht nur staunende Bewunderung, sondern auch Wehmuth über die Vergänglichkeit alles Großen und Schönen der Erde. Hier erfüllte uns die reinste Freude, welche nur der Anblick eines vollendeten Kunstwerks gewähren kann, und hier erfuhren wir zuerst, daß die höchste Harmonie architektonischer Verhältnisse eben so seelenerhebend rühren und erfreuen könne, als die Schöpfungen der bildenden Kunst im engern Sinne des Wortes. Wie vor dem Apoll von Belvedere, hätten wir auch hier vor diesem Tempel Stunden lang zu verweilen gewünscht, um uns an den schlanken Säulen, ihren schönen Capitälern, der ganz einfachen edeln Schönheit dieses Tempels, mit immer neuer Freude zu ergötzen. Im Morgenlicht, im Abendroth, in der wechselnden Beleuchtung jeder Stunde des Tages, im Mondenscheine hätten wir ihn sehen mögen, immer zu ihm wiederkehrend, ohne zu ermüden. Und doch sind alle Regeln, die hier vorwalteten, uns völlig unbekannt. Aber das wahrhaft Schöne ist ein vom Himmel Stammendes; um es zu empfinden, braucht es keiner mühsam erlernten Gelehrsamkeit; wie die Sonne

erfreut, erwärmt, beglückt es ohne Ausnahme alle, die es nur recht betrachten.

Besser erhalten in allen seinen Theilen ist vielleicht kein Denkmal antiker Baukunst; als dieser gar nicht große Tempel; man vergißt bei seinem Anblicke ganz, der vielen Jahrhunderte zu gedenken, die schonend an seiner hohen Schönheit vorübergingen. Darum erfüllte er uns auch mit so reiner, durch keine Trauer um ihn getrübter Freude.

Dreißig wunderschöne kannelirte korinthische Säulen umgeben den innern Tempel, der ein längliches Viereck bildet. Die zierlichen Capitäler dieser Säulen sind aus Olivenblättern zusammengesetzt und, so wie auch die geschmackvollen Verzierungen am Fries und am Gesims, mit unendlicher Sorgfalt gearbeitet. Sechs von diesen Säulen bilden die Façade des Tempels, indem sie das vorspringende Fronton desselben unterstützen; vier Säulen stehen an der hintern Wand, die übrigen an den Seitenwänden des innern Tempels in abgemeßner Entfernung vertheilt; ein schmaler Gang, doch breit genug, um hindurch gehen zu können, ist zwischen ihnen und den innern Mauern gelassen.

Das innere Gebäude des eigentlichen Tempels beginnt erst an der vierten der Säulen, welche die Seitenwände desselben schmücken; dadurch entsteht unter den, das Fronton tragenden sechs Säulen eine oben bedeckte, ringsum offne Halle vor dem Eingang in den innern Tempel. Zwölf breite Stufen führten sonst zu dieser Halle hinauf, jetzt sind ihrer weniger, weil das Erdreich mit der Zeit höher ward. Der innere Tempel ist bald zur Kapelle, bald zum Magazine, bald gar zu einem Bureau mißbraucht worden, jetzt ist er verschlossen und man benutzt ihn zu unsrer großen Freude zu gar nichts. Der große Platz, in dessen Mitte dieser Tempel steht, gewährt von allen Seiten eine freie Ansicht desselben, die den Genuß des Anschauens nicht wenig erhöht. Ungern wandten wir uns endlich von ihm ab, und gingen durch eine breite Allee, in deren Mitte sich ein schöner, mit Quadersteinen eingefaßter Kanal befindet, zum Jardin de la Fontaine.

Dieser Garten, mit dem die Einwohner von Nismes sich nicht wenig wissen, ist, wie alle ächtfranzösische Gärten, so angelegt, daß man ihn und die vollkommne Symmetrie aller seiner Theile

mit einem Blicke fast ganz umfassen kann. Er eignet sich deshalb vortrefflich zu einem öffentlichen Spaziergange nach französischer Sitte, und wird an heitern Sommerabenden auch fleißig als solcher benutzt. Oben am äußersten Ende dieses Gartens strömt eine sehr reichhaltige Quelle, welche die ganze Stadt mit Wasser versorgt. Um diese Quelle zu fassen, wurden Nachgrabungen angestellt, bei welchen man bald auf Spuren und Grundlagen alter römischer Bäder stieß. Dies alte Gemäuer benutzte man beim neuen Bau wieder als Grundlage, ging aber dabei ganz von der frühern Einrichtung ab und jede Spur derselben ist verschwunden. Einige treue Copien der antiken Ornamente sind zwar hin und wieder angebracht, sie machen aber neben dem Neuern keinen guten Effect, indem sie zu grell gegen die Geschmacklosigkeit desselben abstechen. An die Stelle der alten Bäder ist jetzt ein sehr großes Wasserbassin getreten, nebst einigen kleinern, welche etwas tiefer liegen. Alles ist mit Terrassen, Treppen, Balustraden und ähnlichem Schmucke dermaßen überladen und verputzt, daß es wie ein großer altmodischer, von einem Konfectbäcker verfertigter Tafel-

Aufsatz aussieht; doch nimmt es sich in einiger Entfernung wenigstens reich aus. In der Mitte des großen Bassins erhebt sich ein gewaltig hohes Piedestal, die Ornamente davon sind genau nach der Antike copirt, und zum Kontraste mit diesen steht eine sehr verzerrte, manierirte Nymphe auf demselben, ganz im Geschmack des Bernini gearbeitet. Vier geschwollne dickköpfige Genien hocken auf den vier Ecken der sehr massiven Balustrade, welche dieses Wasserbassin rings umgibt, und in diesem Geschmack ist das ganze, ein gewiß sehr kostspieliges Werk, eingerichtet. Wie es möglich war, daß etwas so durchaus Widersprechendes in der Nähe der herrlichsten antiken Vorbilder entstehen konnte, läßt sich nur aus der, den Franzosen eignen Art von Kunstsinn erklären.

Ein antiker, halb verfallner Tempel, in einem abgelegnen Winkel des nämlichen Gartens, läßt jene moderne Schnörkelei nur um so widerwärtiger erscheinen. Das Volk nennt ihn den Dianentempel, doch erhellt aus dessen ganzer innerer Einrichtung, daß er ein mehrern Göttern geweihtes Pantheon war. Die Außenseite dieses Tempels ist sehr zerstört, abgebrochne Säulen, zertrüm-

merte Statuen und Basreliefs stehen und liegen in trauriger Verwüstung umher. Beim Eintritt in das Innre desselben bemächtigte sich unsrer ein unnennbares Gefühl von Wehmuth und Bewunderung dieser alten, der Gewalt der Zeit hingeopferten Pracht. Auch im Innern ist wenig Ganzes mehr zu sehen, doch diese Trümmer erstehen aus dem Staube wieder, wenn man mit Ernst sie betrachtet. Ein Bild von dem, was sie waren, umschwebt unsern Geist, ergänzt das Zerstörte, verbindet das Getrennte. Mehr als die Hälfte der gewölbten Decke liegt zwar zertrümmert im Staube, doch wunderschöne Rosetten und andre höchst elegante Ornamente von der feinsten Bildhauerarbeit, schmücken den noch wohlerhaltnen Theil derselben. Sechzehn herrliche Säulen trugen dies Gewölbe; ein zierlich gearbeiteter Fries lief über sie hin. Nur vier dieser Säulen stehen, dem Eingange gegenüber, noch wohl erhalten vor der Nische, welche dem Bilde der vornehmsten Gottheit dieses Tempels zum Standorte diente. In den Seitenwänden bemerkt man an jeder Seite fünf ähnliche Nischen und eine an jeder Seite des Eingangs zum Tempel; alle sind zum Theil

noch wie die Decke mit Bildhauerarbeit geschmückt; auch von dem schönen Fries über den Säulen erblickt man hie und da noch Fragmente. Ein dunkler gewölbter Gang umgibt das Innre des Tempels von beiden Seiten, und hat neben der Nische der Hauptgottheit zwei in denselben führende Thüren. Diese innern heiligen Gänge betraten wahrscheinlich nur die Priester und ihre Opfer. Der Fußboden des Tempels war Mosaik, wildes Gesträuch wächst jetzt darauf, und ein ziemlich großer Baum beschattet die unzähligen, in wilder Verworrenheit umherliegenden Trümmer von Säulenschäften, Capitälern, Friesen und Ornamenten.

Aus dem Jardin de la Fontaine erblickt man auch die pittoresken Trümmer eines uralten Thurms, auf einem gegenüber liegenden hohen Berge. Das Volk nennt ihn la Tour magne, und hält ihn für das Grabmal alter Könige, die vor grauen Zeiten hier geherrscht haben sollen; aber der Augenschein lehrt, daß er von den Römern im Dorischen Styl erbaut ward. Aus den Trümmern ist es sichtbar, daß er sich in Pyramidenform zu einer beträchtlichen Höhe erhob und unten viel breiter

als oben war. Er ist zu verfallen, um noch als Werk der Baukunst Eindruck zu machen, aber sein Daseyn auf der Stelle wo er steht, trägt zur romantischen Schönheit der Gegend unbeschreiblich viel bei.

Nismes wimmelt noch von andern Ueberbleibseln aus den Zeiten der Römer. Grundmauern großer Gebäude, antike Brunnen, Trümmer aller Arten architektonischer Verzierungen, deuten auf das ehemalige Daseyn großer, herrlicher Gebäude, die mit dem Volke, das sie erbaute, versanken. So wie irgend eines Baues wegen etwas tief gegraben wird, stößt man auf Spuren davon. Ein Tempel des Augustus stand wahrscheinlich an der Stelle der jetzigen Kathedralkirche; auch von einem Tempel, der Isis und dem Serapis geweiht, und von einem Tempel des Apollo, fand man bei Gründung großer neuerer Gebäude noch Trümmer, welche deren ehemaliges Daseyn verkünden. Von zehn, durch die Römer hier erbauten Thoren, ist noch eines einigermaßen erhalten, wenn gleich durch mancherlei Neuerungen entstellt. Was muß diese enge, schmutzige Stadt in den Tagen ihres Glanzes gewesen seyn? wie groß, wie herrlich!

wie verschieden von der Gegenwart! Adler, halb-verloschene Inschriften, Basreliefs, Ueberbleibsel herrlicher Säulen sieht man in allen Straßen, ihrem alten Standort entrissen, ohne Zweck und Geschmack bald hie bald da, oft verkehrt, eingemauert zum Nothbehelf, weil sie eben zur Hand waren. Mehrere treffliche Fußböden von Mosaik wurden bei verschiedenen Anlässen wieder zu Tage gefördert. Einige von ihnen sind ins Ausland verkauft, die mehresten zerstörte aus höchst nichtigen oder gar keinen Gründen der Vandalismus dieser Franzosen, die sich für das gebildetste Volk der Erde halten; gewöhnlich weil es den Eigenern lästig ward sie den Fremden zu zeigen. Zwei von diesen Fußböden sind indessen noch vollkommen erhalten. Den einen davon sahen wir in einem Tuchladen, und die Besitzer desselben waren so gefällig ihn unsertwegen mit einem nassen Tuche überfahren zu lassen. In diesem verklärten Zustande erschienen die Farben der Steine recht glänzend, aus denen er nach einem sehr hübschen Muster zusammengesetzt ist, ungefähr wie ein schöner englischer Teppich. Noch vorzüglicher ist der zweite in einem Garten der Stadt; seine Farben sind

noch lebhafter, eine Bordüre, wie aus rothen, gelben und weißen Bändern zusammengeflochten, umgibt ein Viereck von grünem Stein; Abbildungen von Vögeln, Fischen und einer römischen Galeere zieren die Ecken desselben; mehrere verschlungene, aus schwarzen und weißen Steinen zusammengesetzte Kreise bilden ein höchst zierlich gezeichnetes Medaillon in der Mitte desselben. Man kann in dieser Art nichts Hübscheres sehen, aber es gehört eine Zeichnung dazu, um einen deutlichen Begriff davon zu geben.

Von allen den kleinen Alterthümern, die täglich in und um Nismes ausgegraben werden, hat der dortige Buchhändler, Herr Buchet, eine sehr interessante Sammlung zusammengebracht, die er uns mit großer Gefälligkeit zeigte. Wir sahen bei ihm eine Menge antiker Lampen, zwei darunter von Bronze, die andern von Thon, zum Theil sehr schön geformt und mit kleinen Basreliefs geschmückt. Auch besitzt er eine große Anzahl kleiner Hausgötter, Damenschmuck, viele Aschenkrüge, unter denen einige recht merkwürdig sind, und ähnliche Dinge mehr, die wir hier nicht einzeln anführen können.

Geblendet vom Glanze der Vorzeit vergaßen wir ganz der dürftigen Gegenwart, die sich uns aber bald entgegendrängte. In der Mitte eines großen freien Platzes sahen wir mehrere Frauen um einen Brunnen sitzen, sie spannen Seide auf langen Spindeln; die feinen, eben dem Kokon entwickelnden Fäden glänzten in ursprünglicher Schönheit wie reines Gold. Diese von der unsrigen so ganz verschiedne, wirklich antike Art zu spinnen, und das schöne Material, so diese Frauen verarbeiteten, reizten uns ihnen neugierig näher zu treten; da schalten sie uns aus in ihrer uns unverständlichen Sprache, und glaubten wir wollten sie necken; weil sie sich durchaus nicht denken konnten, daß wir nie Seide auf Spindeln hätten spinnen sehen. Etwas beschämt gingen wir weiter; ein Geräusch in einem Hause erinnerte uns aufs neue an unsre Modernität; wir standen vor einer der vielen hiesigen Fabriken, in welcher seidne Strümpfe gewebt werden. Hier empfing man uns freundlicher; wir sahen dem Wesen eine Weile zu und dachten dabei an Friedrich den Großen, welcher behauptet hat, es gäbe in der Welt nur zwei Dinge die er nie würde begreifen, nämlich

wie die Gobelintapeten verfertigt werden, und wie man einen Strumpf webe. Endlich verließen wir Nismes und nahmen einen Umweg von etwa drei Stunden, um den Pont du Gard zu besuchen; den Rest des Tages und die Nacht gedachten wir, in der nicht weit davon entfernten Stadt Tarascon zuzubringen.

Der Pont du Gard.

Die Gegend, durch welche wir von Nismes aus bis an den Pont du Gard kamen, gehört zu den schönsten und fruchtbarsten dieses Landes; aber der imposante, einzige Anblick, der unsrer dort wartete, hätte uns auch für die mühseligste Reise überschwenglich reich belohnt.

In der tiefsten Einsamkeit einer wildromantischen Berggegend stand, ehe wir es vermutheten, dies Wunder der alten Zeit vor uns. Kaum trauten wir unsern Augen, da wir es zuerst aus der Ferne erblickten, so ganz fremd unsern Tagen erhebt sich majestätisch hoch der uralte Aquädukt,

zwischen Felsen und Bäumen, fern von menschlichen Wohnungen, ein Riesenwerk der Vergangenheit.

Wir sahen drei Reihen übereinander gebauter, schön gewölbter Bogen, gelehnt an beiden Enden auf das mit ihnen gleich hohe Felsenufer des unter ihnen hinströmenden Flusses Gardon. Das Gebäude ist toscanischer Ordnung, aus Quadersteinen erbaut, ebenfalls ohne Mörtel und Kitt, blos auf sich selbst beruhend. Sechs große Bogen bilden die untere Reihe zwischen den beiden Felsen, auf diesen ist eine zweite längere Reihe von eilf eben so großen Bogen erbaut, denn die Felsen nehmen höher hinauf beträchtlich an Breite ab. Ueber diese zweite thürmt sich eine noch längere Reihe von sechs und dreißig kleinen Bogen, die mit den beiden Felsenufern, zwischen denen sie sich über den Strom hinziehen, von völlig gleicher Höhe sind. Auf dieser letzten Bogenreihe ruht der Kanal, durch welchen das Wasser einer nah entspringenden Quelle bis Nismes geleitet ward. Dieser Aquäduct verdankt wahrscheinlich dem Agrippa seine Entstehung; das ganze Gebäude ist ungefähr einhundert vier und vierzig Fuß hoch, die

untere kürzeste Bogenreihe, fünfhundert Fuß lang, die obere längste über achthundert Fuß. Aus diesen Verhältnissen kann man sich einigermaßen die imposante Größe dieses ungeheuren Werkes denken, aber keine Beschreibung, selbst keine Zeichnung, vermag es die hohe einfache Schönheit desselben würdig darzustellen. Unendlich erhöht wird diese noch durch die romantisch wilden pittoresken Umgebungen, durch die starren Felsen und üppig wachsenden Bäume, und den über Felsenstücke sich durch die untern Bogen hinstürzenden Gardon. Himmlisch schön ist der Blick durch die untern Bogen hindurch in das jenseits des Aquäducts liegende stille grünende Thal. Hohe waldige Berge umschließen ringsum diese liebliche Einsamkeit, als wollten sie sie vor jedem Eindringen des gewühlvollen Lebens beschützen. Silberhell rauscht der Fluß hindurch, nur sein Brausen und das Wehen in den Bäumen unterbricht die tiefe heilige Stille.

Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts kam der kleinliche Geist der Zeit auf den unseligen Einfall, den Aquäduct als Brücke über den Gardon für Wagen und Pferde zu benutzen. Man fing

zu diesem Zwecke an, die Pfeiler über der zweiten Reihe Bogen auszuhöhlen und mit Brustwehren versehene Vertiefungen in die alten Steine hinein zu arbeiten. Zum Glück zeigte es sich bei Zeiten, daß diese ökonomische Anstalt den baldigen gänzlichen Untergang des ganzen herrlichen Gebäudes nach sich ziehen würde, der Plan davon ward also aufgegeben, und das schon Verdorbene so gut als möglich wieder hergestellt. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde eine ganz neue Brücke über den Strom erbaut, sie lehnt sich an die erste Reihe der Bogen und ist in ihrer Art recht zweckmäßig und schön, verschwindet aber so ganz gegen die alte Pracht, daß man sie kaum bemerkt.

B e a u c a i r e.

Dankbar priesen wir das Andenken des hoffentlich schon lange seligen Agrippa, dessen Aquäduct uns zu dem Umwege bewog, welcher uns hierher brachte; er führte uns durch Gegenden, denen wir auf dem graden Wege nimmer be-



gegnet wären, und die zu den schönsten anmuthigsten Erinnerungen dieser ganzen Reise gehören. Zuerst fuhren wir durch eine reiche Ebene, durchströmt vom Gardon, der unter Blüthenbäumen der Rhone zueilt. Allmählich erhebt sich die Ebene zu Hügeln, die Hügel werden Berge, und nun geht der Weg, dicht an einer steilen Felsenwand, neben der breiten wildbrausenden Rhone hin, aus deren silbernen Fluthen sich blüthenbekränzte Inseln erheben. Vom entgegengesetzten Ufer dufteten blumige Wiesen, neu belaubte Pappeln zu uns herüber. Dunkle Pinien mit ihren breiten malerischen Kronen und himmelanstrebende Cypressen erhöhten den Glanz des jungen Grüns. Pfeilschnell jagte der Strom eine Welle über die andere, der eben sehr heftig geworden Wind kräuselte die dunkelblauen, muthwillig hüpfenden Wogen und bekränzte sie schneeweiß, wie die blühenden Hecken, die ihnen vom Ufer freundliche Grüße zuzunicken schienen. Die untergehende Sonne goß ein Meer von Gold über den fliehenden Strom, über die bräutlich geschmückte Erde, und röthete die dunkeln Zinnen einer uralten Ruine, welche finster und drohend vom Gipfel eines der maleri-

schen Felsen herabschaute, als zürne sie dem jungen frischen Leben, das ihr nie wiederkehrt.

In einem wahren Freudentaumel erreichten wir den Flecken Beaucaire, und eilten so schnell als möglich durch die engsten dunkelsten Straßen, so wir je sahen, an's Ufer der Rhone, um dort auf der Schiffsbrücke nach Tarascon hinüber zu fahren. Denn zwischen den himmelhohen Häusern von Beaucaire war uns zu Muthe, als seyen wir plötzlich aus dem Paradiese in ein dunkles Gefängniß versetzt.

Da standen wir nun wieder am Ufer des unbändig wüthenden Stroms, zählten die Fensterscheiben in Tarascon, und konnten nicht hinüber. Schon um Mittag hatten die tobenden Wellen vier Kähne aus der Schiffsbrücke gerissen. Sie wieder habhaft zu werden, vollends sie anzuketten, war bei diesem Sturme unmöglich, die Rhone schlug Wellen wie das aufgeregte Meer, kein Schiffer wollte sich hinauswagen, und jede Hoffnung, in einem Nachen überzufahren, verschwand, je länger wir dem Toben zusahen.

Nach langem Deliberiren beschlossen wir, die Nacht in Beaucaire zu bleiben. Es war gewiß

die klügste Partbie, die wir ergriffen, denn sie war die einzige, welche uns übrig blieb; aber eine Kneipe dicht am Ufer, die uns als der einzige Gasthof im Ort gezeigt ward, sah so abschreckend aus, daß wir, immer zögernd, auf anderweitige Rettung dachten, ehe wir uns entschließen konnten, diese dunkle Schwelle zu überschreiten.

Während wir so rathschlagten, hatte sich aber unser Bediente ganz in der Stille auf's Recognosciren gelegt, und glücklich am andern Ende der Stadt ein **Hôtel des quatre Rois** entdeckt. Triumphirend kam er zurück, als wir eben in die dunkle Behausung eintreten wollten, und führte uns durch ein Gewinde so enger Straßen, daß wir immer fürchteten, mit unserm Wagen ein paar Häuser an beiden Seiten mitzunehmen, bis zu seinen vier Königen, welche uns, im Vergleich mit jenem Neste, wie ein Feenpalast vorkamen. Das Haus war mit fluchenden Fremden angefüllt, die, gleich uns, hier wider Willen Rasttag halten mußten. Wir fluchten nicht, sondern waren sehr froh, noch ein paar erträgliche Zimmer mit Betten zu finden.

Den Abend gab es noch manche lustige Scene,

ehe wir alles erhielten, was wir bedurften, denn außer der Messe halten sich die Fremden nie hier auf, und der Wirth war auf so starken Zuspruch nicht eingerichtet. Beim Abendessen belustigte uns seine Angst über unsern guten Appetit, weil er auf den Abhub unsrer Tafel gerechnet hatte, um damit die übrige Gesellschaft zu bedienen. Und dennoch kämpfte auch wieder die französische Höflichkeit sichtbar mit dieser Angst; jeder Schnitt in den Braten war ihm ein Schnitt in's Herz, das sahen wir deutlich, während er uns immer bei'm Serviren seine Freude darüber ausdrückte, daß wir seine Kochkunst nicht verachteten.

Am folgenden Morgen hatten wir Zeit, Beaucaire mit aller Gemächlichkeit zu besehen, der Sturm hielt an, und die Brücke konnte auf's früheste erst gegen Mittag wieder in Ordnung gebracht werden. Der Ort hat viele große, mitunter ziemlich verfallne Häuser, ist aber so öde und menschenleer, als wären die Einwohner ausgewandert oder an der Pest gestorben. Nirgends erblickten wir eine Spur von thätiger Industrie, kaum hie und da das Zeichen eines Handwerkers. Die Einwohner leben einzig von dem, was ihnen

der Zufluß unzähliger Fremden während der großen Messe im Julius einbringt. Dann vermiethen sie jeden Winkel ihrer Häuser, ihrer Höfe, ihrer Scheuern, sogar die steinernen Bänke vor den Hausthüren zu unerhört hohem Preise, und kriechen mit ihren Familien in die elendesten Dachkammern. In dieser Zeit kaufen sie auch alles, was sie das ganze Jahr über brauchen, sogar Schuh und Kleider lassen sie sich von den Fremden verfertigen; denn so wie der Tumult vorbei ist, kehren alle zur vollkommensten Unthätigkeit zurück und Niemand mag die Nadel oder den Pfriemen führen. Sie haben ein solches innres Grauen vor aller Arbeit, daß sie sich kaum entschließen können, ihre Olivenpflanzungen und Weingärten in leidlicher Ordnung zu erhalten; ein Handwerk oder eine Art von Handel zu treiben, fällt ihnen gar nicht ein, denn sie wissen, daß sie jedes Jahr ohne alle Mühe in wenigen Wochen so viel erwerben können, als sie brauchen, um sich nothwendig durchzuhelfen, bis jene Zeit wieder erscheint. Und höher gehen ihre Wünsche nicht.

Wie es also während des größten Theils des

Jahres in Beaucaire aussieht, ist leicht zu ermessen; aber kommt der Julius herbei, dann gewinnt das düstre, abgestorbne Nest eine gar andre Gestalt. Aus allen französischen Provinzen, aus der Schweiz und den sie begrenzenden deutschen Ländern, von der spanischen und italienischen Meeresküste eilen viele tausend Fremde herbei. Die eigentliche Stadt wird zu klein, alle zu fassen, und eine zweite, aus bretternen Hütten, wird dicht vor dem Thor auf einer Wiese erbaut, die aber auch ordentlich ihre Straßen und Plätze hat; sogar eine Capelle, vor welcher während Messe gelesen wird der größte Theil der Gemeine weithin im Freien knieen muß, weil bei weitem nicht alle Platz darin finden können.

Mehrere Arten von Waaren haben in der Stadt ihre festen angewiesenen Plätze, wo man alle Kaufleute, die mit den nämlichen Artikeln handeln, neben einander findet; auch draußen auf der Wiese herrscht dieselbe Einrichtung. Da stehen in langen Reihen die Marseiller mit ihrer Seife und ihren Korallen, die von Montpellier mit Liqueuren und wohlriechenden Wassern. In vielen Straßen werden nur getrocknete Früchte,

als Feigen, Datteln, Rosinen, verkauft; man erzählte uns sogar von einer langen Straße, in der man nichts sieht, als Knoblauch und Zwiebeln, die so künstlich aufgethürmt werden, daß es den Anschein gewinnt, als wären Hütten daraus erbaut. Seiltänzer, Bereiter, fremde Thiere, Schauspiele aller Art, vom Trauerspiel an bis zur Hundecomödie herab, finden ebenfalls auf der Wiese ihren Platz.

Nicht nur das Land, auch der Strom wird während der Messe zum Marktplatze. Große Flosse, beladen mit Brennholz und Balken, mit Faßdauben, Reifen, und mit Böttchern, welche bereit sind, daraus sogleich Fässer zu fertigen, bilden schwimmende Inseln. Bunt gemalte genuesische Feluken, spanische Pinken, Schaluppen aus Marseille kommen über Meer die Rhone herauf. Nachen aus Bordeaux benutzen den Kanal, unzählige Barken aus Lyon, aus der Schweiz, kommen die Rhone herunter, alle legen sich in gedrängten Reihen auf dem wilden Strome vor Anker; ihre Eigner hausen in diesen ihren mitgebrachten Wohnungen, haben ihre Magazine, ihre Aushänge-

schilder dort, und betreiben ihren Handel eben so gut, als wären sie auf dem festen Lande.

Außer Kaufleuten, versammeln sich auch fast alle andre Stände während dieser Zeit in Beaucaire, und finden Beschäftigung und reichlichen Erwerb, Handwerker, Künstler, Aerzte, Apotheker, Advokaten sogar; wären die Philosophen in Frankreich so häufig als in Deutschland, auch sie würden kommen, um der Menschheit mit ihrem Lichte zu dienen. Daß es an allem Trosse, der gewöhnlich die Märkte besucht, dort auch nicht fehle, versteht sich von selbst; ganze Horden Beutelschneider, Spieler und ähnlichen Volkes ziehen bei Zeiten ein. An allen Ecken wird gekocht, gebraten, geschrien, gesungen, geprügelt; alle Sprachen tönen durcheinander, wie bei'm Thurmbau zu Babel; alle Arten von Volkstrachten, vom luftig gekleideten Katalonier bis zum polnischen Juden, bilden das bunteste Schauspiel. So währt der Tumult, das Stoßen, Drängen, Feilschen den ganzen Tag. Abends wird Ruhe; die Menge verliert sich zu den Sehenswürdigkeiten, zu den Eisbuden, den Kaffeehäusern bis zur Nacht. Dann versammelt sich wieder alles auf den Tanzplätzen;

jede Landsmannschaft hat ihren eignen Ort, wo sie bei'm Schalle der vaterländischen Musik die Tänze ihres Landes aufführt. Den lustigsten Anblick sollen die Katalonier gewähren. Die Männer tanzen mit großer Gewandtheit und Leichtigkeit ihre Nationaltänze ganz unter sich, ohne Frauen, nach der Melodie der Romanzen ihres Landes, welche sie singen, indem sie sich mit Castagnetten dazu accompagniren.

Der Handelsverkehr dieser Messe ist nicht minder groß als der Lärm dabei. Sehr bedeutende Summen werden umgesetzt, und alle nur erdenkliche Waaren sind zu haben, vom bedeutenden Kunstwerk an bis zum rohen Material, das noch Bearbeitung erwartet. Sechs bis acht Tage lang währt der größte Tumult, dann wimmeln der Strom, die Brücke, die Chausseen von Heimkehrenden; die Einwohner von Beaucaire brechen die Hütten ab, schließen ihre Häuser und Zimmer zu, und kehren mit vollen Taschen zurück zu ihrem gewöhnlichen Hamsterleben, bis der nächste Julius sie wieder aus dem trägen Schlummer rüttelt. Wir wußten nicht, sollten wir uns darüber freuen oder betrüben, daß wir diesen ganzen ungeheuren

Wirrwarr nur aus Erzählungen und Beschreibungen kennen lernen konnten. Wenn wir das enge dunkle Local betrachteten, so freuten wir uns, hier nicht in das furchtbare Gewühl gerathen zu seyn, und doch konnten wir es uns nicht verhehlen, daß dieses rege Leben mitten im Süden einen ganz einzigen Anblick gewähren muß. Am besten wäre es, wenn man einen Tag lang wie ein Vogel darüber hinschweben könnte, um alles zu sehen, ohne die Püffe, die Taschendiebe, den Lärmen, den Knoblauch fürchten zu müssen.

Tarascon und St. Remi.

Gegen Mittag endlich war die Brücke wieder hergestellt; wir zogen hinüber, mit uns eine ganze Karavane zu Wagen, zu Pferde, zu Fuß. Wir wählten weislich auch die letztere Art; denn der Mistral tobte noch immer, die Wellen brachen sich gegen die krachenden, schwankenden Kähne der Schiffsbrücke, die kein Geländer hat. Bei solchem Sturm ist die Fahrt darüber nicht ohne Gefahr;

schon oft wurden mit vier Pferden bespannte Wagen auf derselben vom Winde umgeworfen und in die Rhone geweht. Der unbeschreiblich reißende wilde Strom hat zwischen Tarascon und Beaucaire eine beträchtliche Breite. Ein steinerner Damm, der einzige Ueberrest einer altrömischen Brücke an diesem Orte, bildet ungefähr in der Mitte desselben eine Insel. An diese stützt sich die erste Hälfte der jetzigen Schiffsbrücke; die zweite geht dann in schiefer Richtung zum andern Ufer, so daß die ganze Brücke einen ziemlich spitzen Winkel bildet, um den Wellen besser zu widerstehen, die dennoch sehr oft, so wie am vorigen Tage, die Ketten sprengen, welche die Kähne verbinden, und dann diese weit wegtreiben.

Das alte, nahe am Ufer auf einem hohen Felsen erbaute große Schloß von Tarascon, und ein ähnliches dicht an Beaucaire, gewähren von der Brücke aus eine sehr malerische Aussicht; bei stillem Wetter muß der Anblick der nur durch den Strom getrennten Städte, der Ruinen, der angebauten Ebene und der ewig wildrollenden Rhone entzückend seyn.

Obgleich beide Städte nur wie eine ausse-

hen, so ist der Unterschied zwischen ihnen dennoch sehr groß. So wie wir das Ufer von Tarascon betraten, wurde uns wohl zu Muthe; die Stadt ist weit größer, heller, lebendiger. Mehrere Fabriken und ein beträchtlicher Getraidehandel, verbreiten Leben und Wohlhabenheit unter den Bewohnern, während ihre Nachbarn jenseit des Wassers in Trägheit und daraus entstehende Armuth versinken. Sonst war Tarascon der Sitz provençalischer Chevalerie und Poesie; König René gab hier oft Turniere und hielt seinen Liebeshof, dessen Schiller gedenkt:

Wo zarte Minne herrschte, wo die Liebe
Der Ritter große Heldenherzen hob,
Und edle Frauen zu Gerichte saßen,
Mit zartem Sinne alles Feine schlichtend.

Der Nachhall jener Zeiten tönt noch wieder im Gesange des Volks, und mancher uralte Gebrauch ruft bis zum heutigen Tage jene alten Feste zurück; aber der alles belebende Geist ist entwichen, und das Volk weiß nicht mehr was es thut, indem es dem Beispiele der Väter folgt, die es auch nicht besser wußten.

Noch bei guter Tageszeit erreichten wir St. Remi, und sahen hohe, mit Schnee bedeckte Gebirge auf dem Wege dorthin seitwärts liegen, deren blendend weiße Häupter mit den grünenden Frühlingsgefilden um uns her sehr reizend contrastirten. Rings um den jetzt unbedeutenden Flecken St. Remi, der sonst eine bedeutende römische Pflanzstadt war, ziehen sich Küchengärten wohl eine Stunde weit in's Land hinein. Bei keinem Ort im südlichen Frankreich bemerkten wir noch so viel Gemüsebau als hier; große Olivenbäume und Weinreben stehen in dicht gedrängten Reihen am Abhange der Hügel; und alles zeugt vom Fleiße der Bewohner und dem innern Reichthume des Landes. Wir eilten durch St. Remi hindurch dem Hügel zu, der in einiger Entfernung von der Stadt noch Ueberreste altrömischer Denkmäler bewahrt. Schon von ferne sahen wir sie am Fuße hoher zackiger Felsen, die hier im Halbkreise ein sehr wildes pittoreskes Thal umschließen; düster stehen sie auf einer Anhöhe, wie in ewiger Trauer, mitten im blühendsten Leben.

Wir näherten uns zuerst einem großen prächtigen Grabmale, das aber dennoch nicht den Na-

men des Helden, dem zu Ehren es erbaut ward, der Vergessenheit entreißt; denn keine Spur einer Inschrift ist daran zu entdecken. Es besteht aus drei Stockwerken oder Abtheilungen; das untere, mit Pilastern an allen vier Ecken geschmückte, trägt das ganze höchst elegante Gebäude, und dient ihm gleichsam zum Piedestal. Ziemlich gut erhaltne Basreliefs bilden die Seitenwände desselben; drei davon stellen Gefechte zu Pferde und zu Fuß vor, wahrscheinlich die Siege, die der Held erkämpfte; auf dem vierten ist ein großer Triumphzug abgebildet; ein schönes Gesims, aus Laub, Masken und Genien zusammengesetzt, zieht sich oben darum her.

Den zweiten, ebenfalls viereckigen Stock des Gebäudes, schmücken an den Ecken kannelirte Säulen mit korinthischen Capitälern; große offne Bogen zwischen denselben bilden die Seitenwände; ein aus geflügelten Seepferden zusammengesetzter Fries läuft oben darum her; zwei geflügelte Sirenen sind in der Mitte dieses Frieses abgebildet. Ueber ihn erheben sich ebenfalls sechs kannelirte Säulen mit korinthischen Capitälern, die das Ganze krönen; sie stehen im Kreise und tragen

eine Kuppel, so, daß sie wie ein kleiner Tempel anzusehen sind. Zwei in der Mitte desselben befindliche Statuen sind leider bis zum Unkenntlichen verstümmelt. Das ganze Prachtgebäude macht bei aller anscheinenden Leichtigkeit einen höchst imposanten Eindruck, der durch die tiefe Einsamkeit des Ortes, und den wenige Schritte davon sich erhebenden Triumphbogen noch erhöht wird.

Leider ist dieser sehr verfallen, und wem er erbaut ward, ebenfalls unbekannt; vielleicht dem, der unter dem Grabmal ruht, vielleicht seinem Sieger, gewiß aber haben beide in dieser Nähe errichtete Monumente auf einander Bezug. Er bildet einen einzigen, nicht sehr großen Bogen, dessen inneres Gewölbe mit Rosetten, Trauben, Laubgewinden und Oelzweigen von Bildhauerarbeit sehr reich und geschmackvoll verziert ist. Die Pilaster, welche den Bogen tragen, sind dorischer Ordnung. Von außen stehen an jeder Seite desselben zwei kannelirte Säulen, und zwischen diesen zwei aus der Wand hervorspringende Figuren. Sie haben von der Zeit viel gelitten, kaum konnten wir noch entdecken, daß sie gebundne Krieger vorstellen. Auch durch diesen Bogen ist der Blick

auf die St. Remi umgebende Gegend bezaubernd schön; denn jede Aussicht gewinnt bekanntlich sehr, wenn man sie so vom Ganzen abgeschnitten, wie mit einem dunkeln Rahmen eingefaßt, betrachtet; und hier ist die Natur überschwenglich reich.

Der Mistral trieb uns leider früher als wir wollten in den Wagen zurück. Allmählich ward die Gegend, durch die wir nun kamen, so traurig öde, daß wir die Provence gar nicht wieder erkannten. So weit das Auge reicht, erblickt es nur dürre Kalkfelsen; der Weg, auf dem es sich indessen doch sehr bequem hinrollt, ist in sie eingehauen.

Das Städtchen Orgon, wo wir die Pferde wechselten, hat die traurigste Lage, die sich nur denken läßt, auf dem Gipfel eines solchen öden Felsens, wo kein Baum schattet, kein Grashalm dem dürren Boden entspringt und jede Spur des grünenden lachenden Edens, das wir vor wenigen Stunden verließen, rings umher verschwunden ist. Nur das mächtigste Band, das der Gewohnheit, vermag es, die Menschen an diese traurige Wüste zu fesseln, während ihnen das herrlichste Land so nahe liegt.

Mit wenig Abwechselung blieb die Gegend in ihrer traurigen Einförmigkeit sich gleich, bis zu dem kleinen Dörfchen St. Cannat. Hier beschlossen wir zu übernachten, wenn es nur möglich wäre ein leidliches Obdach zu finden. Der kleine Gasthof, vor welchem der Wagen hielt, sah ziemlich freundlich aus; das sehr verblichne Schild zeigte die Abbildung einer Frau in etwas ausländischer Kleidung, darunter stand mit großen Buchstaben: A la belle Suédoise. Wir stiegen aus, und auch das Innere des Hauses war zwar ärmlich, aber von einer Reinlichkeit, die wir in diesem Lande zu finden längst nicht mehr erwarteten. Wir waren wirklich im Hause einer Schwedin, eigentlich einer Stralsunderin. Mit einigen achtzig Jahren auf dem Rücken, schlich unsre Wirthin die Treppe zu uns herauf, um uns ihre Sehnsucht nach dem geliebten Vaterlande auszudrücken, hocherfreut, einmal deutsch sprechen zu können, was sie indessen ziemlich verlernt hatte. In Schwedisch-Pommern, meinte sie, sey doch ein ganz ander Leben als hier in der Provence; dort gäbe es doch gute, ehrliche, treue Menschen, hier wären alle schlecht, falsch, böse, und Kartoffeln

wüchsen nun vollends gar nicht, lauter Oliven und Feigen und Wein, aus denen sie sich gar nichts machte. Im siebenjährigen Kriege war sie einem jetzt lange verstorbnen Franzosen hieher gefolgt, der aus Liebe ihr Porträt zum Schilde seines Gasthofs erhoben, und die, ihrer Versicherung nach damals sehr wahre Inschrift, darunter gesetzt hatte. Mitleidig betrachteten wir die Trümmer der schwedischen Schönheit, die, neubelebt durch den Besuch von Landsleuten, sich alle Mühe gab, uns gut zu bewirthen. Wie wirft uns das Schicksal herum, vom Gestade des baltischen Meers bis in den glühenden Süden! Und was ist das Ende von dem allen? Ein Grab! Ob unter Pinien oder nordischen Tannen, gleichviel.

Aix.

Von St. Cannat bis Aix hatten wir nur noch zwei Meilen vor uns. In der Nähe der Stadt wird die Gegend sehr angenehm, viele hundert artige, blendend weiße Landhäuser liegen zerstreut

umher, umringt von Myrthen, Granatbäumen und aller südlichen Herrlichkeit. Die Olivenbäume sahen wir noch nirgends von so üppigem Wuchse; hin und wieder geben die Pinien der Gegend etwas ungemein Malerisches; übrigens aber fehlt es durchaus an großen schattenden Bäumen, die Sonne brennt und im Sommer erhält das ganze Land ein ödes vertrocknetes Ansehen.

Aix ist eine bedeutende Stadt. Am Cours, eine der schönsten Straßen die wir jemals sahen, stehen zu beiden Seiten palastähnliche Häuser in langen Reihen, und drei durch vierfache Reihen schöner Lindenbäume gebildete breite Alleen, erinnerten uns hier auf das lebhafteste an Berlin. Das Ende des Cours gewährt eine weite Aussicht auf die umliegende Gegend; und drei herrliche Springbrunnen in der mittelsten Allee, erfrischen mit freundlichem Geplätscher die Luft. Das Wasser im mittelsten dieser Brunnen ist heiß, und wird von denen, die in der Nähe wohnen, zum häuslichen Gebrauch als solches verwendet; ob man ihm aber auch Heilkräfte zuschreibt? konnten wir nicht erfahren. Doch gibt es hier andre, noch heißere Quellen, die in frühern Zeiten Aix

als Badeort berühmt machten und zu denen noch immer Kranke wallfahrten. Die Einrichtung des zum Baden bestimmten Hauses fanden wir indessen nicht nur sehr unelegant, sondern sogar widerwärtig schmuzig und schlecht. Die Badezimmer sind dunkle, unangenehme Winkel; das Wasser läuft darin aus einem Krahn in die sehr abschreckend aussehenden kleinen Badewannen; es ist sehr heiß, doch lange nicht so, als der Sprudel in Karlsbad. In Aix läßt man das Wasser nur kurze Zeit stehen, ehe man darin badet; in Karlsbad hingegen bedarf es vieler Stunden, ehe es dazu nur einigermaßen genugsam abkühlt.

Den Cours und noch ein Paar hübsche Straßen ausgenommen, ist der übrige Theil von Aix winklig und dunkel; und die darin vorherrschende Unreinlichkeit übersteigt allen Glauben. Zwar trifft man in allen Straßen schöne große Gebäude, aber zwischen ihnen auch die jämmerlichsten Hütten; es ist, als ob die Häuser nicht recht in Reihe und Glied ständen, überall scheint etwas zu fehlen; und die ganze Stadt hat etwas Unordentliches, wir möchten sagen, Unheimliches. Nur auf dem Cours sind alle Gebäude an Größe und

Pracht einander gleich. Man nennt überhaupt in der ganzen Provence und den mehresten großen Städten des südlichen Frankreichs die schönste Straße Cours; sie ist mit Bäumen besetzt, und das was die Italiener unter dem Namen Corso verstehen.

Die schönen, überall vertheilten Springbrunnen in Aix sind die größte Zierde dieser Stadt. Der Ueberfluß an frischem kühlem Wasser welchen sie gewähren, ist unter diesem heißen Himmelsstrich eine unschätzbare Wohlthat der Natur. Man zeigte uns einen hohen Thurm mit einem Glockenspiel und einem künstlichen Uhrwerk, welches die Einwohner als eine ganz besondre Merkwürdigkeit betrachten. In Deutschland und in Holland findet man deren unzählige, auch hatte dies Uhrwerk das Schicksal fast aller dieser Art, es ist verdorben, und der Thürmer setzt alle Vierteljahr eigenhändig die Gottheit der eben beginnenden Jahreszeit hinaus, die der ursprünglichen Einrichtung nach zur rechten Zeit von selbst hinaus und herein spazieren müßte.

Der sehr weite ansehnliche Place de la Justice gewährt einen ganz sonderbaren Anblick: denn der

Bau eines großen, der ausübenden Gerechtigkeit gewidmeten Gebäudes, in dessen Mitte, war eben so weit fortgerückt, daß er über der Erde beginnen sollte, als er unterbrochen ward, und wie man glaubt auf immer. Nun ist der Grund ganz vollendet, und alle die unterirdischen Kerker, Gänge und Keller nehmen sich wunderlich aus, wenn man von oben hinein sieht. Der ganze schöne Platz ist dadurch verdorben und fast unwegsam gemacht; bei Nacht wenigstens wird es gefährlich hier zu gehen; kein Geländer umgibt die, einem Steinbruch ähnlichen, oben zum Theil ganz offenen Gewölbe, so daß man im Dunkeln leicht hinabstürzen und vielleicht den Tod darin finden könnte.

Die große Kirche, St. Sauveur, ist ein im vierzehnten Jahrhundert erbautes, dem gothischen Style sich näherndes Gebäude, mit einem runden, hohen Glockenthurme, der aber nicht leicht und luftig durchbrochen in die Lüfte steigt, sondern schwerfällig aussieht. Mehrere, ziemlich plump und schlecht gearbeitete Statuen stehen über dem Portale; alle tragen deutliche Spuren des während der Revolution auch des Heiligsten nicht scho-

nenden Zerstörungsgeistes; viele davon sind muthwilliger Weise verstümmelt, andere von ihrem Standorte ganz herabgestürzt; nur die großen uralten Thüren von Cedernholz mit ihrem, zum Theil recht zierlich gearbeiteten Schnitzwerke sind noch leidlich wohl erhalten. Wir traten in's Innere der Kirche; düstere, feierliche Dämmerung herrschte darin, und vor der zahlreich knieenden Gemeine ward eben am Hochaltare die Messe gelesen. Dies verhinderte uns, alles genau zu betrachten; denn obgleich die, durch den Besuch schaulustiger Fremden verursachte Störung des Gottesdienstes, in katholischen Kirchen nichts Seltenes ist, so scheuen wir uns doch immer, sie zu veranlassen, und opfern lieber den Genuß, sie zu betrachten, auf. Dennoch bemerkten wir im Vorübergehen einige schöne Marmorsäulen am Taufsteine und mehrere alte Denkmäler. Merkwürdige Gemälde, die uns zu einem zweiten, bequemern Besuche derselben hätten anreizen können, enthält diese Kirche nicht. Im Ganzen ist wenig Freude bei dem Besehen der alten Kirchen in Frankreich; denn fast alle alte Monumente vernichtete die zügellose Wuth des Volks; Kunstwerke von Bedeu-

tung wurden geraubt, und was übrig blieb, steht gewöhnlich in unerfreulichem, zerstörtem Zustande da, ein Denkmal schrecklicher Zeiten.

Aix hat mehrere auffallende Wechsel des Schicksals erlebt. Unter der Regierung des, seiner Phantasie sich ganz hingebenden, ein wunderbar poetisches Leben führenden Königs René, war es der Sitz der provençalischen Dichter, der Künste und des romantischen Ritterthums. Hier gab dieser König seine ewig wechselnden Feste, versammelte die ersten Künstler, die ersten Sänger des Landes und des nahen Italiens, rief die edelsten, schönsten Frauen herbei, ergriff mit ihnen und seiner vielgeliebten Gemahlin, Isabelle von Lothringen, zuweilen in kindlicher Lust den Schäferstab, und hieß die edelsten Ritter in feierlichen Turnieren, zu Ehren der schönen Schäferinnen, ihre Lanzen gegen einander versuchen. Später versammelte das hier seinen Sitz habende Parlament die vornehmsten Familien von Frankreich. Sie erbauten alle die herrlichen Paläste, welche jetzt verödet dastehen; ihre Pracht verbreitete Wohlstand unter den Bewohnern, alles war lebendig, und die Straßen wimmelten von fröhlichen Menschen und schö-

nen Equipagen. Die Revolution trieb sie alle hinweg; menschenleer und öde steht die einst so blühende Stadt, und alle Freude, alles Glück scheint mit dem alten Glanze derselben entwichen.

Wir brachten einen Sonntag in Aix zu, und sahen die Einwohner, wie gewöhnlich an diesem Tage, auf dem Cours spazieren gehen. Fast alle trugen den Stempel der Armseligkeit in der Kleidung, und wilden Mißmuths in den düstern, von der Sonne verbrannten Zügen. Eine Menge katholischer Geistlicher in den verschiedensten Ordenstrachten wandelte in allen Straßen. Kirchliche Feierlichkeiten und aus alten Zeiten stammende, oft sehr barocke Processionen, sind das einzige was noch zuweilen einiges Leben unter diese, in bittere Armuth versinkende Menschen bringt. Zwar ist der Boden rings umher ergiebig; das schönste Oel wächst hier im Ueberfluß, auch Wein und Korn gerathen wohl; doch ist dies nicht genug, um den Einwohnern von Aix den alten Wohlstand wieder zu geben, da es ihnen an Industrie und Thätigkeit fehlt, um durch Handel und bedeutende Fabriken das zu ersetzen, was sie in der Revolution und durch die Entfernung der reichen Familien verloren.

Zwischen Aix und Marseille liegt nur eine Station, denn beide Städte sind etwa zwei Meilen von einander entfernt. In der Nähe von Aix ist die Gegend sehr angebaut und freundlich, dann kommen wieder dürre öde Felsen bis gegen Marseille, wo alles in blühendem Leben aufsproßt, weil die hohe Kultur des Landes den sonst unfruchtbaren Kalkstein besiegt. Ungefähr anderthalb Stunden von der Stadt hielt der Postillon auf einer Anhöhe, und machte uns auf die Vista aufmerksam. So heißt dieser Platz vorzugsweise mit vollem Recht, denn eine schönere Aussicht, als die, welche jetzt im funkelnden Abendstrahle der Sonne vor uns lag, sahen wir nie. Zur rechten Hand erblickten wir das weite mittelländische Meer, belebt durch unzählige Segel, die hellglänzend zu uns herüber schimmerten; wunderbar gezackte Felsen bilden das Ufer; gerade aus liegt die große Stadt tief im Grunde, umgeben von einem Halbzirkel eben so schöner Felsen, und linker Hand eine weite Ebene, besäet mit mehreren Tausenden weißer zerstreut liegender Landhäuser, die berühmten Bastiden der Einwohner von Marseille.

Marseille.

Der erste Eintritt in Marseille von Aix aus ist wirklich imposant. Gleich am Thore beginnt der herrliche breite Cours, welcher die ganze neue Stadt vom Thore von Aix an bis zum römischen Thor durchschneidet. Er ist eine gute Viertelmeile lang, und da er an den beiden äußern Enden höher liegt und gegen die Mitte sich allmählich hinabsenkt, so kann man ihn an beiden Thoren seiner ganzen Länge nach bequem übersehen; hohe schattige Bäume bilden eine breite Allee in der Mitte, und ansehnliche Häuser umgeben ihn an beiden Seiten, deren unterer Stock fast durchgängig zierlich aufgeputzte Waaren-Magazine enthält, wie wir sie in London und Paris sahen. Die zum Hafen führende, mit schönen, ganz gleichförmig erbauten Häusern besetzte Straße Cannebière durchschneidet den Cours in der Mitte, und schon von hier aus erblickt man den Wald von Mastbäumen der im Hafen liegenden Schiffe. Noch

schöner beinah ist die nahe liegende Straße Beauvau, mit ihren palastähnlichen Gasthöfen und prächtigen Wohnhäusern. Wir wohnten dort im Hôtel des Ambassadeurs, und hatten alle Ursache sowohl mit der Bedienung, als mit der Billigkeit des Wirthes zufrieden zu seyn. Das große Theater liegt am Ende dieser Straße auf einem ganz freien Platze, mit der Hauptfronte gegen jene gewendet. Die Säulen und der übrige architektonische Schmuck daran machen einen sehr schönen Effekt. Im Ganzen ist der neuere Theil von Marseille mit den schönsten Straßen und Plätzen des besten Theiles von London zu vergleichen, und übertrifft sie wohl noch, durch die regelmäßige Schönheit der durchgängig massiv aus Quadersteinen erbauten Häuser. Das Straßenpflaster ist ganz vortrefflich, und die zu beiden Seiten sich hinziehenden, breiten, mit Steinplatten belegten Fußpfade, machen das Gehen in der Stadt sehr angenehm. Klares, frisches Wasser strömt in schmalen steinernen Kanälen durch alle Straßen; zwar muß man oft über sie wegsteigen, und dies macht sie ein wenig unbequem, sie tragen indessen, sehr viel zur Reinlichkeit und Kühlung bei, besonders

aber zur Milderung des Staubes, welcher ohne sie in den heißen Sommermonaten, wo fast kein Tropfen Regen fällt, unerträglich werden würde. Die nächtliche Erleuchtung der Straßen ist vortrefflich, auch hält die Polizei sehr strenge auf Reinlichkeit derselben, so daß die Damen mit weißen Schuhen zu Fuße gehen können. Diese Reinlichkeit fiel uns besonders auf, und die schöne zierliche Stadt, in welcher sogar die Fenster zuweilen gewaschen werden, gefiel uns um so besser, je länger wir die Freude entbehrt hatten alles um uns her sauber zu sehen.

Ganz von dem neueren Theil der Stadt verschieden ist der, auf einer beträchtlichen Felsenhöhe erbaute ältere Theil derselben, und der Kontrast zwischen beiden erinnerte uns auf das lebhafteste an Edinburgh, wo man auch nur über eine Brücke zu gehen braucht, um in einem ganz andern Ort, unter ganz andern Menschen zu seyn. Im alten Marseille fanden wir die hier zu Lande gewöhnlichen, engen winkeligen Straßen, die alten, hohen, düstern Häuser wieder, und eine durch die furchtbarste Unreinlichkeit verpestete, kaum zu athmende Luft. Das Pflaster der bald auf- bald

abwärts führenden Straßen ist abscheulich, und nicht ohne Gefahr, den Hals darauf zu brechen, kletterten wir herab, dem Hafen zu, zwischen elenden, mit Einsturz drohenden Hütten.

Die Menschen, welche diesen an den Hafen grenzenden Theil der alten Stadt bewohnen, sind die ärmsten in Marseille, vielleicht in ganz Frankreich. Sie gehören zu einer eignen Kaste, welche sich sowohl in der Sprache als in Sitten, Gebräuchen und Kleidung von allen andern Franzosen unterscheidet. Die groben Lumpen, welche sie kaum verhüllen, und ihre kümmerliche Nahrung erwerben sie einzig mit ihren Fischernetzen. Von allen andern Bewohnern Marseille's wegen seiner Wildheit gemieden, die oft in Raub und Mord ausartet, lebt dies wunderliche Volk blos unter sich, und verlangt von selbst nach keiner Gemeinschaft mit seinen Nachbarn. Die dunkeln, düstern Gesichtszüge zeichnen es auf unverkennbare Weise aus. Manche wohnen, um dort zu fischen, den größten Theil des Jahres hindurch fast ganz in den Höhlen und Klüften der Felsen, die den Hafen an dieser Seite begrenzen. In Marseille glaubt man, diese Leute wären Abkömmlinge der

ersten Bewohner, der Phokier, die hier in grauer Vorzeit eine Art Kolonie anlegten, welche das Gepräge ihres Ursprungs durch alle Jahrhunderte hindurch rein und ächt erhalten haben, da sie blos Töchter ihres eignen Stammes heirathen.

Der Hafen von Marseille ist einer der schönsten in der Welt, neunhundert Schiffe können darinnen, vor Sturm gesichert, liegen; hohe, schützende Felsen umgeben ihn und die Rhede, auf welcher mehrere Inseln den Eingang in das weite Meer zu bewachen scheinen. Täglich wandelten wir auf den, den Hafen umgebenden Quais, und ergötzten uns an der köstlichen Aussicht und dem fröhlich lebendigen Gewühle zu Wasser und zu Lande, ohne dessen müde zu werden. Bunte Flaggen und Wimpel der verschiedensten Nationen flattern hier lustig gegen den dunkelblauen Aether hinauf; kleine sonderbar gestaltete Schiffe von der Küste des mittelländischen Meers, beladen mit Orangen, Kastanien, sogar mit Blumen, ankern neben den gewaltigen großen Kauffahrtei-Schiffen des fernen Nordens, und den ganz fremdartig aussehenden Fahrzeugen der levantischen Küsten. Viele hundert Böte, Schaluppen und Fischernachen kreuzen

lustig dazwischen herum, auch recht zierliche Gondeln, deren immer eine große Anzahl zur Lustfahrt auf den smaragdnen, oft kaum sich kräuselnden Wogen, am Ufer bereit liegt.

Auf den mit ansehnlichen Häusern umgebnen Quais herrscht das mannichfaltigste Leben, wie auf dem Wasser daneben; alle europäische Nationen versammeln sich hier neben den Bewohnern von Asien und Afrika; alle Sprachen ertönen, und die mannichfaltigsten Trachten und Nationalphysiognomien aller gebildeten Völker sieht man vielleicht nirgends so auf einem Punkte vereint. Oft glaubten wir uns auf einer großen Maskerade, wenn wir die vielen Türken, die Armenier und Griechen, die Afrikaner mit gelben, maskenartigen Gesichtern, jeden in der Tracht seines Vaterlandes, unter den schönen geputzten Marseillerinnen umherwandeln sahen; dazwischen die schwarzen Gesichter der Neger und Negerinnen, und die Griechinnen, welchen man überall begegnet. Diese stimmten indessen unsern Begriff von den berühmten Schönheiten ihres Landes gewaltig herab; Aspasia, Lais und die übrigen berühmten Frauen Griechenlands, müssen denn doch ganz anders aus-

gesehen haben, als diese orangegelben, langnasigen Damen, deren geschmacklos bunte mit Schmuck und Verzierungen überladne Kleidung ihre wirkliche Häßlichkeit ins grellste Licht stellt.

Der Quai an der Seite der alten Stadt sieht zum Theil wie ein orientalischer Bazar aus; er ist viel schmäler, als der ihm gegenüber liegende an der andern Seite des Hafens, aber auch weit lebhafter, denn der untere Stock der ihn umgebenden Häuser enthält Magazine, in welchen sowohl die seltensten, theuersten Waaren, als auch die unbedeutendsten, zum Verkauf zierlich aufgestellt sind. Türken und Griechen halten hier die kostbarsten Erzeugnisse des Orients feil, reiche Teppiche, prächtige orientalische Stoffe, ächt türkische Shawls in den glänzendsten Farben, mit so grellen, wunderlichen Blumen, Palmen und Streifen, als man sie sich nur wünschen kann, damit Jedermann von weitem sehe, daß diese geschmacklos bunte Hülle viel Geld kosten muß. Rosenduft strömt schon von weitem aus andern, mit den köstlichsten Essenzen angefüllten Magazinen. Aus einem Magazin daneben schauen Papageien, Kakadus und andere Vögel südlicherer

Zonen in ihrer Federn bunter Pracht gar fremd in die Welt hinein, während possierliche Affen neben ihnen den Vorübergehenden Gesichter schneiden. Alles ist hier zu haben, Juwelen und Perlen, Uhren und Heiligenbilder, Landkarten und Kupferstiche; die herrlichsten Früchte des Südens, Orangen, Granatäpfel, Kokosnüsse, Pistazien, fast frische Datteln, in langen Trauben noch aneinander hängend, und die köstlichsten Blumen in Sträußen und Blumentöpfen.

An dem entgegengesetzten Quai nehmen große, verschlossene Magazine die Stelle jener glänzenden Herrlichkeiten ein. Sie sind mit Kaufmannsgütern aller Art, mit Holz, Hanf und allem, was zum Schiffsbau gehört, angefüllt; deshalb verirren sich die bloßen Spaziergänger seltner hieher, obgleich der zum Fahren eingerichtete breitere Quai weit schöner ist, als der andere.

Zwei Citadellen, welche auf den Spitzen der den Hafen umgebenden Felsen sich höchst pittoresk ausnehmen, beschützen den Eingang desselben. Die an dem breitern Quai ist zwar viel neuer, aber weit verfallner, als die an der Seite der alten Stadt. Dieser gegenüber müssen alle, der

Gesundheit wegen verdächtige Schiffe während der Zeit der Quarantaine vor Anker liegen, und das Verbot, vor Ablauf derselben nicht ans Land zu kommen, wird hier eben so streng als in Cette, gehalten. Die Passagiere sowohl als die Schiffsmannschaft haben die Wahl, am Bord zu bleiben, oder sich in die, in einiger Entfernung von der Stadt am Ufer der Rhede erbaute Quarantaine-Anstalt zu begeben; die Passagiere wählen gewöhnlich den Aufenthalt auf den Schiffen; oft sahen wir sie auf dem Verdeck, wenn wir fröhlich durch den Hafen schifften, wie sie mit langen Fernröhren sehnsuchtsvoll die Ufer und die glücklichen Menschen anblickten, welche dort frank und frei herumwandeln durften. Die Langweile eines solchen gezwungenen Aufenthalts, dem lange erwünschten Hafen gegenüber, muß entsetzlich seyn, besonders nach einer Seereise von mehreren Monaten, mit der Sehnsucht nach dem Wiedersehn von Verwandten und Freunden im Herzen, die am nahen Ufer Monden lang harren. Dennoch hat er vor dem in den Quarantainehäusern viele Vorzüge. In diesen herrscht eine, an peinlichen Zwang grenzende Ordnung, um jeder möglichen

Gefahr einer Ansteckung in der Anstalt selbst vorzubeugen. Und doch versicherte man uns, daß fast immer Pestkranke in einem Theile dieser Gebäude sich befänden. Selbst aus der Ferne war uns der Anblick dieser Gebäude immer grauenvoll, obgleich sie am Fuße hoher Felsen, dicht am Meere, recht angenehm zu liegen scheinen. Sie nehmen sich fast wie eine kleine Stadt aus, so viel Wohnhäuser, Magazine für die Waaren, und Ställe für die mit ankommenden Thiere, sind dort neben einander erbaut.

Außer den vielen schönen Häusern schmücken auch noch zwei ansehnliche öffentliche Gebäude den Quai, nämlich das Rathhaus und die Consigne. Die Fronte des Rathhauses war ursprünglich recht schön, nur vielleicht mit Verzierungen, Basreliefs und dergleichen etwas überladen. Diese wurden in der Revolution größtentheils herunter geschlagen, und Jacobiner-Mützen, schlechte Freiheitsbilder, republikanische Inschriften im Geiste jener Zeit kamen an ihre Stelle. Den untern Stock des Gebäudes nimmt die Börse ein, den obern ein großer Saal, zu Rechtsversammlungen bestimmt, und mehrere Bureaux für öffentliche Angelegenhei-

ten. Die zu ihm führende Treppe ist dicht neben dem Rathhause in einem andern Gebäude angebracht, entweder aus Mangel an Raum im Hauptgebäude, oder weil man sie auf gut schöppenstädtisch beim ersten Grundrisse vergaß. Sie wäre eine der schönsten, wenn nicht ein elendes hölzernes Geländer die breiten, kühn gewundenen Stufen entstellte; denn das eiserne, welches sonst sie schmückte, ward während der Revolution ebenfalls weggerissen und verkauft; auch dient ihr die marmorne Bildsäule eines, in früheren Zeiten um Marseille hochverdienten Mannes, Pierre Libertat mit Namen, zu keiner besondern Zierde. Ungestalteteres und Geschmackloseres gibt es nicht viel im Gebiete der plastischen Kunst; zum Ueberflusse hält Herr Libertat auch noch einen wirklichen Degen von Stahl in den marmornen Händen.

Auf dem Vorzimmer vor dem Rathssaal zogen zwei sehr große Gemälde unsere Aufmerksamkeit an. Sie sind von Serres gemalt, einem außer Marseille wenig bekannten Schüler Puget's, und enthalten eine gräßlich wahre Darstellung der Pest, die im Jahr siebzehnhundert und zwanzig Marseille zur Todtengruft machte. Serres

erlebte jenes fürchterliche Elend dort selbst, und wagte mit wahrem Heldenmuth und äußerster Aufopferung sein Leben, um zu retten, zu helfen, zu trösten, wo es irgend möglich war. Und weil eben diese Gemälde treue Kopien dessen sind, was er sah und erlebte, so ergreift ihre schauderhafte Wahrheit Jeden der sie erblickt, mit unaussprechlichem Grausen, obgleich sie als Kunstwerke keinesweges vorzüglich genannt werden dürfen. Eines davon stellt den Cours, das andere den Hafen vor, beide angefüllt mit Kindern, Müttern, Greisen in wilder Verzweiflung; überall erblickt man darauf das unausweichbarste, entsetzlichste Elend, in tausend verschiedenen Gestaltungen, überall das furchtbarste Sterben in aller seiner Gräßlichkeit; dazwischen Aerzte und Geistliche gleich tröstenden, rettenden Engeln, die heldenmüthig den Kranken beistehen. Die Köpfe sind alle Portraite von edeln zu jener Zeit lebenden Männern, besonders von Aerzten, welche in der allgemeinen Noth ihr Leben daran setzten, dem Elende zu steuern; auch der Kopf des Erzbischofs, der sich damals besonders hülfreich erwies, ist Portrait.

Noch voll von schauderhaften Phantasiegebil-

den, welche diese Gemälde in uns aufriefen, gingen wir zu der nahen Consigne. So heißt das Gebäude, vor welchem die Gesundheitspässe der Schiffe genau untersucht werden, ehe ihnen vergönnt ist, im Hafen vor Anker zu gehen und auszuladen. Diese wohlthätige Einrichtung, welche hier allein das Wiederkehren jener gräßlichen Scenen vielleicht von einer halben Welt abwendet, ist mit wenig Abänderungen dieselbe wie in Cette, nur das Gebäude hier ist größer und prächtiger als dort das Gesundheitsamt. Es enthält mehrere Säle, Archive, Magazine, welche die weit bedeutendere Anzahl der im Hafen von Marseille einlaufenden Schiffe nothwendig macht. Von dem einen der beiden großen Balkone über dem Hafen werden die Schiffer examinirt, von dem andern ihnen frische Lebensmittel in die Schaluppen geworfen; ein Brunnen unter den Balkonen ist so eingerichtet, daß das frische Wasser gleich in ihre mitgebrachten Fässer geleitet werden kann. In einem Saale der Consigne sahen wir das berühmte Gemälde, welches der bekannte Künstler David, ein geborner Marseiller, in Rom zum Andenken jener, seine Vaterstadt zerstörenden, furchtbaren

Pest malte. Es ist eine seiner frühern Arbeiten, noch frei von der theatralischen Manier, der er sich nachher ergeben hat. Der Farbenton ist weniger grell, die Beleuchtung weniger gesucht, die ganze Composition einfacher und natürlicher als an allen seinen spätern uns bekannten Werken. Auf glänzenden Wolken thront die heilige Jungfrau als Himmelskönigin, der heilige Rochus kniet vor ihr, Erbarmen flehend für die leidende Stadt; ein Sterbender liegt im Vorgrunde; seitwärts, etwas höher, sieht man zwei Jünglinge eben verscheiden, der Kopf des heiligen Rochus ist besonders edel und ausdrucksvoll.

Ein schönes Basrelief, in kararischem Marmor von Puget gearbeitet, würde eine wahre Zierde dieses Saales seyn, wenn es so angebracht wäre, daß man es recht sehen könnte; dies ist aber leider nicht der Fall. Es stellt die Pest in Mailand vor; der fromme Erzbischof kniet betend in der Mitte, neben ihm zwei andere Geistliche; Engel in den Wolken verheißen ihm die erflehte Hülfe, indem sie ihm das Kreuz zeigen. Diese ganze Gruppe ist vortrefflich, besonders der ausdrucksvolle schöne Kopf des Erzbischofs; den übri-

gen weiten Raum erfüllen Bilder der Verzweiflung und des Todes, wie auf den Gemälden seines Schülers Serres. Puget's unerwarteter Tod verhinderte ihn, die letzte Hand an dieses Werk zu legen, welches daher in einigen Nebenpartien noch unvollendet geblieben ist. Er war ein ausgezeichneter Künstler, aber die Franzosen nennen ihn mit ihrer gewohnten Bescheidenheit den zweiten Leonardo da Vinci, eine Ehrenbezeugung, über die er wohl in jener Welt noch zürnen müßte, wenn er etwas davon erführe; denn ächtes Talent nimmt lieber bittern Tadel als übertriebnes Lob an.

In der alten Stadt ist das Lyceum ein sehenswerthes Gebäude. Es war ehemals das sehr prächtige und weitläuftige Kloster der Bernhardiner-Nonnen, jetzt werden in einem Theile desselben etwa hundert und funfzig Knaben erzogen. Die Anstalt ist auf öffentliche Kosten, wie es uns schien, recht zweckmäßig eingerichtet; zwar etwas klösterlich der Form nach, aber dies pflegt auf die Jugend selten nachtheilig zu wirken, besonders unter diesem heißen Himmelsstrich, wo Menschen wie Pflanzen sich früher entfalten, und die Lust zum Vergnügen mit der Luft eingeathmet wird. Die

5*

Knaben erhalten in ihr den Anfang einer gelehrten Bildung; sie wohnen, essen und schlafen unter immerwährender Aufsicht ihrer Lehrer. Die vielen großen Gärten und Höfe des Gebäudes gewähren ihnen Raum und Gelegenheit, sich im Freien zu bewegen; die großen Speisesäle, die Schlafsäle, die zum Unterricht bestimmten Zimmer, sind alle reinlich und luftig; auch sehen die Knaben sehr fröhlich und gesund aus.

Ein anderer Theil dieses ehemaligen Klosters ist zu einer öffentlichen Zeichenschule eingerichtet, in welcher wir manche wohlgerathne, viel für die Zukunft versprechende Arbeiten mehrerer Zöglinge mit Vergnügen sahen. Die öffentliche Bibliothek, und ein ziemlich unbedeutendes Naturalien-Kabinet sind in einigen Sälen aufgestellt; andere dienen zur Versammlung der hiesigen Akademie der Wissenschaften, und einiger zum allgemeinen Besten, besonders zu wohlthätigen Zwecken, eingerichteter Gesellschaften. Mehrere waren für das Museum bestimmt, welches eben, zum großen Herzeleide der die Kunst nicht sonderlich liebenden Marseiller, eingerichtet werden sollte.

Vergebens hatte die gute Stadt sich lange

gegen das von Paris aus an sie gelangte Ansinnen gesträubt, einen Theil der geraubten Kunstschätze in ihre Mauern aufzunehmen und daraus ein Museum zu bilden, wie sie in allen bedeutenden Städten Frankreichs existiren; nicht eben aus Widerwillen gegen irgend einen Antheil an unrechtmäßig erworbenem Gute, sondern weil für den Transport und das Einpacken zwanzigtausend Franken bezahlt werden sollten. Vergebens hatte sie vielfältig erklärt, sie wisse dergleichen gar nicht zu schätzen, sondern bäte andere Städte damit zu beglücken, die mehr Sinn für die Kunst hätten als die einzig dem Handel ergebnen Einwohner von Marseille. Da half kein Remonstriren, die zwanzigtausend Franken mußten gezahlt werden, die Gemälde wurden eingepackt und kamen während der Zeit unsers Aufenthalts in Marseille richtig an. Wir sahen sie gleich nach dem Auspacken und erstarrten fast über den traurigen Anblick derselben. Die Pariser waren beim Emballiren mit beispiellosem Leichtsinn und Unwissenheit zu Werke gegangen, fast keines der Gemälde war unbeschädigt angekommen, in viele große, bedeutende Stücke waren Löcher gerissen, an andern die

Farbe dermaßen herunter gerieben, daß es fast unmöglich wurde zu erkennen was sie gewesen waren. Zum Glück sind die großen Namen, mit welchen diese Sammlung prangt, größtentheils nur titular. So sahen wir zum Beispiel einen die Apokalypse schreibenden Johannes, angeblich von Raphael, welchen der unsterbliche Meister wohl nie erblickt hat. Doch ist auch manches Gute mit zu Grunde gegangen. Einer vortrefflich gemalten, sonst höchst widerwärtigen Geißelung von Rubens ward gar arg mitgespielt, so wie auch zwei herrlichen Gemälden von Perugino, einer heiligen Familie und einer Grablegung. Der tief empfundene Ausdruck und die hohe Einfachheit der Composition dieser letztern zog uns besonders an. Die Mutter hält mit dem edelsten Ausdrucke des innigsten Schmerzes den todten Christus auf ihren Knieen; sein Liebling Johannes unterstützt, tief gebeugt, das sinkende Haupt; gegen ihm über weint Magdalena knieend zu den Füßen des Erlösers; Nikodemus und Joseph von Arimathia stehen zu beiden Seiten; den Hintergrund des Gemäldes bildet ein offner Portikus, durch welchen man hinaus in eine weite Gegend blickt. Es ist

ein herrliches Bild, welches uns später von den Gemälden aus der deutschen Schule lebhaft zurückgerufen wurde, die wir bei dem Herrn von Boisserée in Heidelberg sahen. Alle seine Fehler und alle seine Vorzüge fanden wir bei diesen alten deutschen Künstlern wieder, welche uns, Dank sey jenen ächten Kunstfreunden, aus dem Grabe der Vergessenheit neu erstanden; dieselbe einfache Anordnung, denselben Ausdruck des wahren innern Lebens, nur nicht die Farbenpracht der alten deutschen Kunst.

In einer Darstellung im Tempel hat le Sueur den großen Gedanken in Correggio's Nacht zu benutzen gesucht; das Licht, welches den Tempel erleuchtet, strömt vom Kinde aus. Mehrere von Paris gesandte Gemälde aus der französischen Schule nebst einigen in Marseille schon vorhanden gewesenen von Puget und Serres, sollen wenigstens der Zahl nach diese Sammlung vollständig machen. Die bedeutenden Beschädigungen, welche die von Paris gesandten Gemälde erlitten hatten, machten der guten Stadt Marseille große Noth; restaurirt mußten sie werden, darüber waren alle Stimmen einig, nur das Wie war schwer zu ent-

scheiden. Am Ende entschloß man sich, den Maler dazu zu nehmen, der sich in seinen Foderungen am billigsten bewies; es fand sich auch einer, welcher nur einen Laubthaler den Tag verlangte und dabei versprach, recht fleißig zu seyn, damit er bald fertig würde. Armer Perugino! wie mag es dir unter solchen Händen ergangen seyn!

In der umliegenden Gegend standen ausgegrabne antike Fragmente von Grabsteinen, Inschriften und Basreliefs, nebst einigen aus Kirchen geraubten Grabmälern und Monumenten noch ungeordnet in Höfen und mehreren Sälen umher. Sie erwarteten die Zeit, wo sie, in Reih und Glied gestellt, das ihrige beitragen sollen, um das Museum von Marseille zu verherrlichen.

In einem Zimmer des Lyceums vollendete eben ein junger, geschickter Decorationsmaler einen Theatervorhang von großem Effect. Grazien und Musen umtanzen den Wagen des Phöbus: — denn ohne Phöbus thun die Franzosen nichts, — Minerva führt den Zug an, und Friede und Weisheit schreiten vor ihr her. Dieser brillante Vorhang fiel uns um so mehr auf, da man sie in Frankreich gewöhnlich nur sehr einfach sieht;

er war für ein sehr hübsches, in der Altstadt neu erbautes Theater bestimmt, das bis auf einige Decorationen schon völlig vollendet dastand, und nur noch die Schauspieler erwartete, welche ihr Wesen oder Unwesen darin treiben sollten.

Spaziergänge und nächste Umgebungen von Marseille.

Einen Spaziergang kann man es wohl nicht nennen, wenn man sich in eine Gondel setzt und durch den gewühlvollen Hafen hindurch hinaus auf die Rhede fährt; aber das Herrlichste bleibt es immer, was Marseille's Umgebungen bieten können. Die Aussicht von der oft spiegelglatten smaragdnen Fläche der Rhede auf die Inseln, die an ihrem Eingange liegen, und über diese hinaus auf das ewig bewegte Meer, ist eine der erhabensten. Nicht minder herrlich ist es, wenn man sich rückwärts wendet. Da liegt der lebensreiche, große Hafen vor uns, die ihn umgebenden malerischen Felsen mit ihren Citadellen, die schöne Stadt,

welche um ihn her einen großen Halbkreis bildet, umschirmt von den weiter hinaus sich erhebenden zackigen Felsen, die Vista mit ihren Bastiden, und überall der reichste Ueberfluß aller Gaben des günstigen Himmels. Marseille gewährt von diesem Standpunkte aus einen Anblick, den wohl nicht leicht eine Seestadt schöner aufzuweisen hat; auch benutzen die Einwohner die vielen Gondeln recht fleißig um sich seiner zu erfreuen, und dann nach einer der Inseln zu fahren, wo sie Meerfrüchte frisch aus den Wellen kaufen. Fruits de mer nennen sie alle die verschiednen eßbaren Muscheln, Austern und sonstige Schaalthiere, die hier im größten Ueberfluß von den Fischern gefangen werden.

Dem Hafen am nächsten liegt die malerische Felseninsel, auf deren Gipfel das bekannte traurige Château d'If erbaut ist, dieses fast unzugänglich fürchterliche Staatsgefängniß, in welchem die unglückliche eiserne Maske mehrere Jahre lang im engen Verwahrsam gehalten ward. Auch jetzt noch war es nicht leer von ähnlichen Opfern des grausamsten Despotismus, die dort, aller Welt verborgen und unbekannt, vielleicht von ihren

Freunden als Todte beweint, in dunkeln Kerkern schmachteten.

Mehr seitwärts und etwas entfernter liegt die kleine Insel Ratonneau. Die Ueberbleibsel eines alten, verödeten Schlosses, und eine kleine Citadelle, in welcher ein paar Invaliden die Wache haben, sind die einzigen Gebäude; arme Fischer, die zuweilen in Felsenklüften und elenden Baraken dort hausen, die einzigen Bewohner dieses ganz unfruchtbaren Felsenklumpens, der dennoch einem ehrgeizigen Menschen den Kopf in so weit verrückte, daß er sich einbildete, als König desselben zu den mächtigsten Monarchen sich zählen zu dürfen. Ein alter Korporal, der vor mehreren Jahren dort die aus vier Invaliden bestehende Besatzung commandirte, kam nämlich auf die sublime Idee, sich von ihnen als König von Ratonneau huldigen zu lassen; die Unterthanen bezeigten sich indessen widerspenstig. Da beschloß der König sie sammt und sonders zu verbannen; und da sie einmal alle viere nach Marseille gefahren waren, um Lebensmittel zu holen, ließ er sie bei ihrer Rückkunft nicht wieder landen, trieb sie fort, schoß nach ihnen, und blieb auf diese

Weise ganz allein unumschränkter Herr in seinem Gebiete. In Marseille nahm man die Sache nicht ernstlich, sondern lachte über den neuen Monarchen und ließ ihn im ruhigen Besitze seiner Staaten, bis die Fischer seiner ewigen Requisitionen von Lebensmitteln überdrüssig wurden. Einige von ihnen ersannen eine List, um seiner habhaft zu werden. Sie kamen als Unzufriedne vom festen Lande zu ihm, und verlangten, ihm als ihrem Fürsten zu huldigen, was er denn auch hocherfreut ihnen in Gnaden gewährte; aber im Schlaf überfielen die Treulosen ihren Monarchen und brachten ihn gebunden nach Marseille, wo er noch einige Jahre, in der festen Ueberzeugung seiner hohen Würde, als entthronte Majestät im Irrenhause lebte.

Die Insel Pomègue ist die größte und von Marseille am weitesten entfernt. Sie begrüßt der Schiffer als den letzten Punkt Landes, ehe er in das grenzenlose Meer hinaussegelt; ihrem Hafen naht er sich wieder zuerst bei der Heimkehr: denn die Quarantaine-Anstalten beginnen schon hier. Jedes von der Levante kommende Schiff muß zuerst auf der Insel Pomègue seine Päſſe zeigen,

dort wird ihm die Stelle, wo es auf der Rhede oder im Hafen von Marseille ankern darf, bezeichnet; deshalb darf auch kein Boot, das nicht in der Quarantaine begriffen ist, dem Hafen von Pomègue sich nähern. Fischer und wer die Insel sehen will müssen sie umfahren, an der entgegengesetzten Seite landen und dürfen nicht tiefer ins Land, nicht in die Gegend des Hafens gehen, selbst die Soldaten nicht, die hier auf einem Wachtthurme Wache halten. Die ganze Insel besteht aus einem einzigen großen Felsen, öde und unwirthbar, voll tiefer Spalten und Klüfte. Mehrere kleine namenlose Inseln liegen noch um sie her. Alle diese im Meere zerstreuten Felsenmassen gewähren bei ihrer Oede doch einen höchst malerischen, die weite Meeresfläche belebenden Anblick; sie gleichen schwimmenden Festungen, von der mächtigen Hand der Natur mitten im wildesten Elemente erbaut.

Die Spaziergänge in und um Marseille sind sehr angenehm, obgleich wir die eben erwähnte Wasserfahrt ihnen allen vorziehen möchten. Rings um die Stadt läuft der an die Stelle der abgetragnen Wälle angelegte Boulevard, und gewährt

manche erfreuliche Aussicht auf ihre nächsten Umgebungen. Die jungen Platanen und Sykamoren, welche ihn einfassen, wachsen lustig empor und werden ihn mit der Zeit zu einem der schattigsten Spaziergänge machen, die in diesem heißen Lande eine wahre Wohlthat sind. Abends wird der Cours in der Stadt von unzähligen Spaziergängern besucht, so auch die, an die Straße Cannebière grenzende, mit zwölf Reihen Bäumen bepflanzte und mit schönen Gebäuden umgebene Allee Meillan. Ganz nahe an der Stadt liegt die montée de Bonaparte, welche seitdem wohl einen andern Namen erhalten haben wird. Ein sehr bequemer Weg windet sich zum Gipfel des Felsen hinauf, von welchem man die Stadt, ihre Umgebungen und das Meer übersieht.

Interessanter, aber auch beschwerlicher ist der Weg nach notre Dame de la Garde, einem steilen Felsen, ebenfalls nahe an der Stadt, der sich fünfhundert Fuß hoch über die Fläche des Meeres erhebt. Eine Citadelle und eine kleine, der heiligen Jungfrau geweihte Kapelle krönen die Spitze desselben; von letzterer trägt er den Namen.

Die über allen Ausdruck erhabene, herrliche Aussicht lohnte uns oben auf's reichlichste für alle Mühseligkeit des Steigens, auf dem mit spitzigen Kieseln besäeten Pfade. Die ganze Stadt liegt zu unsern Füßen; die breiten, regelmäßigen Straßen und großen Plätze der Neustadt, sehen wie das mit bunten Steinen und Muscheln ausgelegte Parterre eines holländischen Gartens aus; in dem höher liegenden Häuserklumpen der Altstadt erkennt man jedes einzelne größere Gebäude; man könnte fast die Fenster darin zählen. Weit hinaus liegen alle die tausend, auf Höhen und in Thälern zerstreuten Bastiden mitten in ihren Gärten vor uns, die pittoresken Felsenufer mit ihren Citadellen, die Quarantaine-Gebäude, der Hafen, die Rhede mit ihren Inseln und das weite Meer, dessen blaue Ferne einem Blicke in die Ewigkeit gleicht. Ganz klein erschien uns die Insel, auf welcher das Château d'If steht, noch kleiner die vielen Eilande, welche um sie her zu schwimmen scheinen. Auf der Insel Pomègue konnten wir deutlich die von der Abendsonne gerötheten Gebäude erkennen. Das Meer war still, glatt wie ein Spiegel und dunkelblau; unzählige

Fischerböte kreuzten darauf umher und erschienen uns auf dieser Höhe wie kleine glänzende Punkte; großen majestätischen Schwänen ähnlich, schwammen mächtige, dem ersehnten Hafen sich nähernde Schiffe mit vollen Segeln zwischen ihnen hindurch. Am herrlichsten ist der Blick von der Terrasse vor der Citadelle. Ein Wächter sitzt hier, so lange der Tag währt, vor einem großen Fernglase, um jedes am Horizont erscheinende Schiff zu beobachten und durch Signale dessen Ankunft und Flagge der Stadt kund zu thun. Ganz in der Ferne zeigte er uns ein englisches Kriegsschiff, oft sah er die ganze englische Flotte dicht vor der Rhede kreuzen, und hatte nur noch am gestrigen Abend dreizehn ihrer Segel gezählt.

Die Citadelle ist nicht bedeutend. Ihre Gewölbe umschlossen sonst viele unterirdische Gefängnisse, und noch vor wenigen Jahren mußte Orleans Egalité eines derselben mehrere Monate lang bewohnen, ehe er zum wohlverdienten Lohne seiner Unthaten nach Paris abgeführt ward. Durch eine kleine Oeffnung in der Thür blickten wir in den hochgewölbten, engen, feuchten Kerker, den nur ein matter Lichtstrahl durch eine ganz oben ange-

brachte, kleine, vergitterte Oeffnung erhellt. Es ist ein furchtbar schwarzer entsetzlicher Aufenthalt, und er dünkte uns selbst für diesen großen Verbrecher zu arg, der hier wohl oft in düstrer Verzweiflung an sein vormaliges üppiges Leben, an seine vergoldeten Säle und alle die Tausende zurück dachte, die jeder seiner Launen fröhnten!

Nahe an diesem Kerker ist die uralte, der Mutter Gottes geweihte Kapelle erbaut. Klein und dunkel steht das fromme Gebäude da, welches sonst ein wunderthätiges Marienbild von gediegenem Silber enthielt, das aber die Karmagnolen in die Münze trugen, um seine Wunderkraft recht gemeinnützig zu machen. Das Bild ist fort, der Glaube ist geblieben; noch immer befehlen sich die Schiffer dem mächtigen Schutz der notre Dame de la Garde, die ihnen hoch vom Felsen noch lange entgegenleuchtet, wenn sie ihre gefahrvollen Reisen antreten, und die Kapelle hängt voll kleiner Dankopfer derer, die im Sturm, Schiffbruch und Sclaverei von ihr gerettet zu seyn glauben.

Die Bastiden.

Alle Einwohner von Marseille, reiche und minder wohlhabende, fühlen das Bedürfniß, den Sommer auf dem Lande zuzubringen, oder doch wenigstens vom Sonnabende bis zum Montage sich im Freien von der Arbeit der andern Tage zu erholen und frische Luft zu athmen. Daher die Menge der in geringer Entfernung von der Stadt zerstreut liegenden Landhäuser, hier Bastiden genannt, welche das Land umher beleben und ihm einen ganz eigenthümlichen Reiz gewähren.

Man gab uns die Zahl derselben auf zehntausend an; sie schien uns zuerst unglaublich; wenn man aber von irgend einer etwas beträchtlichen Anhöhe umherschaut und rings, so weit das Auge reicht, alle diese großen und kleinen blendendweißen Häuser zwischen Myrten, Granaten und Pinien hervorschimmern sieht, auf allen Höhen, in allen Thälern, zwischen Felsen und Klüften, von der Vista an bis hinab an das Gestade des Meers, so fängt man an, diese große

Anzahl desselben wenigstens wahrscheinlich zu finden. Sie sind freilich an Größe und Schönheit sehr von einander verschieden, nur in der weißen Farbe stimmen alle überein, doch darf man auch bei den bedeutendsten derselben nicht an die schönen Landhäuser bei Hamburg, Amsterdam und andern großen deutschen und holländischen Städten denken, noch weniger an England, wo die Reichen nur auf dem Lande in ihren stolzen Villas Raum finden, ihre Pracht zu zeigen. Im Süden ist das ganz anders, da braucht man im Sommer nur die frische Seeluft, kühlen Schatten und höchstens eine Quelle; die Wohnung ist das Letzte, woran man denkt, denn man bedarf ihrer nur zum Schlafen und zum Schutz gegen den sengenden Mittagsstrahl, nicht gegen Nässe und Kälte, die in unserem Norden uns auch mitten im Sommer ein bequemes, schönes Haus unentbehrlich machen, aus dessen Fenstern man wenigstens in's Grüne blicken kann, wenn es draußen recht unfreundlich regnet und stürmt. Der größte Theil der Bastiden ist daher sehr klein und enthält höchstens eine Küche und ein paar Wohnzim-

6*

mer; die wenigen größern könnten freilich überall für recht artige Landhäuser gelten, aber auch unter diesen würde man vergeblich das Feenschloß suchen, welches Herrn von Thümmels reiche Phantasie in dieser Gegend erbaute; keins ist zu finden, das nur die entfernteste Aehnlichkeit damit hätte. Jede Bastide hat ihren eignen Garten um sich her liegen, der aber nie von bedeutendem Umfange, noch weniger mit künstlichen Anlagen geschmückt ist. Man baut Gemüse und Obst und begnügt sich übrigens mit dem so unendlich reichen Schmucke, welchen die Natur über Felder und Wiesen verbreitet. Die edelsten Bäume, die köstlichsten Pflanzen wachsen ja beinahe wild; da braucht es nicht, wie bei uns, der Kunst des Gärtners, um mühsam sie zu pflegen. Blendend weiße, lange Mauern trennen die Gärten von den Landstraßen und geben diesen ein langweiliges Ansehen, wie die Weinbergsmauern in der Gegend von Meißen; aber viele dieser Gärten stoßen im Innern an einander, ohne merkbare Begrenzung jedes einzelnen Eigenthums; die ganze Nachbarschaft benutzt sie als Spaziergang ohne allen Zwang, und nur der Genuß des Ertrags bleibt

dem Eigner, alles Uebrige ist gemeinschaftliches Gut der in der Nähe Wohnenden.

Einige auf Anhöhen erbaute Bastiden gewähren eine ausgebreitete, herrliche Aussicht auf Land und Meer; bei vielen scheint man einzig auf diesen Genuß bedacht gewesen zu seyn, da man sie auf steilen, unwirthbaren Felsen errichtete, in deren Spalten nur Lavendel und andere stark duftende Kräuter wachsen, die fast keiner Nahrung bedürfen. Andere in Thälern erbaute freuen sich des Schattens der Felsen in dieser, von großen Bäumen entblößten Gegend, wo nur Obstbäume, Reben, Maulbeerbäume und die im Sommer fast grauen Olivenbäume gedeihen, die wenig Schatten geben. Unzählige würzige Kräuter, die herrlichst blühenden Blumen und Sträuche erfüllen die Luft mit einem Balsamdufte, der Abends, wenn der Thau fällt, oft betäubend wird; aber die Buchen, die Eichen, die weitschattenden Linden unsers Vaterlandes können hier nicht fortkommen, weil der sengende Mittagsstrahl sie schon im Keimen zu Staub brennt.

Die provençalische Sonne ist ganz etwas anderes, als die unsrige. Hoch steht sie am dunkel-

blauen Himmel und kein Nebel, kein Wölkchen hält ihren fast senkrecht herabblitzenden, alles versengenden Strahl zurück. Im Sommer regnet es fast nie, und alle Vegetation erliegt der glühenden Hitze, bis der Abendthau sie wieder einigermaßen erfrischt. In der Mitte des Sommers ist kein grüner Grashalm mehr zu erblicken, und das Laub an den Bäumen verdorrt. Schon zu Ende des Monats April fanden wir es in Marseille so heiß, als bei uns in den wärmsten Sommertagen, aber die Hitze ist weniger drückend, weil die Luft ganz frei von Dünsten bleibt. Im Mai begann man schon die Fußpfade um den Hafen, den Cours und die besuchtesten Straßen mit Dächern von Leinewand zu bedecken. Die Strahlen der Mittagssonne sind hier im Sommer sehr gefährlich, oft tödtlich. Eine in Neapel geborne Dame, die Gattin eines sehr angesehenen Kaufmanns, deren freundlicher Aufnahme wir unsre schönsten geselligen Stunden in Marseille verdanken, beweinte noch den Tod eines ihrer Kinder, das in der Mittagsstunde in den Garten hinauslief, getroffen vom Sonnenstich sogleich hinsank, und wenige Stunden darauf starb, ein Opfer der Pfeile

des zürnenden Helios. Diese Dame versicherte uns auch, daß selbst in Neapel die Mittagsstunden des Sommers nicht heißer sind als hier, wo alsdann jede Regung des Lebens erschlafft, und alles entnervt und ermattet hinsinkt. Zwar erhebt sich alle Tage ein sanfter Seewind, der regelmäßig von zehn Uhr Morgens bis gegen Abend anhält, aber in der Stadt wird man seinen erfrischenden Hauch kaum gewahr, darum flüchten die Marseiller zu ihren Bastiden, wo die Luft sie freier umweht, wenn gleich sie auch dort wenig erquickenden Schatten finden. Die Herrlichkeit der Sommernächte ist dagegen unbeschreiblich, besonders wenn der Vollmond vom reinen, beinahe schwarzblauen Himmel herniederstrahlt, mit einer Pracht, von der nur unsre kältesten Winternächte einen Begriff geben können. Auch eilt dann alles hinaus, und selbst angesehene Familien sieht man in den Straßen vor den Hausthüren sitzen, um der köstlichen Kühlung der wunderschönen Nacht zu genießen.

So wie der Abend des Tages, so ist auch der Abend des Jahres, der Herbst, die schönste Zeit desselben. Mild und segensreich herrscht er

vom October an bis spät im December; oft braucht man erst im Februar Kaminfeuer anzuzünden. Die kalte Regenzeit, die hier zu Lande Winter heißt, dauert etwa drei Wochen. Auch während derselben bleibt die Luft mild, und selten merkt man Morgens früh ein wenig Reif oder dünnes Eis; ein paar Stunden Schnee sind die größte Seltenheit. Der wunderschöne Frühling schließt sich so enge an den Winter, daß man kaum seinen Anfang, wohl aber sein Fortschreiten bemerkt; er wäre der herrlichste in der Welt, wenn nicht der schneidendkalte, alles austrocknende Mistral gerade in dieser Jahreszeit am heftigsten und anhaltendsten wehte.

Die hohe, pittoreske Schönheit des Landes um Marseille entzückten uns jeden Tag auf's Neue. Obgleich es ihr ganz am ländlichen Reize frischer Wiesen und schattender großer Bäume fehlt, so wurden wir es doch nicht müde, uns der prächtigen Felsen, des Meeres, der wunderbaren Pflanzenwelt zu erfreuen; die Marseiller hingegen konnten gar nicht begreifen, was uns an dem nackten Gestein entzückte. Ihr Ideal von Schönheit der Natur ist gerade das, was ihnen als das Sel-

tenste erscheint. Wo sie nur ein frisches grünes Plätzchen, von ein paar großen Platanen oder Ulmen beschattet, und eine kühle Quelle wissen, da wallfahrten sie hin, betrachten es als ein Wunder, freuen sich darüber ohne Ende, und lachten über uns, die wir in der Begeisterung über ihre große Natur uns oft fast zu Asche verbrennen ließen.

„Schloß Borelly, Eygalades müssen Sie sehen, wenn Sie unsre Gegend in der höchsten Schönheit kennen lernen wollen," war das ewige Lied unsrer Marseiller Freunde, auch ruhten sie nicht, bis sie uns hingebracht hatten. Beide Orte sind in nicht sehr weiter Entfernung von der Stadt, wir kamen zuerst nach Eygalades, und fanden zu unserem Erstaunen eine ganz deutsche Gegend. Eine kleine grüne Wiese, durch welche sich ein lustiges Strömchen windet, ein kleines Weizenfeld, dessen Aehren aber schon jetzt, im Anfange des Monats Mai, so groß waren, daß wir es kaum dafür erkannten; und einige herrliche Platanenbäume von ausgezeichneter Größe und Schönheit, daneben ein recht hübsches Landhaus, um das wir uns aber nicht weiter bekümmerten.

Im Schlosse Borelly fanden wir es ungefähr eben so; das Gebäude ist viel weitläuftiger und in größerem, vornehmerem Styl erbaut, nach Art aller französischen Schlösser auf dem Lande. Es enthält sogar eine, der Zahl nach ziemlich ansehnliche Gemäldesammlung, durch welche wir aber von dem uns herumführenden Bedienten dermaßen gejagt wurden, daß wir wenig davon sahen. Der Schloßgarten ist unbedeutend, desto reizender ein von Weiden und Erlen dunkel beschatteter Fußpfad, der längs dem kleinen Flusse Huveaune hinführt, bis dahin, wo dieser in's Meer fällt, welches bei'm Austritt aus dem Schatten der Bäume plötzlich in aller seiner Herrlichkeit vor uns liegt, ohne daß man es früher erblickt. Schloß Borelly gewährt übrigens gar keine Aussicht; hohe Felsen umgeben es von der einen Seite, an der andern ist die Gegend zu flach, um weit sehen zu können, aber die frische Kühlung der hohen schattenden Bäume, die vom silberhellen Wasser durchströmten Grasplätze, erheben es in den Augen der Marseiller zu einem paradiesischen Aufenthalt, und wir stimmten ihnen gern an diesem heißen Tage bei. Einen

Sommer hier zu verleben, muß freilich etwas Köstliches seyn.

Das Leben in Marseille.

Man lebt in Marseille weit theurer als in Montpellier und andern Städten des südlichen Frankreichs, wahrscheinlich wegen der größern, auf Einem Punkte hier versammelten Anzahl von Menschen; denn das Land umher ist reich an allem, was man zum Leben eigentlich bedarf. Wir nehmen das Brot aus, da auf diesem felsigen Boden kein Weizen fortkommt. Dieser muß aus der Ferne herbeigeschafft werden, was indessen durch die Schiffahrt wieder sehr erleichtert wird. Gemüse ist das ganze Jahr hindurch in Ueberfluß zu haben, besonders mehrere Arten Blumenkohl, die in Deutschland nicht wachsen, und ganz vortreffliche Artischoken. Die köstlichsten Früchte stehen überall zum Verkauf; die Marseiller Feigen sind berühmt, aber auch alle andere Gattungen des ausgesuchtesten Obstes, Melonen, Trauben,

Pfirsiche, Aprikosen, Granatäpfel und Mandeln bringt das Land im Ueberfluß. Kastanien wachsen nicht viel hier, aber sie werden aus benachbarten Provinzen und Ländern in solcher Menge eingeführt, daß sie bei'm Volk die Stelle der Kartoffeln vertreten. Hieres und die spanischen und italienischen Küsten schicken Orangen, Citronen und Arbusen; die Levante Datteln, Pistaziennüsse und viele andre Früchte; alle werden zu unglaublich wohlfeilen Preisen verkauft, und es ist eine wahre Freude, sie überall in großen Körben, malerisch gruppirt, in der höchsten Vollkommenheit zu erblicken. Bei der Nachbarschaft des Meeres fehlt es auch nicht an vortrefflichen Fischen aller Art; sie sind im Ueberflusse vorhanden; so auch Austern, Muscheln und alle Gattungen eßbarer Schaalthiere. Die wunderbare Form, die glänzenden Schaalen vieler dieser, uns bis jetzt unbekannt gebliebenen Thiere, die uns einst sammt und sonders am Tische eines Freundes vorgestellt wurden, machten die ganze Tafel einem Conchylienkabinette ähnlich, aber die unscheinbare Auster behielt doch den Preis. Einige Molluskenarten, die auch gegessen werden, mochten wir

gar nicht berühren, so sehr sie uns auch angepriesen wurden; sie sehen gar zu widerwärtig aus; desto besser aber behagten uns die Krabben, die Taschenkrebse und die riesengroßen Hummer.

An wildem und zahmen Geflügel aller Art ist ebenfalls kein Mangel, aber Rindfleisch ist selten zu haben, noch seltener Kalbfleisch, weil diese Thiere in der Nähe von Marseille kein Futter finden. Man muß sich mit dem Fleische von jungen Ziegeln, Lämmern und Hammeln begnügen, welche aber auf den mit würzigen Kräutern bewachsenen Felsen trefflich gedeihen. Viele Menschen in Marseille haben vielleicht in ihrem Leben keine Kuh gesehen, und in der Nähe der Stadt leben kaum zehn dieser nützlichen Thiere, die als eine Seltenheit mit großen Kosten erhalten werden müssen, da es keine Wiesen gibt. Eine Schweizerin, die Gattin eines Marseiller Kaufmanns, beschenkte uns zuweilen mit frischem Rahm und Butter von den zwei Kühen, die sie auf ihrer Bastide mit großer Mühe hielt; sonst hätten wir beides ganz entbehren müssen. Die Marseiller kennen nur die Milch von Ziegen und Schafen; es wird auch Butter davon bereitet, die aber

sehr widrig riecht und ekelhaft weiß ist. Man macht fast gar keinen Gebrauch davon, die Speisen werden alle mit dem hier in Ueberfluß vorhandenen trefflichen Olivenöl bereitet. Sie schmekken deshalb nicht schlechter, und wir gewöhnten uns sehr bald daran; zum Braten, Backen, zur Bereitung des Gemüses und der Fische fanden wir das Oel sogar vortrefflich.

Große Kleiderpracht wird in Marseille nicht getrieben, obgleich die Damen sich sehr geschmackvoll und vortheilhaft anzuziehen wissen. Der Hitze wegen werden viele leichte seidne Zeuge getragen, die als Producte des Landes nicht theuer sind; viele Verzierungen daran würde die Wärme des Klima's beschwerlich machen, da man sich oft umkleiden muß und durchaus nichts Beengendes ertragen kann. Der Orient liefert schöne Shawls und leichte gedruckte Mousseline, die man sehr schätzt; Italien die feinen Strohhüte, und damit ist gewöhnlich der ganze Putz vollendet. Auch die Männer tragen im Sommer seidene Kleider und leichte, überzogene Strohhüte.

Bei der Einrichtung der Häuser strebt man vor allem nach möglichster Kühlung. Tische und

ähnliche Meubeln haben gewöhnlich marmorne Platten; die Stühle sind häufig von geflochtenem Rohr, die Fußböden der sehr hohen, geräumigen Zimmer mit zierlich glasurten Backsteinen belegt, seltener mit Marmor oder Stein, weil diese in der Wärme oft feucht werden. Die Treppen bestehen alle aus Stein, mit eisernen Geländern versehen, und die bis auf den Fußboden hinabreichenden Fenster haben, außer den innern Jalousieen, noch von außen angebrachte leinene Schirme, um jeden Sonnenstrahl so viel möglich abzuhalten. Die breiten, mit Matratzen belegten Bettgestelle sind immer mit leichten Vorhängen versehen, zum Schutze gegen Mücken und ähnliche Ruhestörer. Diese sind hier sehr grimmig und blutdürstig, auch schleichen sich zuweilen Scorpione ein; doch hält man gegen diese gefährlichen Feinde strenge Wacht; eben so gegen die Schlangen, die wohl zuweilen in den Bastiden sich einfinden, aber doch nicht sehr giftiger Art sind. Ueberhaupt bringt hier die Sonne allerhand wunderbares Gewürme hervor; es ist ein ewiges Rauschen und Zischen und Rascheln in den Kräutern und Gebüschen, besonders während der Mittagszeit; un-

geheuer große Eidechsen fahren oft plötzlich hervor und erschrecken durch ihre Ungestalt, und ewig zirpen die Cikaden und klingeln wie mit silbernen Glöckchen.

Eine eigne Equipage ist in Marseille ein fast unbekannter Luxus; kaum mögen in der ganzen Stadt ihrer zwanzig gezählt werden können. Kein einziger der vielen angesehenen, reichen Kaufleute hält sich Wagen und Pferde, und außer denen des Präfekten, der dort den kleinen Kaiser spielte, und einiger reichen russischen Familien, die sich eben in Marseille aufhielten, haben wir während der ganzen Zeit, die wir dort zubrachten, keine gesehen. Selbst die wenigen Fiakers, die an einigen Plätzen halten, stehen ewig müßig da; denn es geht sich so angenehm auf den bequemen Steinplatten der reinlichen Straßen, daß Niemand fahren mag. Auch den gewöhnlich sehr kurzen Weg zu den Bastiden legt man gern zu Fuß zurück, da kein Regen im Sommer das Gehen unangenehm macht, und man ohnehin nur Abends und in den ganz frühen Morgenstunden sich hinaus wagt. Bei vielen Bastiden wäre es sogar ihrer Lage wegen unmöglich, bis an die Thür derselben

zu fahren. Zu weiten Landparthien nimmt die Hitze allen Muth; auch kann man recht gute Pferde und Wagen billig zur Miethe haben, wenn man in einzelnen seltenen Fällen ihrer bedarf.

Zum geselligen Leben wäre in Marseille eine Equipage sehr überflüssig; denn es gibt dort eigentlich keine Gesellschaft. Alle die vielen angesehenen Kaufleute, welche diese, dem Handel so günstig gelegene Stadt bewohnen, so wie auch alle andere bedeutende Familien leben für sich allein. Höchstens beschränkt sich ihr Umgang auf zehn oder zwölf Personen, die zuweilen des Abends einander auf eine Stunde besuchen. Das im übrigen Frankreich so übliche Visitengeben findet in Marseille nur bei sehr seltenen Anlässen statt; Gesellschaften zu Mittag oder zu Abend, Thee's, Soiree's wie in Paris, in Bordeaux und im übrigen Frankreich existiren gar nicht; nur der damalige Präfekt machte hiervon eine Ausnahme und lud seine Erwählten zuweilen zu sich ein. Als Fremde hatten wir mancherlei Empfehlungen an angesehene Familien, wurden von allen freundlich empfangen und mehrere Male bald in der Stadt, bald auf der Bastide von ihnen eingeladen,

aber immer fanden wir sie allein, höchstens mit ein paar Hausfreunden oder Fremden, wie wir, und sahen aus allem, daß dies die allgemeine Lebensweise sey. Unsere Abende brachten wir deshalb nicht minder angenehm im Hause der früher erwähnten Dame aus Neapel zu, und fanden bei dieser liebenswürdigen Frau immer einen zwar sehr kleinen, aber desto anziehendern Kreis ihrer gewählten Freunde. Ihr ausgezeichnetes musikalisches Talent, ihre Portefeuilles, angefüllt mit Zeichnungen von ihr selbst, auf ihren vielen Reisen geistvoll entworfen, das immer lebendige Gespräch gaben den Stunden Flügel, und es fiel uns nie dabei ein, größere Gesellschaften herbeizuwünschen.

Nicht Vorliebe für stilles, häusliches Glück ist der Grund dieses Mangels an Geselligkeit in Marseille, sondern der größte Hang zu rauschenden Vergnügen und zum niedrigst ausschweifenden Leben. Hohes Spiel, wilder Tanz und die auf's höchste getriebene Sittenlosigkeit sind Freuden, welche den Männern jede Gesellschaft verleiden, die ihnen den mindesten Zwang auferlegt. Die wenigen, welche hierin eine Ausnahme machen,

sind größtentheils Ausländer, und leben mit den Ihrigen ganz in der Stille, wie sie es müssen, wenn sie nicht mit dem Strome fort wollen.

Jeder Mann, verheirathet oder nicht, unterhält eine Geliebte, in deren Wohnung er alle Stunden zubringt, welche Geschäfte oder anderweitige Vergnügungen ihm frei lassen. Dieses ist so allgemein anerkannte Sitte oder vielmehr Unsitte, daß es Niemandem einfällt ein Geheimniß daraus zu machen. Seit wenig Wochen verheirathete Männer und ältere Hausväter führen ihre sogenannte Freundin öffentlich in's Theater und bleiben bei ihr, oft der Loge gegenüber, in welcher ihre Frauen, ihre erwachsenen Söhne und Töchter sich befinden, als wenn es so seyn müßte; und die Frau, welche es wagte, die mindeste Unzufriedenheit darüber zu äußern, würde, selbst unter den andern Frauen, sich lächerlich machen. Nirgends tritt das Laster öffentlicher und ohne Scheu auf, als in Marseille; die Stadt wimmelt von ganz berüchtigten Mädchen aller Klassen, man begegnet ihnen bei jedem Schritt; im Theater, in Concerten, auf Bällen kann es die unbescholtenste Frau nicht vermeiden, in ihrer Gesellschaft zu seyn

und ihre Töchter mit ihnen in einer Reihe zu sehen, ja sie muß es anhören, wie ihre Söhne und ihr Mann mit solchen Bekanntschaften groß thun. Viele von diesen Mädchen machen ein Haus und sehen alle Abende große Männergesellschaften bei sich, in welchen Hazardspiele die Hauptunterhaltung ausmachen.

Das Spiel zerstört vollends jedes angenehme häusliche Verhältniß; in allen Straßen sind mehrere von der Regierung privilegirte Spielhäuser, die jährlich oft zwanzig bis dreißigtausend Franken Pacht geben. Man kann daraus schließen, wie besucht sie sind und welche große Summen dort umgesetzt werden. Selten gehen Frauen hin, die nicht zu der ganz verrufnen Klasse gehören, außer im Karneval und dann nur maskirt.

Daß bei dieser ausschweifenden, alle Rücksichten vernachlässigenden Lebensweise der Männer auch nicht alle Frauen makellos bleiben, läßt sich denken, um so mehr, da sie von der frühesten Kindheit an sehr schlechte Beispiele sehen, und Niemand hier die strengen Gesetze des Anstandes kennt, die in andern französischen Städten wenigstens den Schein der Tugend erhalten, welchen

hier Niemand achtet. Verworfene Geschöpfe, die man in Paris oder Bordeaux in keiner guten Gesellschaft dulden würde, erscheinen hier überall; und gelingt es einer von ihnen, einen ihrer Anbeter so zu fesseln, daß er sie heirathet, so tritt sie ohne Widerspruch in die Reihe der unbescholtensten Frauen, und genießt mit dieser in der Gesellschaft gleiche Ehre.

Die Folgen dieses zügellosen Lebens erblickt man sowohl in den höhern als geringern Klassen und begegnet bei jedem Schritte fürchterlich entstellten Gesichtern, welche die Geschichte ihres Lebens zur Schau tragen, ohne sich übrigens sonderlich darum zu kümmern.

Unter solchen Umständen bleibt also denen, welche sich diesem sittenlosen Leben nicht hingeben wollen, keine Wahl, als still in ihrem Hause oder ihrer Bastide zu leben, und kein Vergnügen außer denselben, als der Besuch des Theaters.

Das große Schauspielhaus in der Straße Beauvau ist ein schönes Gebäude, obgleich die Säulen an der Façade desselben im Verhältniß mit ihrer Höhe etwas zu stark sind. Auf dem großen, freien Platze, in dessen Mitte es steht, nimmt es

sich dennoch recht imposant aus. Die innere Einrichtung desselben ist lobenswerth in jeder Hinsicht, die Bühne sehr geräumig und die Decorationen sind vortrefflich. Die Schauspieler entfernten sich freilich nur wenig von der goldnen Regel des Mittelmäßigen; aber man hoffte auf Verbesserung derselben wie überall. Im Grunde bekümmert sich aber auch das Marseiller Publikum wenig um das, was auf der Bühne gesprochen wird, ihm ist der Tanz die Hauptsache; auch fanden wir hier das Ballet in einer Vollkommenheit, wie nirgends außer Paris. Mehrere der ersten Tänzer waren ehemals mit bedeutendem Gehalte bei der italienischen Oper in London engagirt, und die Ausführung des großen berühmten Ballets, Psyche, setzte uns durch seine Vortrefflichkeit in Erstaunen, obgleich wir das nämliche Ballet mit ganz erneuter Pracht in Paris hatten geben sehen, wo Mad. Gardel, Clotilde und du Port die Hauptrollen hatten.

Der für die Zuschauer bestimmte Theil des Theaters bildet einen großen Halbzirkel, so daß man nirgends zu weit von der Bühne entfernt ist, um alles zu hören und zugleich die ganze

Versammlung übersieht. Die Logen sind alle von Abonnenten eingenommen, Fremden und Nicht-Abonnenten bleibt eine weite, offne Gallerie, die etwas niedriger als der erste Rang Logen sich an diese lehnt und vor ihnen rings um das ganze Haus hinläuft. Dort sieht und hört man freilich am besten, aber in sehr schlechter Gesellschaft; letztere scheint sich indessen, nach einer Art stillschweigender Convenienz, gewöhnlich zu linken Seite des Theaters zu halten. Da jeder Abonnent seine Loge wie er will dekorirt, so erhalten diese ein buntscheckiges, die Harmonie des Ganzen störendes Ansehen; denn jede ist mit einer andern Farbe tapezirt, einige sind offen, andre haben Vorhänge, andre Gitter, andre Rouleaux von Gaze; manche sehen wie aufgeputzte Gardinenbetten aus, andre wie Schiffskajüten. Hinter der Musik im Orchester nehmen viele Frauenzimmer mit ihren Führern Platz, im Parterre aber sieht man, wie überall in Frankreich, nur Männer. Von der baldigen Eröffnung des sehr hübschen, in der Altstadt neu erbauten Theaters hoffte man viel Schönes. Außer diesen beiden großen Schauspielhäusern existiren auch noch drei oder vier

kleinere in Marseille. In das größte derselben, au Pavillon, wagten wir uns einmal hinein, aber sowohl die Vorstellung, als die Gesellschaft, die wir dort fanden, bewogen uns, noch vor Ende des Stücks wieder hinauszugehen, und benahmen uns den Muth, auch die übrigen kleinen Tempel Thaliens zu besuchen.

So wenig Reiz das gesellige Leben in Marseille auch bieten mag, der Aufenthalt in der schönen Stadt machte uns dennoch viel Freude. Ueberall ist frohes, muntres Leben zu schauen, dessen Details man nur vermeiden muß, um sich an der Außenseite desselben erfreuen zu können. Abends ist es ein Wogen und Leben in den Straßen; viele Leute sitzen vor den Häusern, die Läden sind erleuchtet, überhaupt wird das Leben im Süden weit öffentlicher betrieben als bei uns. Man ißt und trinkt im Freien; man geht in den Straßen spazieren, ohne Furcht, damit etwas Unschickliches zu begehen; und manche Handwerker arbeiten in offnen Läden dicht an der Straße.

Die Menschen sehen in Marseille ganz anders aus als in der Gascogne; so häßlich das Volk

dort ist, so schön ist es hier. In allen Klassen bemerkten wir im Durchschnitte große herrliche Gestalten mit ausdrucksvollen, regelmäßigen Gesichtern, schwarzen, blitzenden Augen, und weit weniger braun von Farbe, als man es in diesem Klima vermuthen sollte. Unter den Frauen der höhern Stände sahen wir sogar viele blendend weiße Blondinen, mit goldnen Locken und schwarzen Augen; überhaupt viele auffallend schöne Weiber, denen die dem Süden eigne Lebhaftigkeit etwas unwiderstehlich Reizendes gibt. Diese Lebhaftigkeit des Volks in Sprache und Bewegung ist hier nicht minder groß als in der Gascogne, nur weniger unangenehm; die Leute sehen nicht immer aus, als ob sie einander todtschlagen, eher, als ob sie mit einander tanzen wollten. Der volle, schöne Klang des provençalischen Dialekts trägt auch viel dazu bei, ihr Thun und Treiben angenehmer zu machen. Doch darf man dem gemeinen Volke nicht sehr trauen; im Zorn ist es zu jeder Unthat fähig, und die Jahre der Revolution, in welche fast die Jugend der ganzen gegenwärtigen Generation fiel, haben wenig Keime des Guten in ihr aufkom-

men lassen, welche die allgemeine Sittenlosigkeit vollends zerstört.

Fabriken.

Bei dem allgemein herrschenden Streben, sich zu vergnügen, vernachlässigen die Einwohner von Marseille doch keineswegs ihr Interesse, und suchen durch Thätigkeit und Industrie sich die Mittel zu verschaffen, nach gethaner Arbeit jeden Tag auf ihre beliebte Weise zu beschließen. Handel und Fabriken blühen und werden eifrig betrieben; Spiel aber und ein ausschweifendes Leben thun dem Kredit des Kaufmanns hier keinen Abbruch, weil fast keiner in dieser Hinsicht eine Ausnahme macht, und die mehresten sich einbilden, daß man anders gar nicht leben könne, da sie es von Jugend auf so sehen.

Einer der bedeutendsten Erwerbzweige sind hier die Seifenfabriken. Lange widerstrebten wir dem Ansinnen unsrer Freunde, eine der größten derselben zu besuchen, weil wir ihre unangenehme

Atmosphäre fürchteten, und willigten zuletzt nur halb gezwungen darein. Wir bereuten es jedoch nicht; denn da man nur Olivenöl in diesen Fabriken anwendet, und der Mangel an Viehzucht die bei uns übliche Benutzung der Knochen und des Talgs unmöglich macht, so war der Geruch in der Fabrik lange nicht so unangenehm als wir erwartet hatten. Immer erfreute uns der Anblick einer Werkstatt, in welcher ein unentbehrliches Bedürfniß in großen Massen hervorgebracht wird, und alles wohl berechnet vom Größten bis zum Kleinsten in einander greift, was doch gewöhnlich nur ein Einziger leitet.

Der Proceß der Hervorbringung dieses für Marseille höchst wichtigen Handelsartikels erschien uns sehr einfach. In einem sehr großen Gebäude sahen wir lange Reihen großer eingemauerter Kessel, in welchen die Mischung von Oel, Kalk und Wedasche kocht. Das Feuer, das sie im Kochen erhält, brennt in einem unter dem Gebäude liegenden feuerfesten Keller, in dem eben so viel Oefen als oben Kessel stehen, welche alle mit Steinkohlen geheizt werden. Acht Tage und Nächte lang muß die Masse in unaufhörlich star-

tem Kochen erhalten werden, dann wird sie in große gemauerte viereckige Formen gegossen, in welchen sie zehn Tage lang abgekühlt und hart wird, zuletzt mit einem schwertförmigen Messer in Blöcke geschnitten, und ist dann zum Verkauf und zum Versenden bereit. Die schwerste Arbeit dabei ist, die Wedasche vor dem Gebrauch in kleine Stücke zu zerschlagen. Diese gleicht einem lockern, schwärzlichen Stein und wird in Spanien aus einer dort häufig wachsenden Pflanze gebrannt. Die marseiller Seife versendet man überall hin in sehr großen Quantitäten; es gibt deren weiße und blaue; erstere ist die beste, aber die blaue, zu welcher mehr Wedasche kommt, wird theurer bezahlt, weil der Absatz davon bedeutender ist, da sie besonders zum Waschen gröberer Leinwand für vortrefflich gilt.

Auch die Korallenschleiferei der Herren Megi, Garambois und Augienne besuchten wir. Sie ist die einzige in Frankreich. In Italien sind auch einige, vielleicht auch in Spanien; und die Seltenheit solcher Fabriken ist wohl die Ursache der Kostbarkeit dieses in seiner Vollkommenheit so glänzenden Schmucks; denn die Korallen selbst

werden in großer Menge aus den Tiefen des Meeres herauf gebracht. Die, welche man in Marseille verarbeitet, kommen größtentheils von den provençalischen Küsten, viele auch von den afrikanischen und spanischen. Die schönsten und merkwürdigsten Zweige dieses wunderbaren Geschenks Amphitritens, hatten die Eigner in einem kleinen Kabinette gesammelt und auf Sockeln gestellt; es waren Stücke von ungeheurer Größe und wunderschöner Farbe darunter, die jedem Conchylienkabinette zur größten Zierde dienen würden. Die Korallenzweige reinigt man zuerst mit einer Feile und befreit sie von ihrer Rinde; dann werden sie in kleine Stücke zertheilt und der Farbe und Schönheit nach sortirt, dann gebohrt; darauf gibt man ihnen auf einem Schleifsteine die gehörige Rundung; nur die allerschönsten werden zuletzt wie Diamanten in Facetten geschliffen. Die Preise einer solchen Korallenschnur sind sehr verschieden. Blos gebrochne, von der Rinde befreite und durchbohrte Stücke Korallen, werden in langen Schnüren aufgereiht und nach den von Negern bewohnten Küsten, zum Schmucke für diese pechschwarzen Herren und Damen gesendet. Der

Handel mit dieser geringeren Sorte ist der bedeutendste, obgleich jede einzelne Schnur sehr wohlfeil verkauft wird. Rund geschliffne Korallen, wie sie gewöhnlich in allen europäischen Ländern, besonders vom Volke getragen werden, sind weit theurer. Von diesen gehen viele nach Rußland; auch gibt es deren eine Gattung von ganz blaßrother Farbe, die in China sehr beliebt ist. Die schönsten Korallen werden brillantirt und sind am theuersten, besonders wenn sie eine recht dunkelrothe Farbe haben. Eine gar nicht lange Schnur dieser Art kostet in der Fabrik selbst wenigstens hundert und funfzig Franken, oft weit mehr, wenn die Korallen von ungewöhnlicher Größe sind: denn das Schleifen ist sehr mühsam und Stücke von der zu dieser Gattung erforderlichen Schönheit werden nicht häufig gefunden. Seitdem dieser Schmuck von neuem Mode ward, ist er auch im Preise gestiegen.

Es gibt noch viele Fabriken anderer Art in Marseille, besonders Zuckerraffinerien, die wir aber nicht besuchten, weil man sie überall findet. Nur eine fiel uns noch ihrer Seltenheit wegen auf, in welcher man scharlachrothe, gestrickte, kalottenar-

tige Mützen verfertigt, die besonders nach der Levante und selbst nach Indien in großer Menge verschickt werden.

Reise nach Toulon.

Nach Toulon, nach Hieres, ins schöne Land wo die Citronen blühen, mußten wir, in dieser Nähe desselben, doch eine Wallfahrt unternehmen. Eine junge, im nämlichen Hause wohnende Engländerin hörte von diesem unsern Vorsatz und bat, uns begleiten zu dürfen. Da sie in ihrem eignen Wagen mitfahren wollte, so willigten wir gern ein. Sie war ein zartes, kränkelndes Wesen, wie so viele ihrer Landsmänninnen, unbehülflich in dem fremden Lande, und voll nationeller Eigenheiten und Gewohnheiten, die sie nicht ablegen konnte, und die ihr unter diesen damit unbekannten Menschen jeden Schritt erschwerten. Während des Krieges war sie, ihrer zerrütteten Gesundheit wegen, mit ihrem Vater, einem Parlamentsgliede, und ihrer Schwester nach Frank-

reich gekommen. Bei dem unerwartet schnell ausgebrochenen Kriege wurde diese Familie, wie alle damals in Frankreich anwesende Engländer, auf höchst widerrechtliche Weise für kriegsgefangen erklärt, der Vater nach Verdün geschleppt, und die arme kranke Lucy blieb des wärmern Klimas wegen bei ihrer Schwester in Toulouse, die sich indessen dort mit einem angesehenen Manne verheirathet hatte. Mit hohem Erröthen, fast weinend über das Gefühl der in ihren Augen damit verknüpften Schande, gestand uns Lucy das Unglück, einen Franzosen zum Schwager zu haben, so daß wir nicht wußten, ob wir mit ihr darüber weinen, oder über den komisch-ernsten Ausdruck ihres gekränkten Patriotismus lachen sollten. Jetzt war sie auf dem Wege nach Verdün zu ihrem Vater und glaubte, nur einen ganz kleinen Umweg zu machen, indem sie von Toulouse über Marseille, Toulon und Hieres nach Verdün reiste. Denn obgleich alle englische Damen in ihren Pensionen Geographie lernen, so haben sie doch keinen Begriff von der Größe der Welt, besonders des festen Landes, indem sie immer ihre kleine Insel, die ihnen das Größte dünkt, zum Maßstabe nehmen.

Da stand nun das wirklich liebenswürdige junge Mädchen ganz allein in der wildfremden Stadt, mit einem englischen Kutscher, ein paar englischen Pferden, und einer französischen femme de chambre von der schlimmsten Art, die sie ganz treuherzig unterwegs in einem Gasthofe angenommen hatte, weil die von ihrer Schwester ihr mitgegebene Engländerin wieder umgekehrt war, da sie der Provence keinen Geschmack abgewinnen konnte. Der Kutscher behauptete, seine Pferde wären die klügsten Personen im ganzen Lande, weil sie doch wenigstens Englisch verständen, und Miß Lucy hätte bald aus dem nämlichen Grunde dasselbe von uns behauptet; wenigstens erschienen wir ihr höchst tröstlich in dieser peinlichen Lage.

An einem sehr schönen Morgen machten wir uns also in zweien Wagen auf den Weg. Miß Lucy, mit Yoricks empfindsamen Reisen in der Hand, die ihr unterwegs zum Leitstern dienen sollten, behauptete: sie müßte überall hin, wo Yorick gewesen wäre, an dessen strenger Wahrheit in Beschreibung des Landes sie nicht den mindesten Zweifel dulden wollte. Wir durchfuhren die mit Bastiden besäete Umgegend von Marseille

und kamen bald ans Ufer des Huveaune, der jetzt still und silbern unter grünen Bäumen dahin floß, oft aber zum reißenden Bergstrom wird, und großen Unfug anrichtet. Bei la Renarde, einer der schönsten Bastiden, stiegen wir aus. Hier ist eins der lieblichsten Fleckchen auf Gottes Erdboden, wo man gleich hätte Hütten bauen mögen. Das artige Wohnhaus liegt auf einer kleinen Höhe, an deren Fuße der Strom durch ein liebliches, grünes Thal voll herrlicher Bäume sich windet, und zuletzt, wild brausend, vom Felsen in die Tiefe stürzt. Hohe, theils nackte, theils mit Cypressen und Fichten bewachsene Felsen, schützen den freundlichen Ort gegen die sengenden Strahlen der Sonne und den alles Leben aussaugenden Mistral; daher grünt und blüht hier alles in unbeschreiblicher Pracht. Nur ein bescheidener Küchengarten liegt dem Wohnhaus zur Seite, und die französische Gartenkunst thut unstreitig sehr wohl daran, hier keine Verschönerung zu wagen.

Hinter la Renarde wird die Gegend wilder; zuletzt ziehen sich die steilen Felsen um eine enge Kluft zusammen, durch die der Weg sich windet. Lucy war außer sich vor Freude über den schönen

Gräuel (**beautiful horror**) und recitirte eine Menge Beschreibungen ähnlicher Gegenden, von Thompson, Shakspeare und allen möglichen englischen Dichtern, die jeder gebildete Engländer bei solchen Gelegenheiten zur Hand hat. So traurig die Natur hier eigentlich ist, so besitzt sie für Nordländer in der That einen ganz eignen Reiz. Die Vegetation zwischen den wunderbar gezackten Felsen hat nur eine Art von geistigem Leben; nichts ist grün; die Olivenbäume, welche zwischen den Steinklüften wachsen, der Lavendel und ähnliche Kräuter, die überall sprossen, sehen alle grau aus, aber ein süßberauschender Duft steigt aus ihnen empor, die Felsen glühen im Abendschein, und tausend Cicaden klingeln ihr einfaches Lied unaufhörlich.

Wir übernachteten in dem, tief im Grunde liegenden, von Felsen umgebenen Städtchen Cuges. Ringsum bedeckt wildwachsendes Kaperngesträuch die Felsenwände. Diese klimmende Pflanze wird dadurch zum Hauptnahrungszweig der Einwohner, welche die eben sich zeigenden Blüthenknospen mit großer Sorgfalt sammeln, sie auf der Stelle in Essig einmachen und dann zur Versendung in alle

Welt verkaufen. Ein sehr angenehmer Duft, fast wie von Cedernholz, kam uns beim Einfahren in den Ort entgegen, dessen Ursache wir bald in dem Kaminfeuer entdeckten, welches unsre Engländerin, nach ihrer Landessitte, im Gasthofe anmachen hieß, um die Luft im Zimmer zu trocknen. Die Leute brennen nämlich in Cuges nur Rosmarinholz. Diese bei uns so zarte Pflanze wächst hier in ihrer Heimath zu einem Strauch von ansehnlicher Größe heran, mit mehr als armsdicken Zweigen; und die Wurzeln davon, welche man vorzüglich gern brennt, sind noch weit stärker.

Hinter Cuges führt der Weg eine sehr steile Anhöhe hinauf. Zwar ist er breit genug; dennoch grausete uns vor dem Abgrunde, der seitwärts schwarz und fürchterlich den Reisenden angähnte. Oben empfing uns ein wunderschönes Thal, von noch höheren Felsen umgeben, durchrauscht von einem wilden schäumenden Bergstrome, zu welchem mehrere silberhelle Quellen von den Felsengipfeln pfeilschnell hinab eilen. Reben, Mandeln, Olivenbäume und Maulbeerbäume wachsen zwischen dem Gestein üppig hervor; an einigen Stellen erheben die malerischen Felsen ihre zackigen Häupter hoch

gen Himmel, und stehen schroff und zürnend da; aber wo nur irgend ein fruchtbares Plätzchen sich zeigt, hat auch der fleißige Mensch gebaut, und die Mischung von Cultur und widerstrebender Natur in diesem Thale gibt der Gegend einen unnennbaren Reiz. Der steinige Weg zwang uns viel zu Fuße zu gehen. Miß Lucy war damit besonders zufrieden, denn hier und nirgends anders wollte sie durchaus den Schauplatz von Yoricks empfindsamen Abenteuern entdecken, vor allen den Berg, auf welchem er eine Pachtersfamilie zum Abendgebet tanzen sah. Leider war keine Spur von dem allen zu finden, gar nichts, das nur von ferne einen sentimentalen Anstrich hatte, wollte uns begegnen; und zu Miß Lucys Herzeleid ging in dieser poetischen Gegend alles ganz prosaisch seinen Gang.

Allmählich ziehen sich die Felsen von beiden Seiten zusammen, so daß der Strom und der Weg das immer enger werdende Thal ganz einnehmen; die Olivenbäume und alle Cultur verschwinden; die Felsen erheben sich höher in immer kühnern Formen, und wir betreten das wilde Thal von Oliulles, in welchem in frühern Zeiten

und auch während der Revolution große Räuberbanden hausten. Im wild verworrenen Labyrinthe dieser Grausen erregenden Klüfte, ward es ihnen leicht Verfolgern zu entgehen, oder sich gegen sie zu vertheidigen; und selbst jetzt noch betritt der einsame Wanderer diese Gegend nur mit Schaudern als eine der unsichersten. Alles Leben verstummt hier in der wildesten Einöde; kein Vogel singt; selbst die Cikaden meiden den Ort, wo auch kein einziger Halm dem harten Stein entkeimt. Wild braust der Strom neben dem steil in die fürchterliche Tiefe hinabführenden Wege, der sich durch enge Klüfte krümmt; drohend blikken die unersteiglichen Felsen auf ihn herab, oft neigen sie sich gegen einander über den Weg hin, einem ungeheuren Gewölbe ähnlich, durch dessen Spalte nur ein schmaler Streif des Himmels sichtbar wird; oft treten sie so vor, daß wir nicht begreifen konnten, wo wir hergekommen waren und wo wir wieder hinaus wollten. Seitwärts blickt man in noch engere Thäler, in finstere Höhlen und schwarze, furchtbare Abgründe und Steinklüfte. Alles ist öde, verworren, wie bestimmt zum Schauplatz dunkler Thaten, die das

Licht der Sonne scheuen. Große Felsenblöcke liegen überall zerstreut umher, als wären sie in grauer Vorzeit von Riesenhänden herum geschleudert. Im heißen Sommer, wenn die Strahlen der Sonne von diesen Felsenwänden zurückprallen, verschmachten Menschen und Thiere in der glühenden Hitze, und oft vernnglücken sie, wenn bei Gewitterregen der Strom wild anschwillt und plötzlich das ganze Thal überschwemmt.

Eine gute Stunde lang durchzogen wir diese steinerne Wüste, bis sich wieder die ersten Olivenbäume zeigten, als freundliche Boten des wieder erstehenden Lebens der Natur. Wir erblickten von ferne das Dörfchen Oliulles in dem immer weiter und freundlicher werdenden Thale. Wir kamen näher und sahen mit unaussprechlicher Freude die ersten Orangenbäume in den Bauerngärten, sich beugend unter der Last der goldnen Früchte und dabei mit Blüthen besäet. So plötzlich waren wir aus dem, dem Eingange der Hölle ähnlichen Felsenschlunde, in das Elysium ähnliche Land unserer schönsten Träume versetzt, so daß uns alles wie Feenzauber erschien. Jubelnd vor

den Weg von Oliulles bis Toulon zurück, durch eine paradiesische, in der üppigsten Vegetation blühende und grünende Ebene, von vielen hundert Bastiden der Einwohner von Toulon belebt, bis zu dieser Stadt, wo wir im Maltheserkreuz ein sehr gutes Absteigequartier fanden.

Toulon.

Die Stadt Toulon ist nicht groß, wenn man das berühmte Arsenal nicht dazu rechnet, das mehr Raum einnimmt als sie. Der ältere Theil derselben ist enge, schmutzig und winklig, nicht so der neuere. In diesem führt eine lange, breite, durchgängig mit schönen, großen Häusern besetzte Straße, zu dem für die Kauffahrteischiffe bestimmten Hafen der Stadt; der der Kriegsschiffe liegt beim Arsenal. Den erstern haben mit unsäglichem Aufwande an Kraft und Geld Menschenhände ausgegraben, und müssen jährlich daran arbeiten ihn im Stande zu erhalten. Er ist weit kleiner, als der von Marseille, aber breite Quais umge-

ben auch ihn; das fröhliche Leben auf diesen, der Anblick der vielen verschiedenen Schiffe, und über ihn hinaus die Aussicht auf das Meer, machen ihn zum interessantesten Punkt in der Stadt und zum Lieblingsspaziergang der Einwohner. Das Rathhaus, ein großes ansehnliches Gebäude, schmückt den Quai; zwei kolossale Karyatiden, die den Balkon desselben unterstützen, sind von Puget gearbeitet; sie werden gewöhnlich, besonders von den Franzosen, als Meisterwerke bewundert, und sind auch in der That vortrefflich in der Ausführung, erregten uns aber ein peinliches Gefühl beim Anschauen: denn der Ausdruck der beiden Riesen ist von so gemeiner Natur, daß man immer fürchten muß, sie werden die schwere Steinlast fallen lassen, die sie mit der mühseligsten Anstrengung aller Kräfte zu tragen scheinen. Nahe am Rathhause steht die sehr hübsche, mit Säulen geschmückte Wohnung, die Puget hier sich selbst erbaute. Außer diesen sind wenig besonders merkwürdige oder schöne Gebäude in der Stadt, der weitläuftige stattliche Palast, welchen ehemals der Erzbischof bewohnte, steht verödet da; und der großen, halb im christlichen, halb im heidnischen Styl

erbauten Kathedralkirche konnten wir auch nicht viel Geschmack abgewinnen.

Eine Miniaturkopie vom Cours in Marseille wird leider in Toulon zum Trödelmarkt mißbraucht, aber doch Abends von der eleganten Welt als Spaziergang benutzt, so wie auch die schönen Wälle, welche die Stadt umgeben. Ein großer viereckiger mit Bäumen besetzter Platz, heißt das Champ de bataille, weil er zum Exerzierplatz dienen muß. Er ist an zwei Seiten mit großen ansehnlichen Häusern umgeben, an der dritten beschränkt ihn eine hohe Mauer, die den Bezirk des Arsenals einschließt; die vierte nimmt ein großes, nicht im besten Geschmack, aber doch reich verziertes Gebäude ein, welches damals vom Präfekt bewohnt ward. So wie in Marseille, tragen auch hier Kanäle mit frischem Wasser zur Reinlichkeit der Straßen bei. Die Stadt schien uns sehr volkreich zu seyn; überall war ein lustiges Gewimmel fröhlicher, wohlgebildeter Menschen, durch welches aber die Ketten schwerbelasteter, unglücklicher Galeerensclaven schauderhaft klirrten, die eben von der sauren Arbeit am Hafen in ihre schreckliche Heimath zurückkehrten.

Die nächsten Umgebungen von Toulon sind wunderschön. Hohe, kahle Felsen schützen die Stadt an der Nordseite; deshalb ist hier das Klima noch wärmer als in Marseille, und die südliche Pracht der Vegetation üppiger und reicher. Viele Sträuche und ganz südliche Pflanzen, die selbst in der Gegend von Marseille nicht ganz einheimisch werden, gedeihen hier auf's beste; doch sieht man nur wenige Orangenbäume als Seltenheit in einzelnen Gärten im freien Lande wachsen, nicht, wie bei Oliulles, in allen Bauerngärten, vielleicht weil das Erdreich ihnen nicht günstig ist. Dattelpalmen, sagt man, würden hier sehr wohl gedeihen, wenn man sie nur pflanzte; aber bei dieser Freigebigkeit der Natur werden die Menschen zu träge, um ihr noch mehr abzugewinnen. Wie die Bewohner von Marseille, so haben auch die von Toulon alle ihre Bastiden in der Nähe der Stadt.

Das Arsenal von Toulon.

Die Umgebungen des Arsenals, die Flotte, die überall rege Thätigkeit, selbst die Galeeren machen es zu einem der interessantesten Punkte unsrer Reise. Doch wären wir schwerlich zum Anblick desselben gelangt, wenn unsere Freunde in Marseille uns nicht mit Adressen an Herrn Bastionelli versehen hätten. Dieser bei den dortigen hydraulischen Arbeiten angestellte Neapolitaner wußte sehr gefällig alle Schwierigkeiten zu beseitigen, die sich uns entgegenstellten; da doch sonst, selbst in Friedenszeiten, Fremde um eine besondere Erlaubniß nachsuchen müssen, um den Bezirk des Arsenals betreten zu dürfen, welche nicht immer leicht ertheilt wird, und vollends im Kriege sehr schwer zu erhalten ist.

Ein mit Säulen, Statuen und Basreliefs reich verziertes Portal öffnete uns, unter Herrn Bastionell's Schutz, den Eingang in diese Wohnung immer reger Arbeit, tiefen Jammers und entsetzlicher Verbrechen. Wir gedachten dabei an

Dante's Beschreibung der Pforten der Hölle; denn auch hier müßten Tausende, welche durch sie hinschritten, allem Hoffen auf ewig entsagen, wenn der Mensch dieses vermöchte, so lange er auf Erden noch lebt. Das erste, was wir erblickten, war ein zum Marinehafen führender großer Kanal und die an seinem Ufer errichteten Schiffswerfte. Zwei große Linienschiffe lagen eben auf dem Stapel; Tag und Nacht ward unablässig daran gearbeitet, selbst an Sonn- und Feiertagen; denn Napoleon strebte damals besonders, seine Flotte wieder herzustellen. Eine große Anzahl Galeerensclaven mußte hier den Schiffszimmerleuten und Baumeistern die Balken, das Eisenwerk und alles, was jene bedurften, herbeitragen. Tief gebückt, wie Lastthiere, keuchten sie unter der schweren Bürde, während der Stock der Aufseher immer über ihnen schwebte, und das Klirren ihrer Ketten tönte gräßlich durch das Hämmern und Rufen der Arbeiter.

Vom Kanal gelangten wir zu den verschiedenen Werkstätten, in welchen alles verfertigt wird, was die Flotte braucht, vom großen Mast und centnerschweren Anker an bis zum blechernen Leuch-

ter jedes einzelnen Matrosen. Wir sahen im Vorübergehen die vielen großen Magazine, theils mit Hanf, mit Schiff- und Brennholz, mit Eisen, Kupfer, Getreide angefüllt, theils mit schon fertigen Arbeiten; dann die ungeheuere Bäckerei, in der, außer dem Schiffsproviant, noch das tägliche Brot für mehr als sechstausend Menschen bereitet wird. In einem großen Gebäude waren Bildhauer mit Verfertigung der Figuren und Verzierungen beschäftigt, die das Vordertheil der Schiffe schmücken und ihnen den Namen geben. Mehrere kolossale Figuren von Puget werden darin aufbewahrt, nachdem die Schiffe, zu denen sie gehörten, unbrauchbar wurden. Sie sind in ihrer Art geistreich und vollendet und dienen den neueren Bildhauern in diesem Fache zum Vorbild.

Bei'm Tischler sahen wir schaudernd eine große Anzahl auf Vorrath verfertigter hölzerne Beine und Krücken. Seine Werkstatt enthielt noch außerdem eine Menge großen und kleinen Hausgeräths für die Kajüten und Schiffsräume. Man denkt nicht daran, was der Mensch im kultivirten Zustande alles braucht, selbst wenn er sich auf's Nothwendigste beschränkt, wie es auf Schiffen der

Fall ist. Die Menge und Verschiedenheit aller hier befindlichen Gegenstände ist fast unglaublich, freilich aber auch für kleine schwimmende Welten berechnet, auf denen viele hundert Menschen abgeschnitten von allem Uebrigen wohnen.

In der sehr großen Nagelschmiede werden in ungeheurer Menge, und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit, alle die vielen verschiedenen Nägel gemacht, deren ein Schiff bedarf; riesengroße, die das Steuerruder befestigen, und ganz kleine, an die der Schiffer seine Seekarten und seinen Kalender hängt. Bei der ewig schwankenden Bewegung der Schiffe muß jedes Ding befestigt werden, wenn nicht alles durch einander fallen und die größte Unordnung entstehen soll; die Menge der Nägel, welche ein Linienschiff, außer denen zum Bau nothwendigen, noch braucht, ist daher fast unzählbar.

Neben der Nagelschmiede arbeitete der Messerschmied, der jedem Matrosen sein Messer schaffen muß; nicht weit von diesem sahen wir die ungeheure Schmiede, in welcher die Anker und alles größere Eisenwerk zum Schiffbau geschmiedet werden. Vier und zwanzig große Oefen sprühen darin

Feuer; lange Reihen von Amboßen stöhnen unter den gewaltigen Hammerschlägen rüstiger Cyklopen, deren schwarzberußte Riesengestalt in der Flammenbeleuchtung recht gut zu Fouqué's gewaltigen Schmieden des Nordens passen würde.

In einer andern Werkstatt werden die Kupferplatten gehämmert, mit denen man den Kiel der Linienschiffe belegt, um sie dauerhafter zu machen, und gegen die Beschädigungen der Seewürmer zu sichern, die das Holz zernagen. Auch den Blechschläger besuchten wir, und bewunderten die Geschicklichkeit, mit der er unendlich viele Dinge aus Blech verfertigt, die wir in unsern Häusern von Porzellan oder Steingut zu besitzen gewohnt sind, was aber freilich auf einem Schiffe, der Zerbrechlichkeit wegen, nicht angeht.

Ein neues Gebäude zur Richtung der Mastbäume ward eben vollendet, um das alte zu ersetzen, welches die Engländer bei ihrem Besuch in Toulon verbrannten. Solch ein großer Mast besteht nicht aus einem einzigen Baum, wie wir geglaubt hatten, denn ganz gesunde Bäume von der Größe und Dicke, wie sie dazu erforderlich wären, gibt es in der Welt nur wenige.

Daher wird ein Mastbaum sehr mühsam, aus künstlich dazu behauenen, in einander passenden Stücken Holz, welche große eiserne Ringe fest verbinden, der Länge nach zusammen gesetzt. Man behauptet, daß ein solcher Mast dem Sturme weit besser widersteht, und nicht so leicht bricht, als wenn er aus einem einzigen Stück bestünde.

Die Seilerbahn ist eines der merkwürdigsten Gebäude der ganzen Anstalt, und nie sahen wir eines, das wir damit vergleichen könnten. Man denke sich einen unabsehbaren, über neunzehnhundert Fuß langen gewölbten Saal, durch Pfeiler in drei gleich breite Gänge getheilt, welche die, die Decke unterstützenden Bogen tragen. Zu einer Illumination, zu einem großen Volksfest, läßt sich kein herrlicheres Lokal erdenken. Gemeßnen Schrittes wandelt eine ganze Armee Seiler darin auf und ab und dreht den Hanf zum feinsten Bindfaden und zum stärksten Ankertau, welches selbst nichts anders ist, als eine große Anzahl Bindfäden, die, zu einem Ganzen vereinigt, Kraft haben, den mächtigsten Elementen zu widerstehen. Nahe an der Seilerbahn werden in

einem großen Gebäude Segel gewoben, zusammengenäht, ausgebessert; weiterhin treiben eine Menge Faßbinder ihre lärmende Handthierung; überall reicht hier eines dem andern die Hand, alles wird vorbereitet, und nichts vergessen, was zum Ganzen gehört. Wir haben bei weitem nicht aller der Anstalten gedacht, welche sich in diesem Arsenal befinden, und nur der hauptsächlichsten erwähnt, um nicht durch eine zu genaue Beschreibung ermüdend zu werden.

In allen den verschiedenen Werkstätten müssen die Galeerensclaven Handreichung thun, und die beschwerlichsten Arbeiten verrichten, oft sogar an die Stelle von Lastthieren treten. Der Anblick dieser mit Ketten belasteten Unglücklichen, die wir überall antrafen, verleidete uns die Freude an dem der wohlberechneten Kräfte, die hier vereint zu einem großen Ganzen streben; besonders da man uns sagte, daß nur vorzüglich Begünstigten das Glück würde, hier unter der schweren Arbeit fast zu erliegen, und daß das Loos von tausend andern noch unendlich härter sey.

Die eigentlichen Zeughäuser, in welchen Kanonen und Waffen aller Art aufbewahrt werden,

besuchten wir nicht; theils weil wir dergleichen schon oft in großer Vollkommenheit sahen, theils weil diese wirklich wenig Sehenswerthes aufzuzeigen haben. Sie stehen fast leer, denn was die Engländer bei ihrem Besuch an brauchbaren Waffen übrig ließen, wurde in den langen Kriegen zur Ausrüstung der Armeen verwendet. Aber in das Modellhaus führte uns Herr Bastionelli, und erklärte uns mit großer Sachkenntniß die vielen, recht künstlich ausgeführten Modelle, einiger durch ihren Bau sich auszeichnenden Schiffe, großer Schleusen und anderer hydraulischen Werke. Das merkwürdigste darunter ist das von dem großen Bassin im Hafen. Im letzteren kann man durch Ableiten des Wassers die größten Linienschiffe ganz auf's Trockne legen, und bequem ausbessern, wenn sie beschädigt sind. Ganz neu erbaute Schiffe werden ebenfalls vermittelst dieser Anstalt in das für sie bestimmte Element gebracht, ohne daß man nöthig hat, sie auf die gewöhnliche, besonders bei großen Schiffen höchst gefahrvolle Weise, dadurch vom Stapel laufen zu lassen, daß man den letzten stützenden Balken weghaut. Hier kommt das Meer zum Schiffe, hebt es

sanft auf und trägt es fort, statt daß sonst das Schiff, mit einem gewaltsamen Stoß, der durch Reibung die hölzerne Unterlage in Flammen setzt, zum Meere hinabgleiten mußte. Ein großer hölzerner Kasten von der Größe des, selbst einem kleinen Hafen gleichenden Bassins, mußte erst vermittelst ungeheurer Steinlasten tief in den Meeresgrund versenkt werden; auf diesen so künstlich gelegten festen Grund baute man hernach alle die Schleusen, Pumpen und Leitungen, durch die das Wasser ein und ausgelassen wird. Es war ein Riesenunternehmen; aber der Mensch kann alles, und macht sich zum Herrn einer Welt, wenn er nur viele zu einem Zwecke zu verbinden weiß. Und doch ist dieser mächtige Herrscher höchst beschränkt, wenn er allein steht, und sein Daseyn umfaßt eine Spanne; aber Jahrhunderte nach ihm bleibt noch das Leblose was er schuf, während er selbst in wenig Tagen spurlos verschwindet.

Wir fuhren in einem Boote durch den zum Hafen führenden Kanal; wild aufgeregt, tobte das Meer draußen, im Hafen war es stille. Mehrere große Linienschiffe lagen am Ufer vor Anker. Nie zuvor ergriff uns solche staunende Bewunde-

rung bei Betrachtung dieser schwimmenden, aus Holz zusammengethürmten Berge, als hier auf dem ruhigen Wasser, wo wir ihre Riesengröße mit den Gebäuden des ganz nahen Landes vergleichen konnten. Aus unserem kleinen Boote blickten wir schwindelnd zu ihrer gewaltigen Höhe hinauf, selbst damals, als wir früher in andern Gegenden ein solches Schiff auf der Rhede bestiegen und überall darauf herum wanderten, war der Begriff seines Umfangs uns nicht so lebendig geworden.

Die verhängnißvolle Fregatte, auf welcher Bonaparte zum Unheil einer halben Welt aus Aegypten herüber schiffte, liegt auch, in Ruhestand versetzt, in diesem Hafen. Die Fregatte ist nicht von den größten, dennoch hat sie sechs und dreißig Kanonen und ist also ein ganz ansehnliches Schiff, welches damals die Zeitungsschreiber freilich fast bis zur Schaluppe verkleinerten, um ihren hochgefeierten Helden, durch den Schein eines Wunders für seine Erhaltung, zu einer Art von Halbgott zu erheben.

Auch die Galeeren liegen dicht am Ufer im Hafen; sie sind eigentlich unbrauchbar gewordne

Kriegsschiffe, ohne Mastbäume, mit roth angestrichnen hölzernen Dächern bedeckt; jedes derselben dient fünfhundert Gefangnen zur traurigen Wohnung. Die, welche hier nicht Platz finden, werden in großen dunkeln und feuchten Kerkern eingesperrt, welche noch fürchterlicher seyn sollen, als die Galeeren. Den leise geäußerten Wunsch, eine dieser Galeeren zu besuchen, schlug Herr Bastionelli gleich durch die Versicherung nieder, daß wir sowohl den Anblick, als die verpestete Luft kaum Sekunden lang ertragen, und dennoch das Bild davon nie wieder vergessen würden. Männer, die im Kriege und in Lazarethen das Schrecklichste muthig betrachten lernten, beben dennoch vor diesem höchsten Jammer versunkner Menschheit schaudernd zurück; und die, welche ihr Beruf zuweilen die Gefangenen zu besuchen zwingt, betreten immer mit bleichem Entsetzen die unheilvollen Schwellen.

Eben schlug die Glocke, welche nach dem mühseligen Tagewerk die Gefangenen zum betäubenden Schlaf, in ihr schreckliches Nachtlager ruft. Von allen Seiten rasselten sie in ihren schweren Ketten herbei, immer zwei und zwei zusammen geschmiedet. Der Anblick war kaum auszuhalten,

aber wir konnten ihm nicht entgehen, wenn wir uns nicht mitten durch die fürchterlichen Reihen der Elenden drängen wollten. Alle sind in grobe, rothbraune Kleider gehüllt, die an Vielen als halb-vermoderte Lumpen herumflattern. Auf den ganz kahl geschornen Köpfen tragen sie glatt anschließende rothe Kappen. An Vielen bemerkten wir wild verzerrte Gesichter, wahre Teufelslarven, mit dem vollen Ausdrucke der tiefsten Verworfenheit, wilder Mordlust, und grimmiger Verzweiflung. Andere schienen durch das lange Elend zu dumpfer Thierheit herabgesunken; Vielen sah man den herzzerreißenden Gram an, das Gefühl der entsetzlichen Schande. Die schrecklichsten waren uns die, welche mit frecher Lustigkeit ihre innere Wuth in wilden Liedern und noch entsetzlicherem Lachen austobten. So sahen wir Einen, dem eben die Fessel an den Fuß geschmiedet wurde; er pfiff und sang und lachte dazu so schallend laut, in so grausenden Tönen, daß es uns das Haar emporsträubte. Menschen jedes Standes sind hier Gefährten des Elends, in dem der Hölle ähnlichen Aufenthalte: furchtbare Verbrecher, die den Tod, aber nicht diese gegen jedes menschliche Gefühl

sündigende Strafe verdienten, und Unglückliche, die wohl vor Gott weit reiner dastehen als ihre Richter; Conscribirte, die den Fahnen des großen Eroberers nicht folgen wollten, mitleidige Menschen, die ihnen zur Flucht behülflich waren, Jünglinge, die in dem, ihnen nicht genug bekannten Kriegsdienste sich Vergehen gegen die Subordination zu Schulden kommen ließen, wohnen hier mit Räubern und Mördern. Mit inniger Wehmuth sahen wir Jünglinge von noch nicht zwanzig Jahren, mit dem Gepräge vergangener besserer Tage, an greise Verbrecher geschmiedet, aus deren versteinerten Zügen die tiefste Verworfenheit sprach.

Wie entsetzlich muß die Nacht für die Besseren seyn, in der alle die Verbrecher, welche nichts als dies elende Leben zu verlieren haben, sich schamlos ihrer Unthaten rühmen, laut und frech dem Geschick und jedem bessern Gefühle Hohn sprechen, ohne der Peitsche zu achten, die alle schonungslos trifft, wenn der Lärm zu arg wird.

Unbegreiflich ist es, wie so manche, die auf Lebenszeit oder doch auf zwanzig, dreißig Jahre, hierher verurtheilt wurden, bei dem Mangel an

allem dennoch ein Greisenalter erreichen; noch unbegreiflicher, daß nicht alle in den ersten Monaten ihrer Gefangenschaft der unglaublich harten Lebensweise erliegen. Ihre Nahrung ist trocknes Brod und Wasser; nur zum Frühstück erhalten sie eine elende Wassersuppe, mit einigen gekochten Bohnen darin. Die, welche Arbeiten thun müssen, denen jede menschliche Kraft erliegt, erhalten täglich ein Bierglas voll Wein zur Stärkung, und einigen Auserwählten von besonderem Fleiß und auszeichnender Geschicklichkeit gibt man auch wohl ein paar Sous den Tag, mit denen sie ihr jammervolles Daseyn sich erleichtern können. Ihr Lager sind hölzerne Bänke, auf denen sie sich nicht ausstrecken können; ihre Kleider tragen sie, bis diese in Fetzen herabfallen. Die größten Verbrecher sind an ihre Bänke neben einander geschmiedet, die ihnen zum Sitze, zur Lagerstatt, zur Aufbewahrung ersparter Bissen dienen, und von denen sie sich nur wenige Schritte entfernen können, so weit es nämlich die nicht lange Kette erlaubt. Im Kerker müssen sie arbeiten, verlassen ihn nie, athmen nie reine Luft, sehen die Sonne nie und leben doch oft viele, lange Jahre hindurch. Die

minder Schuldigen sind die, welche wir in den Werkstätten des Arsenals die schwersten Arbeiten thun sahen; die Glücklichsten werden zuweilen in die Stadt geschickt, wenn es dort etwas zu thun gibt, was Niemand anders unternehmen mag; über allen aber schwebt immer der Stock der Aufseher, und fällt bei'm kleinsten Versehen in unbarmherzigen Schlägen auf sie nieder. So sahen wir sie zählen wie eine Heerde Vieh und eintreiben zu ihrem entsetzlichen Nachtlager, sechstausend Menschen, denn so groß ist die Anzahl der jammerbelasteten Elenden, die hier zum Theil in verzweifelnder Wuth ihre Tage verleben, um am Abend eine noch weit schrecklichere Nacht einbrechen zu sehen. Um keinen Preis der Welt möchten wir in dieser grausenvollen Nachbarschaft in Toulon leben, obgleich die Natur ihr reichstes Füllhorn hier ausschüttete. Wenn nun einmal Flammen das Arsenal ergriffen, die Riegel, die Ketten sprengten, und nun die Einwohner der Stadt der Wuth dieser sechstausend Verzweifelnden Preis gegeben wären! Der Gedanke ist einer der fürchterlichsten, und doch bei weitem nicht außer dem Gebiete der Möglichkeit.

Bei'm Ausgange aus dem Arsenale kamen wir noch bei dem Bassin vorbei, dessen Modell uns früher gezeigt ward; wie sahen die Schleuße, durch die es hoch genug angefüllt wird, um Linienschiffe zu tragen, und die große Anzahl Pumpen, vermittelst welcher es die Galeerensclaven wieder leeren müssen, wenn das beschädigte Schiff hineingelassen ist. Es lag eben eines da, an welchem gearbeitet ward. Ganz außer seinem Elemente war seine Größe noch weit auffallender als im Hafen.

Zum Umfallen ermüdet, kehrten wir in unser Maltheserkreuz zurück, und hielten noch den Abend großen Rath wegen der morgenden Reise nach Hieres. Der Weg dahin beträgt nur zwei deutsche Meilen, wurde uns aber als einer der fürchterlichsten beschrieben; besonders an einer Stelle desselben, welche die Fuhrleute pièce de toile nennen, sollte es fast unmöglich seyn, ohne Halsbrechen davonzukommen. Wir waren mit unserm Entschluß in dieser großen Gefahr bald fertig, denn wir wollten fahren, wo der Weg erträglich wäre, und an bösen Stellen aussteigen, im Nothfall auch wohl die ganze kleine Strecke zu Fuße

zurücklegen; aber unsere Engländerin befand sich in großer Noth. Sie behauptete in vollem Ernst, daß Angst und Schrecken sie im Wagen wahnsinnig machen würden, und zum Gehen war ihr der Weg zu weit. Endlich kam einer von uns auf den luminösen Gedanken, ihr das Reiten vorzuschlagen, was sie denn mit großer Freude ergriff. Ein gutes Reitpferd ward schon bestellt, als es ihr auf einmal einfiel, daß sie gar nicht reiten könne, und so waren wir wieder in der vorigen Verlegenheit. Bescheiden und halb ängstlich wagte es nun der Wirth, ihr einen Esel vorzuschlagen; das war das Rechte! Miß Lucy war vor Vergnügen über diesen Vorschlag außer sich, und bat, ihr ja gleich ein solches, von ihrem verehrten Yorick so hochgeschätztes Thier zu besorgen. Aber der Esel, der des Glücks theilhaftig werden sollte, die schöne Bürde zu tragen, mußte auch die Krone seines Geschlechts seyn, das ward dabei ausbedungen: sanftmüthig, von gutem Betragen, vernünftigen Sitten, und hauptsächlich mit einem bequemen Damensattel nach englischer Weise versehen. Der Wirth machte bei jeder neuen, ihm genannten Eselsqualität einen tiefen Bückling, und

verpfändete sein Ehrenwort, die ganze Stadt Toulon noch diesen Abend zu durchstöbern, um diesen Phönix unter den Eseln aufzufinden; und damit wurden wir denn alle beruhigt. Miß Lucy war vor Freude außer sich, wenn sie an ihren morgenden Ritterzug dachte; als wir aber am andern Morgen früh um fünf Uhr in den Hof traten, um bei'm herrlichsten Wetter abzufahren, sahen wir mit Erstaunen auch ihren Wagen angespannt. Ihr war besserer Rath über Nacht gekommen, die Furcht vor dem Tollwerden war von ihr gewichen, sie hatte beschlossen wie andre Leute zu fahren, und alle Gedanken an den Esel aufgegeben, der indessen völlig gerüstet zu ihrem Befehle dastand. Unterwegs aber, als wir ohngefähr in der Mitte des Weges einer wahrscheinlich kranken Dame begegneten, die in einer ordentlichen Portechaise von Menschen getragen ward, wurde sie abermals von Reue ergriffen. Sie beklagte recht schmerzlich, nicht auf diesen Einfall gekommen zu seyn, und wenig fehlte, so wäre sie wieder umgekehrt, um in Toulon eine Sänfte zu nehmen.

Hieres.

Unser Weg führte uns zuerst über eine weite, herrlich angebaute Ebne; die Felsen von Toulon blieben seitwärts liegen. Der Weg ist zwar mit Steinen besäet, die uns manchen unangenehmen Rippenstoß versetzten, hin und wieder auch voll tiefer Löcher, wo der Fuhrmann Vorsicht brauchen mußte, aber durchaus nicht so gefährlich, als er uns beschrieben war, und auf keinen Fall dem zu vergleichen, den wir zwischen Paris und Bordeaux zu unsrer eigenen Verwunderung glücklich überstanden. Selbst die so grausend beschriebene pièce de toile ist nur ein großer, etwas sumpfiger Fleck, auf welchen freilich ein Wagen umwerfen könnte, wenn der Fuhrmann sich nicht in Acht nimmt, den man aber mit wenigen Schritten zu Fuße umgeht. Näher an Hieres wird das ganze Land ein köstlicher Garten; Goldlack, Tazetten, Narcissen, tausend wunderschöne Blumen, die wir sorgsam pflegen müssen, bedecken die Wiesen und Felder, Balsamduft von

Lavendel und unendlich vielen Kräutern erfüllt die Luft, überall glänzen die Hecken von wilden, einfachen Granaten, blühenden Centifolien, Myrthen, Oleander, Laurus Tinus, Aloen und den schönsten Jasminarten. Breitblättrige Feigenbäume, hohe Granatbäume, Mandeln, Pinien, Cypressen, Lorbeerbäume, alle Arten der edelsten Obstbäume beschatten die Landstraße. Auch bei'm besten Wege wäre es unmöglich, die Pracht nur aus den Wagenfenstern anzuschauen. Kurz vor der Stadt öffnet sich eine herrliche Aussicht auf das Meer, und über alle Gartenmauern ragen mit Früchten beladene Orangenbäume hervor.

Hieres selbst liegt auf einem steilen Felsen und ist ein enges, schmuziges Nest, aber am Abhange des Berges sind sehr artige Wohnungen zur Aufnahme der Fremden erbaut. Wir fanden unter letztern einen sehr gut eingerichteten Gasthof, er heißt auch l'hôtel des Ambassadeurs, wie der in Marseille; die Wirthin führte uns eine Treppe hoch in ein Zimmer mit verschloßnen Jalousien, und da sie diese öffnete, standen wir alle sprachlos da vor überraschendem Entzücken. Der Abhang des Berges, auf dem das Haus steht, senkt

sich sanft hinab bis an's Gestade des Meeres, welches weit ausgebreitet vor uns lag, gekräuselt von kleinen blüthenweißen Wellen. Gerade vor uns erhoben sich aus der Fluth, schwimmenden Gärten gleich, die drei mit Wäldern gekrönten Hierischen Inseln, etwas entfernt seitwärts hohe Felsen, einen Wald von Olivenbäumen schirmend, der zu ihren Füßen liegt. Nie sahen wir diese Bäume so frisch und groß; der Wind durchwühlte ihre mächtigen Zweige, und funkelnd blitzte die weiße Seite der Blätter durch das blauliche Grün. Orangen- und Citronenbäume bedecken den ganzen Abhang des Ufers, vom Hause an, so weit das Auge reicht; berauschend stieg der Blüthenduft zu uns herauf, und tausend Nachtigallen flöteten im dunkeln, glänzenden Laube, der von der Last schöner Früchte tief gesenkten Zweige.

So ist es in diesem glücklichen Lande das ganze Jahr hindurch; ewig herrschen hier Frühling und Herbst im herrlichsten Verein, die Bäume blühen immer und tragen zugleich Früchte, und kein Winter entlaubt ihre Zweige. Alte Leute erzählen ihren Kindern von Schnee und Eis, als einer seltnen, furchtbaren Naturerschei-

nung, die etwa alle dreißig Jahre einmal auf kurze Zeit die Einwohner erschreckt. Im Sommer mildert die Nähe des Meeres die drückende Hitze, doch soll die Luft dann weniger gesund seyn, weil nahe Sümpfe sie mit ihrer schädlichen Ausdünstung verderben, ohne daß man es spürt; aber im Frühling, im Herbst, besonders im Winter ist sie die reinste und mildeste in der Welt. Ihren wohlthätigen Einfluß bewiesen uns augenscheinlich die vielen schönen, blühenden Gestalten unter den Einwohnern; die Mädchen besonders waren auch recht reinlich und zierlich gekleidet. Der ihnen Vortheil bringende Umgang mit Fremden hat die eigentlichen Bewohner von Hieres sehr humanisirt, doch ist besonders dem Landvolke dieser Gegenden nicht zu trauen. Man sagt, sie seyen wild, falsch und raubsüchtig; bei'm kleinsten Anlaß wallt ihr schnell rollendes Blut im heftigsten Zorn auf, und verleitet sie oft zu Unthaten, die sie nicht leicht bereuen, und dann, um den Folgen zu entgehen, zur Flucht in die nahen Felsen; besonders in das zum Räuberhandwerke so wohl geeignete Thal von Oliulles, wo sie dann oft in Gesellschaft morden und

rauben, bis die Hand der Gerechtigkeit sie erfassen kann.

Jeder Einwohner von Hieres hat seinen Orangengarten. Nicht nur die Früchte, auch die Blüthen desselben werden in großen Quantitäten zu wohlriechenden Essenzen und Konfituren verkauft, denn die das ganze Jahr hindurch blühenden Bäume können kaum den vierten Theil ihrer Blüthen bis zur Frucht bringen; auch von diesen fallen viele in unvollkommnem Zustande ab und werden ebenfalls in Zucker eingemacht. Die vollkommen reifen Früchte müssen immer einige Tage liegen, ehe sie ganz süß werden; zum Verschicken in ferne Länder pflückt man sie, wenn sie eben anfangen sich gelb zu färben, besonders im Herbste; sie reifen unterwegs. Der Besitz eines solchen Gartens ist sehr einträglich und erfordert dabei wenig Mühe. Zwei oder drei Mal im Jahre wird das Erdreich ein wenig aufgelockert; dies und das Begießen der Bäume ist die ganze dabei nöthige Arbeit. Freilich hat Letzteres bei dem Mangel an frischem Wasser einige Schwierigkeit. Die Eigner der beiden größten Gärten haben die auf einem nahen Felsen entspringende Quelle in ihre

Gärten geleitet; um jeden Baum sind kleine Wasserleitungen geführt, die jeden Abend angelassen werden und allen Bäumen in wenigen Minuten die nöthige Feuchtigkeit geben. Dies ist sehr bequem, aber bei der großen Menge von Bäumen auch nothwendig; wer deren weniger hat, hilft sich mit Begießen, so gut er kann. Wir besuchten beide berühmten Gärten, zuerst den des Herrn Fille, als den bedeutendsten wegen der Menge Orangenbäume, die er enthält, und deren Anzahl man uns auf zwanzigtausend angab. Sie bringen ihm, wie man sagt, jährlich sechzigtausend Franken ein, obgleich das Hundert der Früchte nur mit etwa vier bis fünf Groschen bezahlt wird. Unmöglich ist es, die unendliche Pracht und Schönheit dieses Orangenhaines zu beschreiben, den Duft der von Millionen Bienen umschwirrten Blüthen, den Glanz der goldnen Früchte, deren Last die Zweige kaum tragen, in denen Hunderte von Nachtigallen unaufhörlich laut schmetterten, als wollten sie die Herrlichkeit, die sie umgab, aller Welt verkünden. Kein Schatten irgend eines Waldes gleicht der dichten Dämmerung dieses in alle Nuancen von Grün spielenden,

glänzenden Laubes; immer sprossen junge Blätter neben den ältern, Knospen neben völlig entfalteten Blüthen, kleine Früchte neben ganz goldnen, an Farbe und Größe bei weitem die übertreffend, welche halb unreif für uns arme Nordländer gepflückt werden. Die Bäume stehen alle neben einander, in ziemlich dichte Reihen gepflanzt; ihre Zweige verschlingen sich und bilden ein fast undurchdringliches Dickicht, durch welches man nur auf den schmalen Fußsteigen sich winden kann.

Im natürlichen Zustande hat der Orangenbaum eine ganz andere Gestalt als in unsern Orangerien. Ihm fehlt der hohe Stamm; die Zweige wachsen nur wenige Fuß über die Erde heraus, sie breiten sich gewaltig aus und erreichen eine bedeutende Höhe, ungefähr wie ein mittelmäßiger Apfelbaum. Unten am Stamme sind die Bäume von großem Umfang, und die starken, gewaltsam in's Weite strebenden Zweige geben ihnen ein schönes, kräftiges Ansehen. Ein sehr hübsches, einfaches Landhaus, die beneidenswerthe Wohnung des Herrn Fille, liegt mitten in diesem Götterhain. Mit den seltensten Blumen geschmückt, breitet sich ein wunderschönes Parterre vor dem

Eingange desselben aus. Der Menge von Heliotropen und Tuberosen mögen wir kaum erwähnen, die findet man bei jeder Bauernhütte, aber neben ihnen funkelten hier die Amarillis im Purpurkleide und die köstlichsten Liliaceen in bunter Farbenpracht. Die **Yucca gloriosa**, die **Fuchsia coccinea**, die **Datura arborea** und viele andere von unsern Treibhausblumen stehen hier immer in der mütterlichen Erde im Freien, beschattet von der **Mimosa Farnesiana**, dem **Jasminum sambac.**, die wir kaum erkannt hätten, so üppig grünten und blühten sie. Die auserlesensten Bäume umgeben dieses Blumenland und das Haus, besonders herrliche gefüllte Granatbäume. Staunend betrachteten wir die Citronen, die Orangen, die Pompelmusen von einer nie zuvor gesehenen Größe, und noch viele uns bis jetzt unbekannt gebiebene Arten der Hesperidenfrüchte, unter deren Gewichte die schlanken Zweige sich tief beugten. Muntere goldene und silberne Fischchen plätscherten in einem kleinen krystallhellen Wasserbecken, mitten unter den Blumen, und vollendeten den Feenzauber um uns her. Miß Lucy vergaß hier zum ersten Mal ihren Yorick und alle Citationen

ihrer Dichter; sie hüpfte unter den Blumen herum wie ein fröhliches Kind, und wurde in dieser natürlichen Art sich zu freuen uns um vieles lieber.

Im zweiten Garten kam uns Herr Beauregard, der Eigner davon, selbst entgegen, um uns in seinem Paradiese herumzuführen; ein schlanker, freundlicher Greis, dem achtzig Jahre die Locken bleichten, aber seine hohe Gestalt nicht beugen konnten. Unser Entzücken über alles, was wir sahen, schien ihm große Freude zu gewähren, und recht väterlich sorgsam bemühte er sich, uns auf alles Merkwürdige aufmerksam zu machen. Sein Garten schien uns noch größer als der des Herrn Fille, aber die Orangenbäume nehmen nur ohngefähr zwei Drittel des Raumes ein; die edelsten Fruchtbäume und viele andere aus dem Auslande, die aber hier einheimisch wurden, wachsen in üppiger Pracht im übrigen Theile des Gartens. Ein großer Mahagonybaum und eine prächtige, hoch hinauf in den dunkelblauen Aether strebende Dattelpalme zogen, als zuvor nie gesehen, besonders uns an. Keine Zeichnung, kein Gemälde gibt nur eine Idee

von dem Eindrucke, welchen die hohe, dem Süden so ganz eigen angehörende Gestalt der Palme in der Wirklichkeit macht. Traurig ist es, daß man in diesem schönen Lande nicht mehrere pflanzt; sie gedeihen herrlich und lohnen jedes Jahr zwei Mal mit ihrer süßen Frucht. Herr Beauregard besaß sonst zwei dieser edlen Bäume, sie standen dicht neben einander; aber der eine davon ist abgestorben, und seitdem bringt der zweite keine reifen Früchte mehr, mit denen er sonst, ehe er einsam stand, im Ueberfluß seinen Pfleger lohnte.

Außer den seltensten Früchten baut Herr Beauregard auch die herrlichsten Blumen und unglaublich viel Gemüse von allen Gattungen. Er sagte uns selbst, daß er jährlich allein aus den Artischocken über tausend Franken löst, obgleich dies Gemüse hier sehr wohlfeil ist. Es war für uns etwas rührend Erfreuliches im Anblick dieses Greises, der hier unter mächtigen Bäumen wandelte, die er selbst gepflanzt hatte, und der mit so inniger Liebe an seiner Schöpfung hing. Ungern verließen wir ihn; jetzt ruht er wohl schon unter seinen Blumen, nach einem langen

glücklich thätigen Leben. Leicht sey ihm die Erde, die er schmückte!

Irre geführt durch die Berichte einiger Reisenden, wollten wir zu den Hierischen Inseln hinüberschiffen, und hofften dort auf neue Orangenhaine; doch gaben wir den Plan auf, da alle Welt in Hieres uns versicherte, daß wir dort nur wilde, waldbewachsene Felsen, aber durchaus keine Cultur, noch weniger einen Orangenbaum finden würden. Uns genügte also an dem unbeschreiblich schönen Anblick dieser Inseln vom festen Lande aus. Die größte derselben heißt Porquerolles; eine kleine Citadelle steht darauf, übrigens ist sie durchaus mit wildem Gehölze bewachsen, besonders mit immer grünen Eichen und Korkbäumen; einige arme Fischerfamilien sind ihre einzigen Bewohner. Die von den Inseln, welche in der Mitte liegt, heißt Port-cros; auch diese hat eine Citadelle, ist fruchtbarer, aber noch weniger bewohnt als Porquerolles. Die dritte Insel liegt vom Lande am entferntesten; sie ist ganz öde und unbewohnt, nur die Algierer Schiffer landen zuweilen auf ihr, um sich mit frischem Wasser an einer kleinen Quelle zu versehen, die dort dem Felsen entquillt.

So hatten wir also den schönsten und weitesten Punkt unserer Reise erreicht, wir hatten Hieres gesehen. Erde und Himmel, Luft und Meer machen es zum Paradiese der Welt, und doch läßt sich so wenig davon sagen, wie von allem wahrhaft Schönen und Großen; man muß es gesehen haben, um es sich denken zu können oder auch nur daran zu glauben. Gibt es einen Aufenthalt auf Erden, wo der Anblick der Natur ein durch bittere Erfahrungen zerrüttetes Gemüth heilen, wo milde Luft eine zerstörte Brust wieder stärken kann, so ist es Hieres. Dieser ewige Frühling, dieser reine dunkelblaue Aether, diese Sonne, diese Düfte, diese Nachtigallenlieder müssen den zerrüttetsten Nerven wieder Spannkraft geben; in diesen Orangenhainen muß jeder herbe Schmerz zur süßen Wehmuth werden, wenn es auf dieser Welt noch irgend möglich ist.

Der Ort ist zur Aufnahme von Fremden eingerichtet, deren in Friedenszeiten sich immer viele einfinden; dann gibt es auch Bälle, Concerte, Gesellschaften wie überall. Kranke, wie wir sie meinen, würden wohl wenig Freude daran finden; uns selbst, in der Fülle der Gesundheit, schien der

Gedanke unerträglich das unruhige Treiben der großen Welt, oder vollends eines Brunnenorts hier im schönsten Tempel der Natur sehen zu müssen, wo jeder Schritt, jeder Blick den Geist erhebt, und Genüsse bietet, die sich mit jenem lärmenden Wesen nicht vereinen können.

Mit Tagesanbruch machten wir uns den Morgen nach unserer Rückkunft in Toulon auf den Weg, um noch den Abend Marseille zu erreichen. Miß Lucy hatte in Hieres diesen Plan vortrefflich gefunden; aber so wie sie die Orangenhaine nicht mehr sah, kehrte sie auch wieder zu ihrem gewohnten Wesen zurück. Sie ließ uns sagen, sie müßte durchaus bis zehn Uhr im Bette bleiben und dann noch hartgekochte Eier essen, ehe sie sich neuen Ermüdungen aussetzen könne; daher möchten wir ihr nur jemanden zum Schutz da lassen und selbst für uns nach unserm Willen handeln. Das thaten wir denn auch, und sahen sie wirklich erst den andern Abend in Marseille anlangen. Die armen Pferde hatten am mehresten dabei gelitten, weil ihre Herrin beide Tage erst um eilf Uhr ausfuhr, also gerade in den heißesten Stunden unterwegs gewesen war; und John fluchte

nach Herzenslust über die Provence, wo die Sonne so ungemein heiß ist, und pries das milde Klima von Altengland.

Unsere Rückreise von Toulon nach Marseille fiel gerade auf einen Feiertag; die ganze Gegend, durch welche wir kamen, glich einem großen ländlichen Feste, überall ertönte die lustige Pfeife und das Tambourin, nur im dunkeln Thale von Oliulles war alles öde und still. Das junge provençalische Volk tanzte im Freien, umgeben von einem großen Kreise von Zuschauern, die allem Ansehen nach längst ausgetanzt hatten. Die bunten Tücher flatterten von den Locken der sehr hübschen Mädchen, andere trugen weiße Mützen oder runde schwarze Hüte, alle waren im Sonntagsschmuck, bewegten sich recht grazienhaft zum Takte des Rondelay, und sahen mit ihren großen schwarzen Augen allerliebst aus; viele waren sogar recht weiß von Farbe; alles blüht, alles gedeiht unter diesem schönen Himmel. Wir bedauerten Miß Lucy, daß sie dies allgemeine Fest nicht sah, das war denn doch einmal ihres Yoricks: „viva la joya, fi donc la tristessa!“

Wenige Tage nach unserer Rückkunft in Mar-

seille mußten wir leider zur Abreise Anstalt machen. Ungern verließen wir die schöne Stadt, ihre herrlichen Umgebungen in denen es uns so wohl gewesen war, den kleinen freundlichen, geistreichen Kreis, der uns gastlich aufnahm, und uns zum einzigen Zufluchtsort gegen die übrige, so wenig zusagende Gesellschaft in Marseille ward. Den südlichsten Punkt unsrer Reise hatten wir erreicht; die Deichsel unsers Wagens ward wieder dem Norden zugewendet, wir sahen dies nicht ohne ein trübes Gefühl, obgleich wir wohl wußten, daß unserer noch viel Schönes harrte, ehe wir die Heimath wieder erreichten.

Wenige Tage vor der Abreise weckte uns um drei Uhr des Morgens ein gewaltiges Hin- und Herlaufen und Streiten vieler Stimmen im Hause. Der Lärmen näherte sich unsern Zimmern, wir hörten unsern Bedienten wecken und vernahmen durch die Thüre: die Polizei sey da, um unsere Papiere zu sehen. Die Pässe waren ihr schon zweimal vorgezeigt, die konnte sie doch wohl nicht wieder verlangen; und was sie mit unserm unschuldigen Tagebuch und unsern Briefen anfangen wollte, war uns unbegreiflich; doch nahmen

wir im Stillen unsere Maßregeln, sie ihren Spä-herblicken zu entziehen, und bereiteten uns die Thüre zu öffnen, sobald es verlangt würde. In einem großen Gasthofe uns gegenüber war auch alles in Bewegung, wir sahen Lichter in allen Zimmern, und emsiges Hin- und Wiederlaufen vieler Leute. Der Lärm entfernte sich indeß von unserer Thüre, währte aber im Hause noch lange fort; alle Thüren wurden geöffnet, selbst die der unbewohnten Zimmer über uns; nur wir, Miß Lucy und eine kranke deutsche Dame blieben von allen im Hause wohnenden allein verschont, weil der Wirth sich verbürgt hatte, daß wir am Morgen noch dort zu finden seyn würden.

Beim Frühstück erfuhren wir denn, daß zur nämlichen Stunde in allen Gasthöfen der Stadt eine allgemeine Haussuchung von Polizei wegen vorgenommen worden war. Gott weiß, wen die Herren suchten und auch wohl fanden: denn alle Diligencen nach Paris waren an diesem Tage wieder mit Gefangenen und ihren Wächtern besetzt. Aus dem Gasthofe uns gegenüber wurden mehrere Fremde mitgenommen, aus unserem wollte man doch auch nicht ganz leer gehen, und

bemächtigte sich daher eines ganz frisch ausgeflog-nen jungen Straßburgers, der bei der Ankunft vergessen hatte seinen Paß der Polizei zu präsen-tiren, und es sich nun dafür gefallen lassen mußte, den Rest der Nacht auf der Hauptwache zu ver-schlafen. Doch wurde er in Marseille zurückge-lassen, und der Wirth hoffte ihm seine Freiheit bald wieder auszuwirken. Zu uns kam die Po-lizei, so wie wir außer dem Bette waren; still-schweigend legten wir ihr unsern Paß hin, still-schweigend sah sie ihn an und ging wieder; nach andern Papieren ward weder bei uns noch den übrigen Fremden gefragt. Diese an sich unbe-deutende Begebenheit trug aber doch dazu bei, uns den Abschied von Marseille zu erleichtern, und machte auch auf die übrigen Fremden einen so unangenehmen Eindruck, daß die mehresten bald abreiseten wie wir.

Reise von Marseille nach Lyon.

Bis Orgon blieb unser Weg der nämliche, den wir gekommen waren; hinter Orgon wird

das Land ebner, die Felsen weichen zurück, die Olivenbäume verschwinden allmählich und große Maulbeerbäume nehmen ihre Stelle ein. Diese sind sehr schön und würden herrlichen Schatten gewähren, wenn man sie nicht ihrer jungen Blätter beraubte, um Seidenwürmer damit zu ernähren, die hier in unendlicher Anzahl gepflegt werden. So sind sie oft ganz kahl und traurig anzusehen, ein Bild des Winters mitten im Sommer, und es nimmt sich sonderbar aus, wenn Bäume der nämlichen Gattung, zum Theil frisch belaubt, zum Theil mit ganz entblätterten Zweigen, dicht neben einander stehen. Weiterhin kamen wir durch ein höchst fruchtbares, bebautes Land, in welchem Wein und Korn im Ueberfluß wächst. Nur die Cypressen, die Feigen- und Maulbeerbäume, die warme südliche Luft und der dunkelblaue, reine Himmel, erinnerten uns daran, daß wir nicht in Deutschland waren; denn viele, am Ufer lustiger Bäche üppig wachsende, himmelhohe Buchen, Linden, Pappeln und flüsternde Weidenbäume, begrüßten uns recht heimathlich wie mitten im Vaterlande. Wir kamen durch den kleinen ganz unscheinbaren Flecken Noves, in wel-

chem dem göttlichen Sänger Petrarca die Sonne seines Dichterlebens aufging: denn hier ward Laura geboren. In der Ferne erheben sich die düstern Kalkfelsen des durch seine Lieder und seine Liebesklagen berühmt gewordnen Vaucluse; näher um Avignon wird die Gegend immer lieblicher, nicht fern von der Stadt mußten wir in einer Fähre über die Durance setzen. Sie ist nicht breit, aber ein tückischer reißender Bergstrom, der oft, wenn der Schnee in den piemontesischen Alpen schmilzt, viel Unheil anrichtet, das Land umher überschwemmt und durch sein fürchterliches Toben oft viele Tage lang die Ueberfahrt unmöglich macht. Jetzt war er ziemlich artig, aber doch dabei unbändig genug, so daß wir herzlich froh waren, wie wir aus unserm mächtig hin und her schwankenden Schifflein am andern Ufer ausstiegen.

Der erste Anblick von Avignon entzückte uns; wir fuhren durch den Cours, eine sehr reizende Promenade, die zwischen dem Ufer der Rhone und der Außenseite der nicht bedeutenden aber zierlich gehaltenen Wälle, rings um die Stadt führt. Es war Sonntag Nachmittags; die Ein-

wohner von Avignon erfüllten die Pflicht jedes rechtlichen Franzosen an diesem Tage, und spazierten im besten Putz gar gemüthlich im Schatten der dreifachen Reihen hoher Platanen. Lustig hin- und herkreuzende Nachen belebten die silberne Fläche des breiten Stroms, den hier drei große waldige Inseln verschönern; ferner blaue Berge kränzen den Horizont des entgegengesetzten reichen Ufers.

Lange erfreuten wir uns des ungemein reizenden Anblicks: denn unser Postillon fuhr uns fast um die ganze Stadt herum; desto abschreckender aber erschien uns diese, als wir durch ein dunkles Thor hineinfuhren. Schmutziger, enger und düsterer kann keine erdacht werden. Zwar erblickten wir hin und wieder einige große palastähnliche Gebäude, Ueberbleibsel aus den Zeiten, wo die Päpste in Avignon residirten; aber sie sehen verfallen und unbewohnt aus, von elenden dunkeln Häusern umgeben. Auch der ehemalige päpstliche Palast ist jetzt nicht viel mehr als eine große Ruine, deren viele Thürmchen, große Portale, und mit zackigen Zinnen gekrönte Mauern, sich indessen recht malerisch ausnehmen. Ueberhaupt trägt

alles in Avignon e'n unheimliches, zerstörtes Ansehen. Die wilden Gesichtszüge des Volks, seine heftige, einem ewigen Zürnen ähnliche Sprache und Geberde, haben etwas unbeschreiblich Widerwärtiges. Alles erinnert nur zu lebhaft daran, welch ein Schauplatz jeder möglichen Laster und Gräuelthaten diese Stadt sowohl früher zu den Zeiten der Päpste, als später während der Revolution war. In den letzten furchtbaren Schreckenstagen derselben stieg die Wuth des Volks hier auf's Höchste; alle Einwohner schienen in blutdürstige Tiger verwandelt, und mordeten und raubten ohne Scheu und Schonung, selbst des dem Menschen Heiligsten.

Nichts konnte uns sonach zu einem längern Aufenthalt in Avignon reizen, als nur nöthig war um auszuruhen. Doch überlegten wir den Abend, ob wir nicht am folgenden Morgen zur Quelle von Vaucluse wallfahrten wollten. Reisende, die dort gewesen waren, versicherten uns, daß nur Petrarca's Name der Gegend einigen Reiz verleihen könne; der Wasserfall sey als solcher unbedeutend, besonders in dieser trocknen Jahreszeit, und das Thal gleiche vollkommen der öden Stein-

wüste von Oliulles. Unser Gastwirth, den wir zu Rathe zogen, machte eine höchst abschreckende Beschreibung von dem entsetzlichen, in fünf Stunden kaum zu fahrenden Wege; dennoch versprach er uns am folgenden frühen Morgen einen guten Wagen mit zwei Pferden zu verschaffen, weil wir mit dem unsrigen dort nicht fahren könnten. Wir nahmen seinen Vorschlag an, und sahen am andern Tage, nach langem Warten, einen elenden zweirädrigen Karren ankommen, dem man die Ehre anthat, ihn ein Kabriolet zu nennen, bespannt mit einem blinden Karrengaul und einem lebenssatten Maulesel; der Führer, ein großer, sehr wild aussehender Kerl, wollte zu Fuße nebenher gehen. Nur zwei von uns hätten auf dem schönen Fuhrwerke zur Noth Platz gehabt; und gerade den beiden, die des Schutzes am bedürftigsten waren, lag am mehresten daran, den Quell von Vaucluse zu sehen. So ganz allein, ohne einen Bedienten mitnehmen zu können, uns diesem Menschen, dessen Sprache wir nicht verstanden, anzuvertrauen, zehn Stunden lang von dem elenden Gespann uns durch eine wilde Gegend schleppen zu lassen, deren Einwohner allgemein

für Räuber gelten, und dabei vor der Nacht nicht wieder zurückkommen zu können, vielleicht gar erst am andern Tage, schien uns dennoch nicht rathsam. Ueber das Hin- und Herreden war wieder viel Zeit verstrichen; ein anderes Fuhrwerk war, den Versicherungen des Wirths zufolge, nicht zu haben. Alles dieses bewog uns, obgleich mit schweren Herzen, den ganzen Plan aufzugeben, und so verließen wir Avignon, ohne die Quelle von Vaucluse gesehen zu haben, nachdem wir noch die Stadt in näheren Augenschein genommen hatten.

An den schönen Ufern der Rhone vergaßen wir bald unsere getäuschte Erwartung. In Sorgue, dem ersten Orte, wo wir die Pferde wechselten, trat ein Mann an unsern Wagen, um uns seine Dienste anzubieten, welcher jetzt bei der neuen Mode des um die Wette Gehens in England reich werden könnte: denn als Botengänger gibt es in Hinsicht auf Schnelligkeit und Ausdauer vielleicht nicht seines Gleichen. Er überreichte uns seine gedruckte Adresse, die ihn als einen bekannten Einwohner von Avignon bezeichnete und viele Zeugnisse seiner Treue und Ehrlichkeit, von bekannten

und bedeutenden Männern unterzeichnet, die sich seiner bedient und ihm ansehnliche Summen anvertraut hatten. Es war ein langer hagerer Mann von sehr rechtlichem Ansehen, der in gutem Französisch recht vernünftig sprach. Wir bedauerten, ihn nicht am Morgen bei uns gehabt zu haben: denn unter seinem Schutze hätten wir das gefahrvolle Abenteuer von Vaucluse wohl bestanden. Seine Schnelligkeit übertrifft auf die Dauer bei weitem die eines Pferdes: denn von Avignon bis Marseille, ja bis Toulon, geht er in vier und zwanzig Stunden, bis Montpellier in zwei Tagen, bis Paris in sechsen; und überall ist er bekannt. Sein Sohn, damals ein Knabe von neun Jahren, ging sogar schon zwei deutsche Meilen in einer Stunde; so sehr kann frühe Gewöhnung jede körperliche Kraft stärken und ausbilden. Mit mehr als tausend Louisd'oren in Gold belastet dieser Bote sich nie, weil er dann noch einen Karabiner und Pistolen mitnimmt, um sich im Nothfalle seiner Haut zu wehren; auch zieht er sich dann ganz schlecht an, um der Aufmerksamkeit der Räuber zu entgehen, von denen, seiner Aussage nach, diese Gegenden nicht frei sind.

Zwischen Sorgue und Courtezon bedeckt eine ungeheure Menge von Maulbeerbäumen das ganze Land; dazwischen erblickten wir wieder unsere lieben Olivenbäume und athmeten balsamischen Kräuterduft der Provence. Eine am Wagen nöthig gewordene Reparatur hielt uns in Courtezon eine kleine Stunde auf, während der wir uns auf einer wunderschönen Wiese im Schatten großer Maulbeerbäume ergingen. Eine freundliche Frau, die auch gut französisch sprach, redete uns an; sie trug ein allerliebstes Mädchen von zwei Jahren auf dem Arm, und einige zwanzig Kinder, die ihrer Obhut vertraut schienen, spielten lustig um sie her im blumigen Grase. Allen diesen Kindern waren eben die Schutzblattern eingeimpft, und das geschieht alle Jahre in der ganzen Gegend auf Befehl der Regierung: hier, wo noch vor wenig Jahren in dieser wohlthätigen Vorsichtsmaßregel der Aberglaube einen Eingriff in die Rechte Gottes sah, und eine Todsünde damit zu begehen glaubte. Die Frau erzählte uns viel von der Pflege der Seidenwürmer, wie viel Sorgfalt diese erfordert, wie sorgsam die Blätter gewählt werden müssen, daß sie nicht zu alt,

nicht zu jung und ja nicht feucht oder welk sind; aber auch von der Einträglichkeit des Seidenbaues, der die Bewohner dieser Gegend, die sich hauptsächlich damit beschäftigen, alle wohlhabend macht. Touchés là, sagte die Frau, da der Wagen fertig war, und schüttelte uns recht treuherzig die Hand; wir erwiederten gern diese ächt deutsche Begrüßung, und rollten dann fröhlich fort durch ganze Wälder von Maulbeerbäumen, bis wir zum Städtchen Orange gelangten.

Orange.

Unter dem Namen Arausia, war dieser Ort einst, zu den Zeiten der römischen Herrschaft, eine beträchtliche schöne Stadt, jetzt ist er ein so schmuziges, winkliges Nest, als nur irgend ein Städtchen im südlichen Frankreich es seyn kann. Doch finden sich darin noch hin und wieder Spuren antiker Herrlichkeit in verstümmelten Inschriften, Basreliefs und Ornamenten an Mauern und Häusern, die, ohne Wahl, ohne einige Rücksicht

auf ihren Werth und ihre Bedeutung, gleich gewöhnlichen Mauersteinen, bei Erbauung derselben benutzt wurden. Die Ueberreste eines römischen Theaters verbergen jetzt zum Theil die dunkeln Mauern eines Gefängnisses für gemeine Verbrecher, theils liegen sie versteckt zwischen ekelhaft schmuzigen Hütten. Nur große Vorliebe für die Geschichte der Kunst, könnte einen Antiquar bewegen, sich in diese widerlichen Labyrinthe ihretwegen zu wagen. Wir entsagten ihrem Anblick, und begnügten uns mit dem des einzigen Wohlerhaltnen, des Triumphbogens des Marius, der sich ganz nahe vor der Stadt auf einer Ebne stolz erhebt, und, obgleich hin und wieder verfallen und dem Untergange sich nahend, dennoch schon aus der Ferne einen höchst imposanten Effekt macht.

Das ganze Prachtgebäude ist sechs und sechzig Fuß lang, sechzig Fuß hoch, und bildet drei dicht neben einander stehende Bogen; von denen der mittlere beträchtlich größer ist als die beiden ihm zur Seite. Das Innere des Gewölbes bedecken bei allen dreien, in höchst zierlichen Mustern, zusammengesetzte Rosetten von Bildhauerarbeit,

und Gewinde von Epheu, Trauben, Blumen und Früchten umfassen die Oeffnungen der Bogen; alles daran ist mit bewunderswürdigem Fleiße gearbeitet und höchst vollendet. Die der Stadt zugekehrte Seite des Gebäudes hat am wenigsten von der Zeit und der Witterung gelitten; vier korinthische Säulen schmücken sie, zwei davon an den Ecken, und zwei in dem Zwischenraume, welcher den größern Bogen von den kleinern trennt. Diese beiden Säulen unterstützen einen dreieckigen Giebel, welcher sich über den mittleren Bogen erhebt. Eine mit einem schönen Gesims und einem Basrelief reich geschmückte Attika ragt über den Giebel und krönt das ganze Gebäude. Das Basrelief über dem mittlern Bogen stellt ein sehr wildes Gefecht zwischen Reitern und Fußvolk vor; an der einen Seite desselben sind einige alte Opfergeräthe abgebildet, die Mauer an der andern Seite ist ganz eingefallen. Ueber den beiden kleinern Bogen, unter der Attika neben dem Giebel, sind aus Schiffsschnäbeln, Ankern, Dreizacken, Rudern, und andern die Schifffahrt bezeichnenden Attributen zusammengesetzte Trophäen angebracht, und darunter, dicht über den Bogen zwischen den

Säulen, andre Trophäen von Fahnen, Helmen, Schilden und Schwertern.

Die der Stadt abgewandte Seite des Gebäudes gleicht ganz der eben beschriebnen, nur haben Wind und Wetter sie weit mehr zerstört. Von den vier korinthischen Säulen stehen nur noch zwei, und die Basreliefs sind zum Theil ganz vernichtet, zum Theil fast unkenntlich geworden. Das große Basrelief in der Mitte ist ziemlich wohl erhalten, es stellt, wie das auf der andern Seite, ein Gefecht vor. Vor der einen Trophäe neben dem Giebel sind nur wenige Spuren noch sichtbar, die darunter über dem einen kleinen Bogen fehlt ganz, hingegen ist die über dem zweiten beinahe unverletzt geblieben. Auf einem der Schilde, die mit mehreren Waffenstücken sie bilden, lasen wir das Wort „Mario" ganz deutlich, auch auf noch mehreren Schilden in den Trophäen sind Namen eingegraben, die aber so verwittert dastehen, daß es uns unmöglich war sie zu erkennen.

Die Verzierungen der einen schmalen Seite des Gebäudes sind gänzlich zerstört, die andern schmücken vier kannelirte korinthische Säulen und

theilen sie in drei gleich große Zwischenräume; in jedem derselben sind Trophäen von Fahnen, Kürassen, Schilden, Helmen und andern Waffenstücken angebracht, und unter jeder von diesen zwei fast unkenntlich gewordne Figuren, die uns wie gebundne Kriegsgefangne vorkamen. Auf einem Fries über den Säulen ist eine Reihe neben einander stehender Fechter abgebildet. Ueber die beiden mittelsten Säulen erhebt sich ebenfalls ein dreieckiger Giebel, in dessen Mitte befindet sich ein halber Kreis, in welchem eine Figur sichtbar ist, die uns wie ein altes Heiligenbild erschien, wahrscheinlich also neuern Ursprungs ist als das übrige Gebäude. Auf jeder Seite des Halbkreises, noch innerhalb des Giebelraums, ist ein fast unkenntlich gewordnes Füllhorn angebracht, und zwei Nereiden lehnen sich an die oben spitz zusammenlaufenden Seiten des Dreieckes, so er bildet; die über ihn sich erhebende Attika schmückt ein zierlicher Fries.

Nach langem und vielem Streiten, sind die Alterthumsforscher übereingekommen, dem Marius die Ehre dieses Triumphbogens zuzuschreiben, weil

er in dieser Gegend einen großen Sieg über die Cimbrer und Teutonen erfochten hat.

Mag der Held, dessen Andenken dies Prachtgebäude verewigen sollte, übrigens auch ein andrer gewesen seyn, uns genügte die hohe Schönheit seines Anblicks, ohne weiteres Grübeln über die Geschichte desselben; und doch fuhren wir mit Schaudern zurück, als wir vernahmen, daß gerade an dieser Stelle das Blut vieler Hundert Unglücklicher vor wenigen Jahren vergossen ward. Mit ausgesuchter Grausamkeit hatten die Tiger von Avignon die Guillotine neben diesem Bogen errichtet; die angesehensten, achtungswerthesten Einwohner jener Stadt wurden den langen Weg hieher unter bittrer Verhöhnung geschleppt, und fanden nur Ruhe unter dem mörderischen Beil. So bezeichnen die schrecklichsten Unthaten fast jeden Schritt in diesem, vom Himmel mit allem, was der Mensch zum ruhigen Glück bedarf, reich ausgestatteten Lande.

Rasch ging es nun vorwärts, längs den schönen Ufern der Rhone, durch ein sehr kultivirtes



Land. Im Städtchen Donzère begegneten wir einer großen Procession. Wohlbeleibte Priester ließen sich von Chorknaben die langen Schleppen nachtragen, weiß verschleierte Devoten pipten lateinische Gesänge, von denen sie kein Wort verstanden, hinter ihnen drein zogen die Männer in weißen Weiberröcken und zu engen Hemden über ihre Kleider; in den Händen trugen sie große brennende Wachskerzen, mit denen sie sich ängstlich hin- und herdrehten, damit der Wind sie nicht ausblase. Der ganze Aufzug kam uns nicht besonders erbaulich vor, und manche komische Gruppe erregte unsre Lachlust auf das unwiderstehlichste, so daß wir froh waren, die Schaar der Frommen bald hinter uns zu wissen. Man sah es zu deutlich, Priester und Laien waren in der langen Reihe von Jahren, in denen dergleichen nicht gestattet wurde, aus der Uebung gekommen, und wußten nicht mehr recht, wie sie sich dabei zu benehmen hatten.

Die Nacht blieben wir in dem ziemlich großen Landstädtchen Montelimart. Die Lage dieses Orts ist himmlisch schön, dicht vor den Mauern desselben vereinen sich zwei kleine Flüsse,

und strömen dann, lustig eilend, der mächtigen Rhone zu. Auch am folgenden Morgen kamen wir durch ein herrliches Land, denn die Dauphiné ist eine der schönsten Provinzen Frankreichs; nirgends sahen wir reichere Kornfelder und eine üppigere Vegetation. Allmählich verschwinden die Oliven- und Feigenbäume der Provence, auch die Maulbeerbäume werden seltner, aber unzählige große Wallnußbäume treten an ihre Stelle, aus deren Früchten man sehr gutes Oel preßt, welches in diesen Gegenden, wie das Olivenöl in der Provence, im Haushalt allgemein benutzt wird. Die schneebedeckten Häupter ferner hoher Gebirge leuchteten vom fernsten Horizont zu uns herüber, die Luft war Wohlgeruch, und tausend Nachtigallenlieder ertönten freudig aus jedem Busch, jedem Baum.

Wir sahen manches freundliche Dorf, manches artige Städtchen an diesem Tage. Alle sind weit reinlicher und heller als im eigentlichen Süden von Frankreich. Häuser und Mauern baut man in diesen Häusern häufig von Pisai, so nennt man hier die aus gestampfter Erde geformten Quadern. Schon in dem nahe an Paris belegnen

Charenton, hatten wir Gelegenheit gehabt, diese Bauart näher kennen zu lernen. Die zu diesem Zwecke von Natur dienliche oder durch Kunst dazu bereitete Erde wird beinahe trocken in hölzernen Formen von der Größe beträchtlicher Quadersteine fest gestampft. In einem Tage trocknen diese künstlichen Steine genugsam, um sie, von der Form befreit, umwenden zu können, in ein paar Tagen sind sie ganz hart und können, wie andre Steine, mit Mörtel vermauert werden. Nur den Grund solcher Gebäude baut man auf gewöhnliche Weise aus Ziegeln oder Steinen; mit Kalk beworfen, sahen die auf diese Weise erbauten Gebäude wie andre aus, auch kann man darauf mit Leimfarben malen wie auf jede andere Mauer. Die Wände in den Zimmern erscheinen ungewöhnlich stark, das gibt einen kleinen Uebelstand, übrigens aber sind diese Häuser sehr trocken und warm, man kann sie zwei, auch wohl drei Stockwerk hoch bauen, und sie kosten nur etwa den achten Theil dessen, was ein auf gewöhnliche Art aufgeführtes Gebäude von der nämlichen Größe kosten würde. Zur Umfassung von Gärten, Weinbergen, und andern großen Räumen, die einer

Ringmauer bedürfen, ist diese Art von Mauern als zweckmäßig und wohlfeil besonders zu empfehlen. In Charenton machte man aus der Bereitung der dazu brauchbaren Erde ein Geheimniß, in der Dauphiné aber würde man sie leicht erfahren, da dort der größte Theil der neueren Gebäude aus Pisai aufgeführt wird.

In der ziemlich beträchtlichen Fabrikstadt Valence fanden wir unsere Miß Lucy wieder; zwar war sie ein paar Tage früher als wir von Marseille ausgereist, aber mit eignen Pferden geht die Reise weit langsamer als mit französischer Extrapost, besonders wenn man nicht früh aufstehen kann. Wir freuten uns gegenseitig über dies Wiedersehen, und nahmen Abrede, in Lyon wieder zusammen zu treffen. Nicht weit hinter Valence setzten wir in einer Fähre über die Isère. Sie ist, wie die Durance, nicht breit, aber ein wilder tückischer Bergstrom, der oft weit umher das Land durch Ueberschwemmungen verwüstet. Dennoch sind die Umgebungen dieses Gewässers höchst reizend und mannichfaltig, sowohl in der Nähe als in der Ferne, aus welcher hohe, blaue Berge auf

die das Ufer kränzenden Rebenhügel und blühenden Gärten herüber blicken.

Nicht lange währte es, so waren wir wieder ganz nahe der uns so lieb gewordenen Rhone. Wir kamen durch das freundliche, von ihren Wellen bespülte Städtchen Tain; es liegt wie eingeklemmt zwischen dem Strome und hohen malerischen Felsen, die sich dicht dahinter erheben, mitten in Reben und Blüthen. Am andern Ende des Städtchens windet sich der Weg durch ein wunderschönes Thal, immer längs dem Strom, bis St. Vallier; die Felsenreihe, an deren Fuß er hinführt, heißt mit Recht Côte rôtie; den ganzen Tag erglüht sie im Strahl der Sonne, die hier den berühmten Eremitagewein kocht, und ihm seine, ihn vor allen französischen Weinen auszeichnende feurige Kraft gibt; auch ranken sich die Reben in üppigem Gedeihen bis zu den höchsten Felsengipfeln hinauf.

St. Vallier liegt fast noch schöner als Tain; wir blieben die Nacht im Posthause, und weilten in dem dazu gehörigen kleinen Garten, bis uns tiefere Dunkelheit und das Geschnatter einiger Comödiantinnen, die eben mit ihren Verehrern auf

der Diligence angelangt waren, daraus vertrieben. Alle Nachtigallen der ganzen Gegend schienen auf diesem lieblichen Flecke versammelt; dumpf brauste der Strom in ihre Lieder, und die milde Abendluft wehte uns den Duft aller Blüthen und Kräuter zu, welche die malerischen, gleich einem Garten angebauten Felsenufer bekränzen.

Am andern Morgen langten wir ziemlich früh in Vienne an, die Rhone blieb uns auf dem Weg dahin immer zur Seite und durchströmt ein paradiesisches Land. Gegen Vienne zu, erheben sich höhere Felsen, wir mußten über Berg und Thal, aber Getreidefelder, herrliche Bäume, blühende Wiesen und Gärten kleiden die fruchtbaren Felsen bis hoch zum Gipfel hinauf; überall ist das Land angebaut, wie in England oder den schönsten Gegenden des fruchtbaren Holsteins.

V i e n n e.

Diese zu den Zeiten der Römer bedeutende Stadt, deren Ursprung sich in das graueste Alter-

thum verliert, ist jetzt ein enges schmutziges Nest, ein wahrer Knäuel von dunkeln, verworren durch einander sich windenden, schmalen Straßen; doch bringen viele Tuchfabriken, Drathziehereien, Seidenspinnereien und Kupferhämmer, einiges Leben und anscheinenden Wohlstand unter die Bewohner. Ein kleiner Bergstrom, die Gère, setzt viele Hundert dazu gehöriger Räder in Bewegung, theils in der Stadt selbst, theils dicht vor ihren Thoren. Die Gère entspringt auf einem nahen Felsen, an dessen Abhang mehrere künstlich angelegte kleine Kaskaden sie zu verweilen und dem Menschen bei seiner Arbeit zu helfen zwingen. Nach so vollbrachtem Tagwerk eilt sie dann der an den Mauern der Stadt vorüberströmenden Rhone zu, die sich nicht zwingen läßt, und setzt mit ihr vereint den fröhlichen Lauf weiter fort. In Vienne bemerkten wir wieder viele recht hübsche, aus Pisai erbaute Häuser, doch sind alle im Verhältniß niedriger, als die sonst in Frankreich gewöhnlichen Häuserkolosse von sieben bis acht Stockwerken; es scheint, als ob man es nicht wage, viel höher als etwa dreißig Fuß aus Pisai zu bauen.

Wie Nismes, könnte auch Vienne auf viele

wohlerhaltene Denkmäler vergangener Pracht und Herrlichkeit stolz seyn, wenn nicht die Barbarei späterer Jahrhunderte hier noch vernichtender gewaltet hätte. Schon beim Hereinfahren zog ein altes römisches Grabmal unsere Aufmerksamkeit an, nicht unähnlich dem von St. Remi. Auf einer Wiese, ganz nahe vor der Stadt, erhebt es sich in Pyramidenform, etwa gegen siebenzig Fuß hoch. Das Fußgestell bildet ein großes viereckiges Gebäude, an den Ecken mit vier angelehnten Säulen geschmückt, die Seitenwände desselben haben große bogenförmige Oeffnungen, wie Thore, die den freien Eingang in das Gebäude verstatten, so daß man darin unter dem platten Dache, womit es bedeckt ist, wie in einem kleinen offnen Tempel herumgehen kann. Auf diesem platten Dache steht die aus Quadersteinen erbaute Pyramide; merkwürdig schien es uns, daß sie ganz allein auf der Bedachung des eben beschriebnen Piedestals ruht, ohne die Seitenwände desselben zu berühren, weil ihre Basis nach allen Seiten beträchtlich kleiner ist als das Viereck, welches jenes bildet. Keine Inschrift, kein Bildwerk, ziert dieses Monument, aber die schlank in den blauen Aether

sich erhebende, edle, schmucklose Gestalt desselben macht, bei aller Einfachheit, einen sehr imposanten und schönen Effect. Leider bemerkt man bei genauerer Betrachtung viele Spuren früher und später daran verübter Gewaltthat. In den Zeiten der Revolution ließ das entartete Volk auch an dieser Pyramide seinen zerstörenden Muthwillen aus, und beinahe wäre sie gänzlich vom Eigner des Feldes, auf welchem sie steht, vernichtet worden; ein Verbot der Polizei verhinderte ihn zum Glück noch bei Zeiten daran, diesen Vorsatz auszuführen.

Wem zu Ehren diese Pyramide errichtet ward, ist schwer auszumitteln, da keine Spur einer Inschrift hier zum Leitfaden dient. Alterthumskenner weihen sie dem Kaiser August, das Volk aber nennt sie l'Aiguille, die Nadel, und glaubt steif und fest, Pontius Pilatus liege darunter begraben. Dieser alte Landpfleger spukt in diesen Gegenden noch immer herum, und spielt eine große Rolle in den hiesigen Volkssagen. Nahe an Vienne stehen am Ufer der Rhone noch die Trümmer eines alten, wahrscheinlich von den Römern erbauten Thurms, den das Volk auch den Pilatusthurm

nennt, weil, wie behauptet wird, der Kaiser Caligula den Pilatus dort einsperren ließ; aus Verzweiflung erhängte sich dieser im Thurme, sein Körper ward in die Rhone geworfen, und diese wirbelt und schäumt noch immer an der Stelle, wo dies geschah, obgleich der Todte wieder herausgezogen und von einem hohen, nahen Berge, der auch seinen Namen trägt, in einen tiefen Abgrund gestürzt ward, wo er noch immer in furchtbarer Geistergestalt umhergeht. Viele aber glauben, er sey unter der Aiguille ehrenvoll begraben, finde indessen doch keine Ruhe.

In allen Straßen der Stadt sind noch alte Inschriften, Ueberbleibsel antiker Grabmäler, Trümmer von Säulen und Basreliefs, in den Mauern dunkler, schmutziger Gebäude und Ställe eingefügt. Schlechte steinerne Bänke vor elenden Hütten werden von schönen antiken Kapitälern getragen, überall ist die gegenwärtige Zeit mit der längst vergangenen im grellsten Kontrast. In einer der schmutzigsten Straßen steht ein alter Triumphbogen eingemauert, an dessen innerer Wölbung noch Spuren zerstörter Ornamente von Bildhauerarbeit sichtbar sind. Die Trümmer eines

großen Amphitheaters liegen jetzt, fast ganz zerstört, mitten in Weinbergen dicht an der Stadt, und auf einem hohen Berge sieht man alte Mauern, welche der Sage nach einst zu einem römischen Kastelle gehörten. Die sehr große Hitze des Tages verhinderte uns diesen Berg zu ersteigen, die Aussicht oben wird aber als entzückend schön gepriesen und ist es gewiß auch.

Ein Tempel des Augustus ist das einzige leidlich erhaltene antike Gebäude in Vienne; so viel man noch davon urtheilen kann, muß er dem maison carrée in Nismes sehr ähnlich gewesen seyn. Er bildet wie jenes ein längliches Viereck, und Säulen korinthischer Ordnung umgeben ihn an allen Seiten. Mehrere von diesen sind noch beinahe unverletzt und zeichnen durch trefflich gearbeitete Kapitäle sich aus; nur die Riefen in den Säulenschäften, welche ihnen ein so elegantes Ansehen geben, sind fast durchgängig muthwilliger Weise zerstört. Der Tempel war in seiner ursprünglichen Schönheit ringsum offen, bis auf die schmälere Hinterwand; die schlanken Säulen trugen das mit einem Giebel und trefflich gearbeiteten zierlichen Gesimsen und Friesen geschmückte

Dach. Mönchische Unwissenheit führte Mauern zwischen den Säulen auf und machte aus dem Göttertempel einen geschmacklosen viereckigen Kasten, um ihn als Kapelle der Verehrung irgend eines Heiligen zu weihen. Durch dieses, allen Kunstsinn empörende Verfahren, sind die Säulen weit über die Hälfte in dicken Mauern versteckt worden, kaum daß man noch errathen kann, was der Tempel ehemals gewesen seyn muß.

Wir bekennen, es ward uns beim Anblick dieser, in einem barbarischen Zeitalter vom Aberglauben verübten Versündigung gegen das Schöne, ganz heidnisch zu Muthe, und Schillers Götter Griechenlands wollten uns gar nicht aus dem Sinne. Der Tempel ist übrigens keine Kapelle mehr, aber etwas noch ärgeres, eine Gerichtsstube.

Nur von einem Miethbedienten begleitet, gingen wir das Museum zu besehen, und fanden einen sehr unterrichteten Mann an dem Aufseher desselben, der zugleich Lehrer der Zeichenkunst in einer damit verbundenen öffentlichen Erziehungsanstalt ist. Obgleich wir ohne alle Empfehlung zu ihm kamen, empfing er uns dennoch sehr freundlich, und zeigte uns mit unermüdender Gefällig-

keit, sowohl die im Museum als in seiner eignen Wohnung aufbewahrten beträchtlichen Sammlungen von Alterthümern. Von Geburt ist er ein Deutscher, mit Namen Schneyder, hat aber während seines vieljährigen Aufenthalts in Frankreich die Leichtigkeit verloren, sich in seiner Muttersprache gut auszudrücken, oder auch sie schnell im Gespräche zu verstehen. Seit einer langen Reihe von Jahren macht er es sich zum Hauptgeschäft, alles zusammen zu tragen und zu retten, was er von Ueberresten alter Kunst in Vienne und der umliegenden Gegend habhaft werden kann. In den nahen Weinbergen, besonders in dem, der das alte Amphitheater umschließt, auch in Feldern und Gärten, finden die Landleute täglich mitunter recht schöne Fragmente von Statuen, Basreliefs und Säulen, sobald sie etwas tief graben; auch Mosaikpflaster, Lampen, Münzen, Urnen, architektonische Verzierungen und kleine Hausgeräthe und Schmnck der Alten. Herr Schneyder hat die Leute so zu gewinnen gewußt, daß sie ihm von jedem Funde dieser Art sogleich Nachricht geben; kann er ihn dann für Geld und gute Worte habhaft werden, so versäumt er die Gelegenheit nicht;

was sich nicht transportiren läßt, zeichnet er wenigstens ab, und erwirbt sich so ganz in der Stille ein unsterbliches Verdienst um die Alterthumskunde. Die Freude daran ist die einzige seines Lebens, und auch die einzige Belohnung seiner unbeschreiblichen Mühe und Geduld. Seine Bekanntschaft machte uns groses Vergnügen; glückliche Menschen zu sehen, ist der erfreulichste Anblick, und es gibt vielleicht in der Welt keine glücklichern, als diese Sammler, besonders wenn sie an einem Ort wie Vienne leben, wo ihnen täglich neue Ausbeute wird, die ohne sie spurlos verschwände. Es wäre sehr zu wünschen, daß in allen den vielen, in dieser Hinsicht merkwürdigen Städten des südlichen Frankreichs solche Herren Schneyder lebten, noch besser, wenn alle die zerstörenden Jahrhunderte hindurch, dort immer solche Männer gelebt hätten.

Die Sammlung, welche Herr Schneyder auf diese Weise zusammengebracht hat, ist unglaublich groß, wenn man den kleinen Kreis betrachtet, auf den er sich beschränken mußte; leider aber besteht sie fast nur aus Fragmenten. Mehrere große Stücke antiker Fußböden von Mosaik zogen uns

besonders an, da sie historische Darstellungen enthalten, wie wir sie bis jetzt noch nicht gesehen hatten. Die fast unzählbaren Zeichnungen, welche Herr Schneyder in großen Mappen aufbewahrt, sind alle von seiner eignen Hand bis in's kleinste Detail höchst sauber und zierlich ausgeführt. Was sich an Mauern, in Häusern, in Kirchen, in Ställen, ja in den abgelegensten Winkeln in und um Vienne von römischen Alterthümern noch erhalten hat, griff er mit kunstreicher Hand auf, und bewahrte wenigstens den Schatten davon vor gänzlichem Untergange. Nur sah er dabei zu viel in die Vergangenheit, und suchte die Zerstörungen der Zeit durch seine Phantasie zu ersetzen. Wohl mag alles noch weit herrlicher gewesen seyn, als er es darstellt, aber im gegenwärtigen Zustande hätten wir viele seiner Originale in der Zeichnung nicht wieder erkannt. Die Barbarei des Fanatismus, die hier so viel Schönes theils vernichtete, theils durch mißverstandene Heiligung entheiligte, ist sein größter Kummer. Schmerzlich beklagte er eine schöne Säule von verde antico, die vernichtet ward, um dem Altar einer Kirche mit dem kostbaren Material zu bekleiden; dann ein prächtig

gearbeitetes Kapital einer korinthischen Säule, das jetzt, ausgehöhlt, zum Taufbecken dienen muß, und unzählige Inschriften und Basreliefs, die von den Marmortafeln herunter gehauen wurden, damit diese hernach zu Leichensteinen verbraucht werden könnten.

Bei einer armen Bauerfrau nahe an der Stadt, zu welcher Herr Schneyder uns wies, sahen wir die lieblichste Kindergruppe von Marmor, die man sich nur erdenken kann, und dazu bis auf einige unbedeutende Kleinigkeiten ganz vollkommen wohl erhalten; was um so mehr zu bewundern ist, da die Frau sie vor etwa anderthalb Jahren, beim Graben in ihrem Weinberge, kaum zwei Fuß tief unter der Erde fand. Sehr bereitwillig holte sie ihre Engelein, wie sie sie nannte, aus ihrem Kasten hervor, wo sie, in grünen Flor gewickelt, auf ihren Sonntagskleidern recht weich gebettet lagen. Die Gruppe stellt ein paar Knaben von ein- bis zweijährigem Alter, fast in Lebensgröße, vor, der ältere hält mit der linken Hand einen Vogel, fest an die Brust gedrückt, und wehrt mit vorgehaltnem Arm den kleinen Bruder ab, der ihm den Vogel entreißen will, und, da er dessen

nicht habhaft werden kann, ihn im kindischen Grimme in den Arm beißt. Der ältere Knabe scheint bei dem Bisse des schwachen Säuglings keinen Schmerz zu fühlen, sondern sieht, halb-lächelnd, dem ohnmächtigen Zürnen zu; die Körperchen, die Köpfchen, Ausdrnck und Stellung kann man sich nicht lieblich genug vorstellen. Ein Baumstamm steht jedem der Kinder zur Seite, neben dem älteren windet eine Schlange sich daran herauf, neben dem kleineren kriecht eine Eidechse in die Höhe, welche nach einem Schmetterling schnappt. Nur der eine Flügel des Vogels und ein Finger des kleineren Knaben fehlen diesem unbeschreiblich reizenden, antiken Kunstwerk, übrigens ist es ganz unversehrt.

Mehrere, welche diese Gruppen sahen, haben allerlei Allegorien darin finden wollen; Herr Schneyder hält sie, wahrscheinlich mit Recht, für Portraits zweier Kinder irgend eines reichen, vornehmen Römers, der sie vielleicht zufällig in dieser Stellung sah, und sie so von einer Meisterhand abbilden ließ; die Schlange, die Eidechse, den Schmetterling erklärt er für unbedeutende, willkürliche Verzierungen des Künstlers. Die Eig-

nerin dieser Gruppe sah mit innigem Wohlbehagen unserer Freude darüber zu, dann küßte sie ihre Engelein, wickelte sie wieder in den grünen Schleier und legte sie sorgsam in ihr Bette. Arm, wie sie ist, will sie sie jetzt doch nicht verkaufen, obgleich der Präfekt ihr eine, für sie bedeutende Summe dafür geboten hat, um sie nach Paris ins Museum zu schicken. Wenn einmal die Milords Anglois mit großen Beuteln voll Guineen wieder in's Land kämen, dann, meinte sie, könnte sie sich vielleicht entschließen, ihre Engelein wegzugeben, obgleich es ihr sehr schwer fallen würde; sogar von Reisenden und auch von uns etwas für die Mühe des Vorzeigens anzunehmen, weigerte sie sich, und es kostete wirklich Ueberredung, sie dazu zu bewegen.

Nachdem wir uns in Vienne lange genug bei den Ueberresten des Heidenthums aufgehalten hatten, besuchten wir auch die große alte Kirche St. Maurice, eine der schönsten in Frankreich. Schon die Höhe, auf welcher diese prächtige Kirche steht, gibt ihr ein imposantes und feierliches Ansehen; acht und zwanzig breite steinerne Stufen führen zu ihr hinauf. Die reichen Verzierungen des Por-

tals, die Statuen, welche die Façade schmückten, wurden in der Revolution zerstört und verstümmelt, ohne daß der majestätisch große Eindruck des Ganzen darunter litt. Lange ward sie als Fouragemagazin mißbraucht; jetzt war man eifrig damit beschäftigt, sie wenigstens im Innern wieder herzustellen, um sie auf's Neue zum Gottesdienste weihen zu können. Die prächtigen gemalten Fenster, einige Altäre, vieles schön gearbeitetes altes Schnitzwerk und einige Monumente, sind wie durch ein Wunder, dem allgemein herrschenden Zerstörungsgeist entgangen. Das marmorne Denkmal, welches hier zu Anfange des vorigen Jahrhunderts dem Cardinal Armand de Montmorin errichtet ward, gehört gewiß zu den besten plastischen Kunstwerken jener Zeit, und steht fast unverletzt da. Es ist die Arbeit des berühmten Renatus Michael Slodts, eines Sohnes des ebenfalls rühmlich bekannten Bildhauers Sebastian Slodts, der gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts von Antwerpen, seiner Vaterstadt, nach Paris zog, wo er in Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden manches bedeutende Denkmal seiner Kunst hinterließ.

Der Sohn übertraf indessen seinen Vater bei

weitem. Er brachte eine lange Reihe von Jahren in Italien, namentlich in Rom zu, wo man ihn für einen der ersten Künstler seiner Zeit anerkannte. Dort steht noch, in der Peterskirche, die Statue des heiligen Bruno von seiner Hand. Er stellte den Heiligen in dem Momente dar, in welchem dieser die ihm angetragene Bischofswürde ausschlägt, und sein Werk wird noch immer seines seltnen Kunstwerths wegen, als ein Meisterstück jener Zeit betrachtet und bewundert. Slodts wußte mit ächt niederländischem Kunstfleiß, und dennoch fern von aller Aengstlichkeit, den Marmor mit unendlicher Sauberkeit zu behandeln und ihm Geist und Wahrheit zu verleihen; er war ein trefflicher Zeichner, seine Gestalten, vor allem seine Gewänder zeichnen durch ungesuchte Grazie und treues Nachahmen der Natur sich aus, und seine Zeitgenossen hielten ihn so hoch, daß sie ihn sogar den zweiten Michel Angelo nannten.

Auch dieses Denkmal des Cardinals Armand von Montmorin, vollendete der Meister noch während seines Aufenthalts in Rom, von wo er aber bald darauf nach Paris sich wandte, um dort bis an das Ende seines Lebens zu bleiben. Der Car-

dinal ruht in halb liegender Stellung, im vollen priesterlichen Ornat; mit der Linken hält er die Rechte seines neben ihm stehenden Nachfolgers, der dieses Monument errichten ließ, mit der Rechten deutet er auf den Bischofsstab und die Mitra, welche beide neben dem Sarkophage auf einem Kissen ruhen; ein Genius hält das Wappenschild des Nachfolgers, das des Hauses Montmorin ist an dem Sarkophage angebracht. Die Köpfe der beiden Cardinäle sind edel und ausdrucksvoll, besonders der des Sterbenden, die Ausführung des Ganzen höchst vollendet, vorzüglich in den gut gehaltnen Draperien. Die Spitzenkanten unten an den Chorröcken sind fast bis zur Täuschung fein gearbeitet.

Gegen Abend verließen wir Vienne, um die wenigen Meilen bis Lyon vollends zurück zu legen. Zuerst empfing uns ein von der Rhone durchströmtes Felsenthal, dann kamen wir reichen Kornfeldern, blumigen Wiesen und schönen Weinbergen vorüber, bald nahe, bald entfernter vom breiten, mit grünen waldigen Inseln geschmückten Strome, bald über die Felsenreihen am Ufer, bald tief unten in schattigen Thälern, bis wir noch vor gänzlichem Einbruche der Nacht die große, einst vor

allen andern blühende Stadt erreichten, deren gänzliche Vernichtung in den Tagen der Schreckenszeit gesetzlich ausgesprochen ward, und die jetzt anfing, sich vom überstandenen Elende langsam zu erholen.

Lyon.

Lyon ist eine der häßlichsten, der schönsten, der größten Städte in Frankreich, auch wohl in Europa, wenn man einige Residenzen abrechnet. Dicht vor ihren Mauern vereinigen sich zwei große schiffbare Ströme, und die günstige Lage bestimmt sie zur bedeutenden Handelsstadt. Die Saone strömt mitten durch die Stadt, und trennt den ältern Theil derselben von dem neuern, der auf einer Halbinsel oder vielmehr Erdzunge zwischen ihr und der Rhone erbaut ist. Diese begränzt die Stadt von der Mittagsseite, an dem andern Ufer derselben liegt eine später erbaute kleine Vorstadt. Mit schönen großen Gebäuden besetzte breite Quais schmücken die Ufer beider Ströme,

und bilden den schönsten und volkreichsten Theil der Stadt. Beide wurden eben mit Reihen von jungen Bäumen besetzt, weil die, welche sonst hier reichen Schatten gaben, in der Revolution gefällt wurden.

Die Straßen mitten in der Stadt sind beinahe alle sehr enge, schmal, winkelig und krumm; doch sieht man in ihnen viele schöne, oft sieben bis acht Stockwerke hohe Häuser, auch gibt es hier mehrere freie Plätze, zum Theil mit ansehnlichen Gebäuden umgeben; diese aber tragen besonders die Spuren theils absichtlicher, theils in der fürchterlichen Belagerung der Stadt entstandener Verwüstung.

Wir wohnten im Hôtel de l'Europe am großen Platze Bellecour, dem schönsten der Stadt, der zugleich ein Lieblingsspaziergang der Einwohner war, als die vielen Reihen prächtiger Bäume hier noch standen, die eben in der Revolution fielen, und an deren Stelle man jetzt anfing neue zu pflanzen. Mehr als zwanzig, vor wenigen Jahren noch große, prächtige Häuser lagen jetzt hier völlig zerstört als Schutthaufen da; sie wurden in der Schreckenszeit demolirt, als die Majestät des

Volks förmlich decretirte, Lyon spurlos zu vertilgen, weil diese Stadt allein dem Schwarme der wüthenden Republikaner widerstand, und der alten Ordnung so wie dem Könige treu bleiben wollte. Jetzt fing man an, auf Befehl des Kaisers die Häuser ganz langsam wieder aufzubauen, die in wenig Tagen vernichtet worden waren. Auch im übrigen Theile der Stadt, besonders an großen Plätzen, ist die Anzahl der auf diese Weise niedergerissenen Häuser nicht klein, aber noch größer die Zerstörung, welche die Kugeln der Karmagnolen während der Belagerung anrichteten; überall findet man noch traurige Spuren davon, besonders an dem Quai längs der Rhone. Hier liegt das sehr große, prächtige Hôtel Dieu; es gleicht von außen mehr einen fürstlichen Palast als einem Hospitale. Zweitausend Kranke und schwache Arme werden in dieser der Wohlthätigkeit geweihten Anstalt, größtentheils von barmherzigen Schwestern verpflegt, aber leider stimmt die innere Einrichtung derselben nicht zu dem prachtvollen Aeußern, und macht noch manche Verbesserung wünschenswerth. Auf Erhaltung der Reinigkeit der Luft wird wenig darin gesehen, hun-

dertweise liegen die Kranken in großen Sälen zusammen, oft zwei in Einem Bette, Sterbende und Genesende, und jeder muß neben seinem eigenen Jammer auch noch den der Andern tragen.

Auf dieses Gebäude richteten die Republikaner mit tigerartiger Grausamkeit recht absichtlich ihre mörderischen Feuerschlünde, und beschossen es mit glühenden Kugeln; die schöne Façade trägt noch die Spuren davon. Sie wollten die Verwundeten, die hier herein gebracht wurden, vollends tödten, und leider wurden auch viele das Opfer ihres unersättlichen Blutdursts.

Eine lange, mit schönen Pappeln besetzte Allee endet den Quai und geht längs der Erdzunge, bis zu dem schönsten und interessantesten Punkte in Lyon, wo die Saone sich mit der Rhone vereinigt. Die große Wassermasse beider Ströme, der Anblick der Stadt, die mit schönen Landhäusern geschmückten hohen malerischen Felsenufer der Saone, die reich bebauten, hier flächeren Ufer der Rhone, die Vorstadt auf diesen, alles bildet hier eine entzückend-mannichfaltige Aussicht, die sich mit keiner andern vergleichen läßt.

Der jenseits der Saone, auf einer beträchtli-

chen Anhöhe erbaute ältere Theil der Stadt, verdankt seine erste Entstehung den Römern, die hier das alte Lugdunum gründeten, eine reiche herrlich-blühende Pflanzstadt, zu einer Zeit, wo das jetzige Paris noch als Lutetia in seinen Sümpfen halb begraben lag. Sehr zerstörte Trümmer eines Aquäducts in der Nähe, Grundmauern eines Theaters, einiger Paläste und Tempel zeigen dem Alterthumskenner noch Spuren versunkener Herrlichkeit, können aber auch nur ihn interessiren; denn kaum läßt sich aus hin und wieder zwischen elenden Hütten verstecktem altem Gemäuer die ehemalige Gestalt der einst hier stehenden Gebäude einigermaßen errathen. Der Weg zu ihnen ist höchst beschwerlich, und ihr Anblick im jetzigen Zustande nicht lohnend für den, welcher ohne andern Zweck, als den der Schaulust, sie aufsucht.

Jetzt ist dieser unbeschreiblich schmutzige und dunkle Theil von Lyon der Wohnplatz seiner ärmsten Bewohner. Hier, wie in allen Fabrikstädten, stieg das Elend und die Anzahl der Armen zu großer Höhe, obgleich die Wohlthätigkeit der Reichen viel für sie thut. An öffentlichen Anstalten zu ihrer Verpflegung mangelt es nicht, auch für

Findelkinder und Waisen ist gesorgt, doch kann dem Uebel dadurch nicht gesteuert werden; denn die immer kümmerliche Existenz dieser sehr fleißigen, arbeitsamen Menschen hängt hier mehr als irgendwo vom Gedeihen des Seidenbaues ab, und vor allem von den ewig schwankenden Gesetzen der Mode. Letztere waren bei der allgemeineren Einführung baumwollener Zeuge ihnen seit längerer Zeit nicht günstig, und das Unheil, welches die Revolution stiftete, zerstörte in Frankreich vollends allen bürgerlichen Wohlstand. Neues Erblühen des Handels und der Gewerbe können nur allmählich alle die Wunden heilen, die eine lange Reihe unglücklicher Jahre schlug. Napoleon suchte freilich durch große Bestellungen für seine ungemessene Prachtliebe die Fabriken wieder zu beleben, aber auch diese konnten doch verhältnißmäßig nur Wenigen Brot und Beschäftigung geben.

Die wohlthätigen Stiftungen, einige Kirchen und öffentliche Gebäude ausgenommen, findet der Fremde in Lyon wenig sogenannte Sehenswürdigkeiten. Bedeutende Kunstsammlungen existiren hier nicht, die Stadtbibliothek war, als die zahlreichste in Frankreich, nächst der in Paris ehemals sehr

merkwürdig, aber die Karmagnolen quartirten nach der Einnahme der Stadt eine große Anzahl Soldaten in dem Gebäude ein, welche sechs Monate hindurch die Bücher zum Einheizen benutzten. In welchem Zustande also diese Büchersammlung jetzt ist, läßt sich denken.

Das dermalige Lyceum war sonst ein großes prächtiges Jesuitenkloster, es liegt am Quai der Rhone, hat aber auch während der Belagerung viel gelitten. Die Aussicht aus den Fenstern desselben auf den Strom und den gewühlvollen Quai ist wunderschön, am schönsten aber von der Terrasse, welche das Lyceum mit dem dazu gehörigen Bibliothekgebäude verbindet. Die reiche Façade des Rathhauses, eines der schönsten Gebäude in Lyon, steht jetzt ebenfalls verwüstet da, und zeigt nur noch Spuren ihrer ehemaligen Schönheit; denn die sie schmückenden Statuen und Verzierungen wurden alle heruntergerissen oder verstümmelt. Der Hof eines nahe am Rathhause liegenden ehemaligen Nonnenklosters ist jetzt als Börse der Versammlungsort der Kaufleute. Ob die frommen Schwestern, die sonst hier hauseten, es im Grabe ruhig ansehen, daß so viel Männer an dem

heiligen Ort jetzt Handel und Wandel treiben, und nicht zuweilen gespenstisch dazwischen fahren, wissen wir nicht; wohl aber, daß der große Raum und die ihn umgebenden, oben bedeckten Säulengänge ihrer jetzigen Bestimmung recht angemessen sind.

Die nahe an der Börse auf einer Anhöhe erbaute große alte Johanniskirche besuchten wir auch. Das Aeußere derselben ist schmuckloser und weniger imposant, als das der Moritzkirche in Vienne, aber der Eintritt in das Innere machte auf uns einen höchst feierlichen Eindruck. Ein röthliches Dämmerlicht erfüllte das hohe, wunderbar in einander verschlungene Gewölbe, die hohen gemalten Fenster erglänzten im Strahl der durch sie gemildert hindurch schimmernden Sonne wie farbige Juweelen, und bildeten wunderbare Reflexe an den kühn emporstrebenden Pfeilern, welche das Gewölbe unterstützen. Ueberall herrschte feierliche Stille in dem großen der Andacht geweihten Tempel.

Ein sehr künstliches Uhrwerk in dieser Kirche war sonst berühmt, es zeigte nicht nur Tage, Stunden, Minuten und Secunden, auch die hohen Fest-

tage, den Mondwechsel, die Jahreszahl und alles, was auf die Zeit, in der man eben lebt, Bezug hat. Die Dreifaltigkeit, die heilige Jungfrau, alle Apostel, viele Heilige, selbst der Hahn des Petrus spazierten zu bestimmten Stunden heraus und hinein und machten allerhand Künste. In der Belagerung ward auch dieses Kunststück verdorben und wird wohl schwerlich wieder in den vorigen Zustand versetzt werden können.

Vom Thurme der Kirche überblickten wir die ganze große Stadt zu unsern Füßen und ihre, von zwei großen Flüssen durchströmte, wunderschöne Umgegend. Am fernen Horizonte schimmerten die schneebedeckten hohen Alpen der Schweiz und Savoyens uns entgegen, ein weißliches, glänzendes Wölkchen in der fernsten Ferne ward uns als der Montblanc bezeichnet, den wir hier voll froher Erwartung zum ersten Mal begrüßten.

Lyons Umgebungen.

Miß Lucy hatte, ihrem Versprechen gemäß, wenige Tage nach unserer Ankunft sich wieder bei

uns eingefunden, und war uns eine recht liebe Begleiterin bei allen unsern kleinen Exkursionen; indem Yorick hier wenig zur Sprache kommen konnte, und auch weder von frühem Aufstehen noch bösen Wegen die Rede war. Die von England so ganz verschiedene und doch so schöne Gegend um Lyon entzückte sie besonders, auch ist deren erster Anblick wahrhaft bezaubernd, besonders an den Ufern der Saone. Hohe, dicht aneinander gereihte Felsen umgeben hier den Strom an beiden Seiten, und freundliche, mitunter sehr ansehnliche Landsitze der reichen Bewohner Lyons liegen in langen Reihen am Abhange der bis oben hinauf mit Reben und Gesträuch bedeckten Berge, aus deren reichem Blätterschmucke nur an einzelnen Stellen eine Felsenspitze schroff und kahl in malerisch-gezackter Form emporsteigt. Still und silbern fließt der breite, von Böten lebendige Strom; nur die sehr schöne Chaussee trennt ihn von den Gärten, welche die Landhäuser an beiden Ufern rings umgeben.

Wie ein Smaragd in Silber gefaßt, liegt, nicht sehr entfernt von der Stadt, die Insel Barbe, mitten in der sich an dieser Stelle sehr

ausbreitenden Saone. Sie ist der Lieblingsort der Lyonaiser, welche keine eignen Landhäuser besitzen, das heißt, fast aller aus dem Mittelstande, denn hier hat nicht jeder Schuster oder Schneider seine Bastide, wie in Marseille. Sonntags und an den Feiertagen wimmelt es auf dieser Insel von fröhlichen Menschen, die dort alles finden, was besonders dem Franzosen zum Leben unentbehrlich ist; dahin gehört ein hübscher Garten an dem wohleingerichteten Gasthofe, vorzüglich aber Musik, Tanz, Erfrischungen, und vor allem Gelegenheit zu schwatzen, zu sehen und gesehen zu werden.

Das Landhaus und der Garten, welche man für die schönsten um Lyon hält, gehören einem sehr angesehenen Kaufmanne, dem wir addressirt waren. Der Eigner hatte die Güte, uns selbst in seiner schönen Besitzung herumzuführen, dabei erwähnte er wiederholt und mit großem Behagen, daß das Haus genau nach dem Plan des Schlosses zu Versailles erbaut, und dabei hier auf jeden dortigen Fuß ein Zoll gerechnet sey. Einem Franzosen ist bekanntlich Versailles das erste Wunder der Welt, wir aber konnten nur die Idee

etwas wunderlich finden, ein solches großes Modell zum bürgerlichen Wohnhause zu machen. Unerachtet des sehr verkleinerten Maßstabes hat dies Gebäude noch immer ein schloßartiges, grandiöses Ansehen; aber ihm mangelt die zierliche häusliche Bequemlichkeit, die bei einem ländlichen Aufenthalt uns vor allem wünschenswerth erscheint, und welche den kleineren englischen Landhäusern einen so unbeschreiblichen Reiz gibt. Ein hübsches Blumenparterre vor dem Hause mit zwei ziemlich hohen Springbrunnen, und an beiden Seiten mit schattenden Alleen umgeben, kam uns zwar auch ein wenig à la mode de Versailles vor; ist aber doch recht angenehm. Auch sind hier ein Paar Kaskaden angebracht, die indessen nur bei festlichen Gelegenheiten angelassen werden, und dann, vom Felsen herabströmend, sich recht hübsch machen. Dicht hinter dem Hause erhebt sich ein steiler, mit Bäumen und Gesträuch bewachsener Fels, mannichfaltige, oft etwas unbequeme Fußwege schlängeln sich dort durch die dichten Schatten, und gewähren an einzelnen Stellen sehr reizende Aussichten auf den Strom, auf das entgegengesetzte Ufer und die Insel Barbe. Diesem Theil der

Anlagen erzeigt man die Ehre, ihn einen englischen Park zu nennen, denn die Franzosen haben, wie auch hin und wieder die Deutschen, gar sonderbare Begriffe von dem, was ein solcher Park eigentlich ist.

Die übrigen Landsitze um Lyon sind, bei weniger Prätension, von minder vornehmem Ansehen, mitunter aber auch recht groß und schön. Alle haben eine herrliche Lage und köstliche Umgebungen, aus denen sich viel Schönes machen ließ, doch konnten wir nun einmal den kleineren französischen Gärten im neuern Styl wenig Geschmack abgewinnen, da wir die englischen kannten, wo man bei beschränktem Raum es selten versucht, etwas Großes machen zu wollen, sondern sich mit einem einfachen, mit Blumen geschmückten Grasplatz, und einigen, von blühendem Gesträuch umgebenen, schattenden Baumgruppen gern begnügt.

Die großen altfranzösischen Gartenanlagen, welche in alterthümlicher Pracht die königlichen Schlösser umgeben, sind in ihrer Art wahrhaft schön und imponirend, so lange sie bleiben, was sie seyn sollen, eine Fortsetzung der großen Gallerieen und Säle des Palastes, wo sich der statt-

lich geschmückte Hof im Freien ergehen kann. So wie sich dieses Volk aber der Natur nähern will, wird es kleinlich und manierirt; und in seinen ländlich seyn sollenden Gärten mußten wir immer bei jedem Schritt an die in Rosa-Atlas gekleideten, zierliche Schäferstäbe in den Händen haltenden Schäfer und Schäferinnen seiner Bühnen und seiner Idyllen denken, als die einzige zu diesen Landschaften passende Staffage.

So reizend uns die Lage aller dieser Landhäuser an der Saone auf den ersten Anblick erschien, so fühlten wir doch, daß diese Gegend uns auf die Länge zu einförmig werden würde. Den Aussichten mangelt nämlich alle Ferne, aller Mittelgrund; man sieht ewig nur den Strom, die Insel, das gegenüber liegende, freilich herrlich bebaute Ufer und seine waldbekrönten Felsen. Wer nicht wie eine Gemse klettern kann oder mag, ist einzig auf das lange, schmale Thal beschränkt, hat keinen andern Spaziergang, als den längs dem Ufer des Stroms auf der Heerstraße, und muß immer wieder umkehren, um denselben Weg zurückzugehen, den er hinwärts nahm. An den Ufern der Rhone ist es hier eben so, diese

sind indessen weniger mit Gartenhäusern angebaut, weil sie weniger schön und flächer sind, und werden deshalb seltner besucht.

Lyoner Fabriken.

Unzählige Bedürfnisse des Luxus und der Mode, die nirgend besser und wohlfeiler als in Lyon befriedigt werden können, machen diese Stadt merkwürdig und berühmt. Unmöglich ist es, nur alle die einzelnen Artikel aufzuzählen, welche fleißige Hände hier in großer Menge hervorbringen; sie kleiden und putzen halb Europa. Alles wird hier gewoben und gearbeitet. Seidene Stoffe, Bänder, die schönsten Stickereien, die man sich nur denken kann, in Gold, Seide und Baumwolle; goldene und silberne Tressen und Verzierungen aller Art, Knöpfe, Petinet, Gaze, Sammet. Das lange Register von allem, was hier in den vielen Manufakturen entsteht, würde leicht ermüdend und doch nie vollständig werden, weil jeder Tag neue Erfindungen hervorbringt. Wir

wünschten sehr, die Entstehung einiger Hauptfabrikate vom Anfange an zu sehen, aber das ist in Lyon unmöglich. Die nach englischer Art eingerichteten Maschinen, auf welchen die Seide gesponnen wird, sind alle theils auf dem Lande, theils in kleinern Städten, und die Seide selbst wird daher schon zum Weben bereitet eingeführt. Die Arbeiter der Fabriken betreiben ihr Geschäft einzeln in ihren Wohnungen; das rohe Material wird ihnen vom Fabrikherrn geliefert, das Muster vorgeschrieben, und die Arbeit nach dem Stabe bezahlt. Daher muß man einen in Lyon wohlbewanderten Führer haben, wie wir ihn auch glücklicher Weise gefunden hatten, der die einzelnen Wohnungen der vorzüglichsten Arbeiter kennt, wenn man nur etwas davon sehen will. Dennoch ist der Anblick bei weitem nicht so belehrend und interessant als der, welchen die großen Fabriken in England gewähren, wo alle Arbeiter in einem großen Gebäude versammelt, einander in die Hand arbeiten, und jeder einzelne nur den Theil des Ganzen liefert, den er in größter Vollkommenheit hervorzubringen versteht.

Unangenehm ist es zwar, in den schmuzig-

engen Straßen oft sieben bis acht Treppen hoch zu steigen, bis zur ärmlichen Wohnung einer fleißigen Familie, welcher der unerwartete Besuch oft störend erscheint, dennoch machten wir mehrere solche Besuche. Wir erstaunten bei jedem über die bewundernswerthe Geschicklichkeit und Geschwindigkeit, mit der hier das Schönste und anscheinend Schwierigste hervorgebracht wird, während uns die augenscheinlich große Armuth dieser fleißigen, durchgängig rechtlichen Menschen mit stiller Wehmuth ergriff. Nichts kann schneidender kontrastiren, als ihre kümmerliche, fast nur auf das Unentbehrlichste beschränkte Existenz, mit der Pracht der unter ihren Händen entstehenden glänzenden Stoffe. Alles, womit wir unser Daseyn schmücken, entspringt leider in den Hütten der Armen, oft unter Seufzern und bittern Thränen; wir denken in unsrer Freude nicht daran und dürfen es auch nicht, wenn wir nicht jeden Genuß uns zwecklos verbittern wollen; aber doch ist es uns gut, wenn wir in einzelnen Momenten daran erinnert werden, und das wurden wir hier. Die große Anzahl von Arbeitern, bei verhältnißmäßig wenig bedeutenden Bestellungen, hat den

Preis ihrer Arbeit so herabgesetzt, daß sie mit aller Anstrengung kaum das Nothdürftigste erwerben können. So fanden wir eines Tages in einem reinlichen, aber ärmlichen Zimmer eine ganze Familie bei ihrem kargen Mittagsbrode vereint; nur die älteste Tochter, ein schönes blasses Mädchen von achtzehn Jahren, saß am Webestuhl und arbeitete emsig an einem reichen Stoffe mit wunderschönen Blumen, der in St. Cloud die Zimmer der Kaiserin zu schmücken bestimmt war; sie webte, während ihr Vater aß, damit die Arbeit ununterbrochen fortgesetzt würde, und der einzige Webestuhl, den sie besaßen, keine Minute ruhe, selbst in den Stunden des Schlafes wechselte sie so mit dem Vater; und doch sahen wir deutlich, daß dieser angestrengte Fleiß die noch aus der Mutter und ein paar kleinen Kindern bestehende Familie nur dürftig ernähre, obgleich dieser Arbeiter gewiß einer der vorzüglichsten war, da man ihm die Ausführung einer so bedeutenden Bestellung anvertraut hatte.

Eben so trafen wir es durchgehends bei mehreren ähnlichen Besuchen; überall Armuth, und dennoch knattert der Webestuhl in allen diesen

Wohnungen beinahe Tag und Nacht. Die Farbenpracht, die Schönheit der geschmackvollen Muster, welche auf ihm entstehen, übertreffen in dieser Hinsicht oft selbst die Zaubereien des Pinsels. Auch die Stickerinnen betreiben hier ihre Arbeit fabrikmäßig, sie wirken Wunder mit ihrer Nadel, müssen aber leider fast immer diese mühsam erworbene Kunst mit dem früheren Verlust ihrer Sehkraft bezahlen.

Das Sammetweben interessirte uns besonders, weil wir es nie vorher gesehen hatten. Die andern Stoffe werden doch immer wie Leinwand gewoben; und das Hervorbringen der Muster hat die größte Aehnlichkeit mit dem Weben des damastnen Tischzeugs; anders ist es mit dem Sammet. Eine platte messingene Nadel, oben mit einem feinen, fast unsichtbaren Einschnitt der Länge nach versehen, wird blitzschnell zwischen die doppelten Fäden des Einschlags geschoben und dann mit einem Faden festgewebt, jedem Faden folgt eine Nadel, jeder Nadel ein Faden, bis der Webestuhl angefüllt ist. Mit einem eignen haarscharfen Instrument von Stahl, das genau in den Einschnitt der Nadel paßt, schneidet der Weber zuletzt die

die Nadel bedeckenden Fäden auf, und das geschieht mit so unbegreiflicher Schnelle und Sicherheit, daß wir kaum mit den Augen folgen konnten. Bei'm ungerissenen Sammet werden die Nadeln nur herausgezogen und das Schneiden unterbleibt.

Die übrigen Fabriken übergehen wir mit Stillschweigen, um nicht zu weitläuftig zu erscheinen, alle beschäftigen mehrere Tausend fleißige Hände; selbst das Erfinden und Ausmalen der Muster ist ein Haupterwerb für viele, die in bessern Verhältnissen vielleicht bedeutende Künstler geworden wären.

Die Bewohner von Lyon und ihr geselliges Leben.

Aus allen diesem geht hervor, daß das Lyoner Volk sehr arbeitsam und fleißig ist, und diese Tugend ist bei ihm der Quell vieler andern, besonders im häuslichen Leben, die man im übrigen Frankreich weit seltner antrifft. Ihre treue Anhänglichkeit an den König, an ihren Glauben, an

die Gesetze, mußten die Lyonaiser mit Strömen des edelsten Bluts, mit fast gänzlicher Zerstörung ihres ehemaligen Wohlstandes büßen; und daß nicht die ganze Stadt von der Erde vertilgt ward, rechnete man ihnen noch obendrein als unverdiente Gnade an. Achttausend der geachtetsten Einwohner wurden nach dem endlichen Einrücken der Karmagnolen in dieser Stadt hingerichtet; die Frauen fielen unter dem Mordbeil der Guillotine; die Männer wurden in Masse dicht vor der Stadt erschossen, weil das Guillotiniren den Mördern zu langsam dünkte. Die Kanonen, mit denen man sie mordete, waren mit gehacktem Eisen geladen; nach mehreren Schüssen, als alle niedergesunken waren, rief man den nur Verwundeten zu, sich aufzurichten, weil man sie begnadigen wolle, viele folgten dem Ruf und wurden im nämlichen Moment von neuen Schüssen zu Boden gestreckt. Niemand durfte den Sterbenden nahen, alle lagen hülflos verlassen, bis der Tod ihrer Qual ein Ende machte.

Der Sohn eines dieser Gemordeten erzählte uns diese grausenvolle Geschichte an dem Orte, wo sie geschah, auf einer großen Wiese vor dem

Thor; er selbst war damals noch nicht dem Knabenalter entwachsen gewesen, nur seine Jugend hatte ihn vor einem ähnlichen Schicksale bewahrt. Es lebt keine angesehene Familie in Lyon, die nicht an diesem verhängnißvollen Tage durch den Verlust naher Verwandten und Freunde in tiefe Trauer versetzt worden wäre; der größte Theil dieser Schlachtopfer waren Hausväter, die sonst in Ehre und Ansehen lebten, alle ausgezeichnet rechtliche Männer aus dem Bürgerstande.

Unfern der Wiese, auf welcher die Väter langsam verbluteten, fielen wenig Tage vorher ihre Söhne in einer Pappelallee, dreitausend blühende Jünglinge, fast alle aus den ersten Familien der Stadt, die sich muthig den eindringenden Tigern entgegen stellten und nicht wankten und wichen bis in den Tod. Sie waren die Glücklichen, sie starben mit dem Degen in der Hand im gerechten Kampfe, vor ihrer Eltern schmachvoller Ermordung, deren Anblick ihr ehrenvoller Tod ihnen ersparte.

Wenn wir alle diese blutigen Gräuel hier auf dem Schauplatze derselben von Augenzeugen erzählen hörten, von jungen Männern, deren Väter,

deren Freunde und Verwandte zum Opfer wurden, so staunten wir, daß noch ein Mensch in Lyon fröhlich seyn oder gar lachen kann. Wir begriffen die Möglichkeit nicht, hier zu leben, davon sprechen zu können, ohne vor Schmerz zu vergehen. Die vielen Blumen auf der unseligen Wiese sahen wir mit Blute befleckt blühen; die hohen Pappeln flüsterten uns schauerlich wie Seufzer der unschuldig Gemordeten, aber der diesem Volke angeborne Leichtsinn weiß nichts von alle dem. Daß die Franzosen keine Sehnsucht kennen, ist eben so bekannt, als daß ihre arme Sprache kein Wort für dies Gefühl hat; indessen auch Erinnerung scheint ihnen zu mangeln; sie haben es nicht nöthig, ein unglückliches Geschick allmählich zu verschmerzen, sie vergessen es, so wie es überstanden ist. Das Geschichtliche davon bleibt ihnen zwar, aber der Eindruck davon verfliegt. Wie wäre es sonst möglich, daß wir hieher geführt wurden, als zu einer Merkwürdigkeit?!

Der Charakter der Bewohner von Lyon ist jedoch ernster, sittlicher, als es in Frankreich sonst gewöhnlich. Fast möchten wir sagen, sie haben etwas Deutsches in ihrer Art zu seyn, was wohl

aus ihrem thätigen, arbeitsamen Leben entspringt, vielleicht auch mit der Nähe der Schweiz zusammenhängt. Sie tanzen, sie singen zwar auch, und während der Carnevalszeit geht es ebenfalls in Lyon unter Armen und Reichen gar lustig her; aber ihre Freude ist geregelter als in andern französischen großen Städten, und artet seltner in niedre Ausschweifung aus. Der Luxus ist geringer, und die alles verwüstende Spielsucht ein hier fast unbekanntes Laster, das wenig Gelegenheit zur Befriedigung findet. Der ehemalige Wohlstand, welchen der sonst blühende Handel in dieser großen Stadt verbreitete, ist mit seiner Quelle in der Schreckensperiode ganz gesunken. Zwar fängt man an sich allmählich zu erholen, und die großen Manufacturen und Handelshäuser erheben ihre Häupter wieder, aber die ärmere Klasse wird noch lange mühselig arbeiten müssen, ehe ihr die vergangnen guten Zeiten wiederkehren.

Den geselligen Ton in den Häusern bedeutender Kaufleute fanden wir sehr angenehm; es liegt etwas Herzliches, etwas Familienhaftes darin, das uns oft an unser Deutschland mahnte. In

den Häusern herrscht Ordnung und Reinlichkeit, aber wenig Prunk; und alles deutet darin auf freundliche ruhige Häuslichkeit, auf trauliches Zusammenleben der Mitglieder der Familie unter sich, bei sehr zuvorkommender Gastlichkeit gegen Fremde. In Lyon fällt es Niemandem ein, ein zweites Paris daraus zu machen, obgleich die Stadt nicht minder groß und volkreich ist, als Bordeaux und Marseille. Kleidung und Sitte der Frauen sind bescheiden; den Tag über gehen die Männer ihren Geschäften nach, später suchen sie Erholung im Kreise ihrer Familie und ihrer Freunde. Das Visitenwesen wird weniger eifrig betrieben, aber Abends um sieben oder acht Uhr versammeln sich gute Bekannte ungeladen, bald in diesem, bald in jenem Hause. Der ältere Theil der Gesellschaft spielt ein sehr niedriges Spiel, die jüngere Welt belustigt sich auf ihre Weise, oft mit Musik und Tanz, zuletzt wird ohne viele Umstände ein leichtes Abendessen aufgetragen, wie es eben vorhanden ist. Denn da man hier durchgängig schon zwischen zwei und drei Uhr zu Mittag ißt, so gibt es auch einen Nachmittag und Abend; und die gute alte fröhliche Sitte, mit einander zu

Abend zu essen, ist in Lyon nicht, wie sonst fast überall, verschwunden.

Bei größern dazu eingeladnen Gesellschaften, deren es viele gibt, sind diese Abendessen recht gewählt und reichlich, ohne Ueberfluß; doch bleibt auch bei ihnen der Ton der Gesellschaft leicht und fröhlich. Hohes Spiel sahen wir nie, selten eine Bouillotte, und nirgends hört man, wie in Bordeaux, das ewige Klappern der Würfel.

Ins Theater, zu öffentlichen Concerten und Bällen, darf jede rechtliche Frau ihre erwachsenen Töchter führen, ohne Furcht, sie in schlechte Gesellschaft zu bringen: denn das Laster wandelt hier nicht öffentlich mit frecher Stirn, wie in Marseille. Das Schauspielhaus ist weder von innen noch außen elegant, und steht in dieser Hinsicht weit hinter denen andrer großer Städte zurück, aber die Truppe gehört zu den besten in Frankreich, auch wird das Theater fleißig besucht, und wir wohnten mehreren Vorstellungen, besonders von Lustspielen bei, die bei vollem aufmerksamen Hause recht vorzüglich gut gegeben wurden. Ballette fehlten noch jetzt, doch sprach man davon, daß auch diese für die Zukunft eingerichtet werden soll-

ten. Von kleinen Nebenschauspielhäusern vernahmen wir nichts, diese mußten also hier wenigstens nicht vorzüglich seyn; auch hat die minder begüterte Classe der Einwohner wohl schwerlich viel Zeit oder Geld darauf zu verwenden übrig.

Alle Gebräuche der katholischen Kirche werden von den Einwohnern Lyons strenge beobachtet, und niemand versäumt leicht die Messe. Wir sahen eine große Procession durch alle Straßen ziehen, von mehrern Tausenden der Einwohner begleitet, welche den Himmel um gedeihliches Wetter für die Seidenwürmer anflehte. Die vielen Priester, welche sie anführten, waren fast alle hochbejahrte Greise, die während der Schreckenszeit, welche ihnen den Tod drohte, von den Frommen mit eigner Lebensgefahr geborgen wurden. Einem wunderthätigen Marienbilde, in einer Kapelle oben auf dem Berge, an dessen Abhang die Johanniskirche liegt, war vors erste noch das Wunderthun untersagt, dafür aber hatte sich seit kurzer Zeit in der Kirche selbst ein anderes, bis dahin wenig geachtetes Bild, mit allerlei Mirakeln hervorgethan. Die Gläubigen strömten in großer Zahl jetzt diesem zu, und eine bedeutende Anzahl

ganz neuer wächserner ex voto vor dessen Altare, bezeugten, wie wohlthätig es sich an ihren kranken Armen, Beinen, Augen und andern Gliedmaßen bewiesen hatte und noch täglich bewies.

Der Tag unsers Abschiedes von Lyon war auch der von Miß Lucy, die nun mit schnelleren Schritten ihrem Vater in Verdün zuzueilen beschloß; und so wandten wir uns auf verschiednen Wegen von einander, wahrscheinlich für immer.

Reise von Lyon nach Genf.

Noch eine gute Strecke weit begleitete uns die Rhone durch eine entzückende Gegend; die hohen Alpen Savoyens und der Schweiz winkten uns aus der Ferne, jede Krümmung des breiten, wildbrausenden Stroms gewährte eine neue lachende Aussicht, und so wie wir weiter kamen, schien uns immer die, welche eben vor uns lag, noch schöner als die, welche wir eben bewundernd verlassen hatten. Hinter der ersten Station verloren wir die Rhone aus dem Gesicht, aber die Gegend

blieb sich gleich an mannichfaltigem Reichthum. Bald kamen wir an großen Kornfeldern vorbei, bald an Weingärten, an grünenden Höhen und großen schattenden Baumgruppen. In mannichfaltigen Krümmungen windet sich der nicht breite, silberklare Strom Ain, durch ein blühendes Thal, das uns lebhaft an das schöne Thal von Richmond bei London erinnerte. Die prächtigen Villen, die dort die Ufer der reichen Themse verschönen, fehlen hier freilich, aber deren Stelle ersetzen rebenumschattete Bauernhäuser und freundliche Dörfer, deren Bauart und Reinlichkeit schon die Nähe der Schweiz verkünden. Alles hat hier ein wohlhabiges ländliches Ansehen.

Vier große Poststraßen stoßen in Pont d'Ain zusammen, daher wimmelt es in dem kleinen Ort immer von Fremden aus allen Gegenden. Das Posthaus ist hier der einzige gute Gasthof; auch diesmal waren beinahe alle Zimmer darin besetzt, und wir mußten uns glücklich preisen, noch leidlich für die Nacht unterkommen zu können. Am folgenden Morgen fuhren wir schon um fünf Uhr ab. Wir hatten freilich nur noch zwölf Posten oder deutsche Meilen vor uns, die man sonst auf

den herrlichen Chausseen in acht oder zehn Stunden bequem zurücklegen kann, aber die vielen Berge sind hier dem schnellen Fahren nicht günstig. Gleich hinter Pont d'Ain geht es schon bergauf; und bald waren wir mitten im Gebirge, aber im schönsten, freundlichsten der Welt. Selbst die höchsten Felsen schmückt das herrlichste Grün, jedes der Cultur fähige Fleckchen ist sorgfältig benutzt; und selbst in England sahen wir kein besser angebautes Land. Alle Nachtigallen aus Hieres schienen uns hieher gefolgt zu seyn, und die frische Morgenluft umwehte uns mit dem Duft der blühenden Hecken und tausend würziger Bergkräuter.

Hinter Cerdon gelangten wir an den höchsten Berg, den wir für heute zu übersteigen hatten; er heißt Mont Cerdon und gehört schon zu der großen Bergkette des Jura, welche Savoyen von Frankreich scheidet. Hin und wieder ist der Weg ziemlich steil, aber die breite vortreffliche Kunststraße, und die an diese Berge gewöhnten Pferde, ließen keinen Gedanken an Gefahr aufkommen, obgleich der Abgrund zur Seite uns oft fürchterlich genug angähnte. Denn in dieser sonst

so schönen Straße fehlen die steinernen Brustwehren, welche man in England an jedem Abhange und hin und wieder auch in der Provence trifft. Wir kamen jetzt durch eine der romantisch schönsten Gegenden. Bald fuhren wir hoch auf den Bergen, dann tief unten in einem von Bergströmen durchrauschten Thale, dann am Ufer eines stillen Sees, immer im Schatten duftender Wälder, umgeben von malerischen, reich bewachsenen Felsen. Rosen blühen in den Gärtchen, welche die freundlichen Hütten des Landmanns umgeben; und von den Bergen schimmern Wiesen und Kornfelder ins Thal herab, die aus der Tiefe wie einzelne Gartenbeete sich ausnehmen. An einer der schönsten Stellen dieses romantischen Weges stehen auf zwei hohen, aus einer tief zwischen ihnen liegenden engen Kluft senkrecht steil emporsteigenden Felsengipfeln, die grauen Ruinen zweier uralten Schlösser einander gegenüber. Brausend und schäumend stürzt sich ein wilder Waldstrom dicht daneben hinunter ins tiefe Thal, und nur sein Tosen, und das Singen der Vögel im Walde, unterbricht die feierliche Stille dieser herrlichen Einsamkeit.

Im kleinen Dörfchen Bellegarde, das mitten in einer wilden Felsengegend einsam liegt, verließen wir unsern Wagen, um uns, während die Pferde gewechselt wurden, zum perte du Rhône führen zu lassen. Wir stiegen hinab in ein nahes, von hohen waldigen Felsen eingeschlossenes, enges Thal. Unten in ihrem Felsenbett eingepreßt, brauste, zürnender als je, die hier sehr schmale, aber unergründlich tiefe Rhone. Bald standen wir an der Brücke, welche die mächtige Natur aus Felsen über sie wölbte. Donnernd stürzt der Fluß hinab in einen unsichtbaren Abgrund, dessen Tiefe noch niemand ermessen konnte, und verschwindet. Die Felsendecke, welche den Strom völlig verbirgt, indem sie sich über ihn wölbt, ist hohl und gedoppelt, wie die Einwohner der Gegend behaupten. Man kann freilich mit Lebensgefahr hinabsteigen, unter ihr, wie in einer Höhle, trocknen Fußes eine ziemliche Strecke fortgehen, und hört das Brausen der Rhone noch weit tiefer unter der Erde. Etwa funfzig Schritte vom Falle dringt der Strom aus seinem dunkeln Gefängniß wieder an das Sonnenlicht hervor und setzt, noch immer wild auf-

geregt, seinen stürmischen Lauf über große Felsenblöcke schäumend fort. Wir standen lange auf einer schwankenden hölzernen Brücke nahe am Fall, und sahen dem Tosen der widerstrebend in das Innere der Erde stürzenden Wassermasse zu. Die Wellen brechen sich an den Seitenwänden des Abgrundes und sprühen schäumend hoch empor, als scheuten sie die furchtbare ewige Nacht da unten; sie überströmen beim Zurückprallen einen Theil der Felsendecke, die dadurch weit kleiner erscheint, als sie es wirklich ist. Die Umgebungen dieses furchtbar schönen Schauspiels sind von hoher romantischer Schönheit, aber die gar nicht zu befriedigende Zudringlichkeit einer Unzahl von Bettlern, die mit unerträglichem Geschrei allen Genuß zerstörten, vertrieb uns nur zu bald. Sie müssen eigne Wachen ausstellen, die sie von der Ankunft der Fremden gleich benachrichtigen: denn aus allen Klüften, über alle Felsenwege strömten sie herbei, und keine Gabe konnte uns von ihrer widrigen Gegenwart befreien.

Von Bellegarde aus wird das Gebirge immer wilder. Das kleine pittoreske Fort d'Eclase liegt auf einem steilen Felsen wie ein Schwalben-

nest hinter dem Städtchen Colonge. Dort mußten wir noch einmal unsern Paß visiren lassen; während dies geschah, ergötzten wir uns an der romantisch wilden Umgegend, die wir von dieser Höhe übersehen konnten. Tief im Thale fließt die hier einem Mühlenbach ähnliche Rhone; jenseits derselben beschränken die savoyer Berge die Aussicht, und in der Ferne kränzen die schneeigen Gipfel des Jura den Horizont. Alles funkelte im Strahl der sinkenden Abendsonne wie in einem Goldmeer; der Anblick war in dieser Beleuchtung bezaubernd schön, und wir mußten in laute Bewunderung desselben ausbrechen. Ein kleiner, kaum zwanzigjähriger Unterofficier, der unser Entzücken belauschte, riß uns aus der Begeisterung, mit der Versicherung: „Ecluse sey ein ganz erbärmliches Nest, in welchem er nächstens aus purer Langeweile verscheiden müsse; wir möchten uns nur einmal ein paar Wochen darin aufhalten, dann,“ meinte er, „würde unsre Bewunderung der schönen Gegend wohl von selbst sich geben.“ Wir lachten zwar über den tragikomischen Eifer, bei welchem den armen jungen Menschen fast die Thränen in die Augen traten; doch konn-

ten wir nicht umhin, ihm Recht zu geben; wir wünschten ihm Geduld und baldige Ablösung, und fuhren dann mit dem zum letzten Mal in Frankreich unterzeichneten Passe weiter, auf jetzt ganz ebnem Wege.

Die Gebirge des Jura vermischten sich bald mit den Wolkengebilden, die sich nebelig und grau erhoben, bald wich die Dämmerung der Nacht; in der Dunkelheit konnten wir es nur errathen, daß wir zwischen blüthenreichen Gärten hinfuhren, deren Balsamduft nach diesem heißen ermüdenden Tage uns erquickend umwehte.

G e n f.

Diese Stadt machte auf uns den angenehmsten Eindruck, als wir sie am folgenden Morgen bei hellem Sonnenlichte durchstreiften. Bei Reisenden, die aus Deutschland hieher gelangen, mag der Fall vielleicht umgekehrt seyn, doch uns, die wir von Frankreich kamen, wurde in Genf ganz heimathlich zu Muthe. Die allgemein übliche

Sprache blieb zwar noch immer die französische, obgleich wir in den Straßen auch mitunter Schweizer-Deutsch reden hörten; doch alles Uebrige erinnerte uns recht freundlich an das lang entbehrte Vaterland, die Physiognomien der Einwohner, ihr Gang, ihre Art sich zu kleiden und sich zu bewegen, und vor allem die große Reinlichkeit der Häuser und Straßen, die hellen gewaschnen Fenster, eine Erscheinung, deren wir in Frankreich ganz ungewohnt worden waren.

Die Stadt Genf ist nicht groß, aber sie hat meistens gerade, ziemlich breite Straßen und viele recht ansehnliche, oft vier bis fünf Stockwerk hohe steinerne Häuser, nur werden letztere zum Theil durch ein über der Hausthüre angebrachtes hölzernes Vordach entstellt. Auch die langen Reihen kleiner Krambuden konnten wir nicht schön finden, die man in deutschen Städten wohl zur Zeit des Jahrmarktes sieht, die aber hier das ganze Jahr hindurch ihren Platz behaupten. Man findet sie dicht an einander gereiht in den schönsten, breitesten Straßen, den Häusern zu welchen sie gehören gegenüber, und die Straße selbst wird durch sie der Länge nach in zwei ungleiche Hälften getheilt.

Es schien uns überhaupt, als ob die Einwohner von Genf ihre hübsche Stadt absichtlich zu verunstalten suchten: denn in andern Straßen erblickten wir eine sehr seltsame Vorrichtung, die Fußgänger gegen den Regen zu schützen, die durchaus nicht zur Verschönerung beitrug. Den Regen scheinen die Schweizer überhaupt sehr zu fürchten: denn auf unserer weitern Reise durch ihr Land fanden wir überall die ernstlichsten Maßregeln gegen das Naßwerden getroffen. Alle Brücken haben hölzerne Bedachungen; in vielen Städten laufen Bogengänge unter den Häusern hin, wo man gemächlich im Trocknen wandeln kann; und in Schwytz sahen wir sogar Gänsemädchen und Kühhirten, zwar baarfuß, aber dennoch mit Regenschirmen versehen, hinter ihren Zöglingen einherschreiten.

In den Straßen von Genf, von welchen hier die Rede ist, war längs den obern Etagen der sehr hohen Häuser ein etwas gewölbtes hölzernes Dach angebaut; starke Balken unterstützten es nach der Straße zu, und da keine dieser Stützen die Höhe der Häuser erreichen konnte, so waren wieder Querbalken angebracht, auf welchen jene

ruhten. Diese wurden wieder durch andere aufrecht stehende Balken unterstützt, so daß das Ganze dadurch das Ansehen eines längs der Straße hinlaufenden plumpen Baugerüstes erhielt, das einen großen Uebelstand verursachte. Der Raum unter dieser wunderlichen Bedeckung wurde als eine Art Markt, zum Verkaufe von Obst, Gemüse und einer Menge kleiner Gegenstände benutzt; und der Verkehr schien sowohl von Seiten der Käufer als der Verkäufer sehr lebhaft betrieben zu werden.

Bei alle dem aber manzelt es hier nicht an Gebäuden und ganzen Reihen von Häusern, die auch größern Städten zum Schmucke dienen könnten. Der höchste Vorzug von Genf bleibt immer dessen unvergleichlich schöne Lage, hart am Ufer des Sees, in einer weiten, fruchtbaren, von herrlichen Bergen umgränzten Ebene.

Wir hörten einst sagen: der alte Ocean habe vor grauen Jahrtausenden im Sinne gehabt, sich mit der Schweiz zu vermählen, und ihr deshalb, nach Art großer Herren, diesen See als sein Miniaturbild übersendet. Er muß damals wenigstens sehr sanftmüthig gesinnt gewesen seyn, als er den Genfer-See sich zum Abbilde erkor: denn

ruhiger, stiller läßt sich nichts erdenken, als diese weite, nur selten von kleinen hüpfenden Wellchen gekräuselte Spiegelfläche, auf welcher auch dem Furchtsamsten kein Gedanke von Gefahr anwandeln kann.

Vom Walliserlande kommend, wo sie entspringt, nimmt unsere alte Freundin, die Rhone, ihren raschen Lauf gerade durch den Genfer-See hindurch; ihre wilden tobenden Wellen mögen sich aber mit dieser ruhigen Fluth nicht vereinen: der Schiffer erkennt ihren eilenden Gang mitten im See, und auch dem Auge des am Ufer Stehenden bleibt er bemerkbar. Dicht vor Genf geht die Rhone, in zwei Arme getheilt, wieder aus dem freundlichen See heraus, setzt den reißendeilenden Lauf durch die Stadt fort, um jenseits derselben dem schönen Frankreich zuzuströmen, wo wir in ihrem tiefsten Fall und ihrer höchsten Glorie sie sahen, bis sie zuletzt mit der Saone vereint im mittelländischen Meere sich verliert. Die Lage von Genf ist so glücklich gewählt, daß dessen Bewohner das Schöne dicht vor ihren Thoren finden, ohne es in ermüdender Ferne aufsuchen zu müssen. Nahe vor der Stadt, sogar im Be-

zirke derselben, bieten sich überall die herrlichsten Aussichten auf den See und auf die nahen und entfernteren Gebirge dar, die köstlichsten Spaziergänge laden den Freund der Natur überall ein.

Viele hundert fröhlicher Menschen sahen wir an einem heitern Sonntag Abends auf einer Wiese dicht vor einem der Thore versammelt. Zartes kurzes Gras schmückte die Wiese gleich einem Teppich von grünem Sammet, rechts begränzte die lange Kette des nahen Jura-Gebirges drohend und finster den Blick, die höchsten Gipfel desselben bedeckte noch Schnee, im wunderbaren Kontraste mit dem blühenden Frühling um uns her; doch in den wärmsten Sommermonaten muß auch er den glühenden Sonnenstrahlen weichen. Zur linken der Wiese erheben der große und der kleine mont Salève in nicht weiter Entfernung die mit Bäumen geschmückten Felsenscheitel; weiter zurück ragt die steile schneeige Spitze des Mole empor, und ganz in der Ferne ziehen am Horizonte blau und dämmernd die Berge bei Colonge sich hin, an denen wir vorüber gekommen waren. Bei ganz hellem Wetter erblickt man von dieser Wiese selbst den Montblanc und seine riesigen Nachbaren, wie

sie aus ihrem ewigen Winter strahlend herüber glänzen; doch bleiben sie auch oft Wochenlang von Nebel und Wolken dicht verschleiert, so daß man ihr Daseyn nicht ahnen kann, und dieses war leider auch an jenem, übrigens sonnigem Tage der Fall.

Die ehemaligen Wälle der Stadt sind zum Theil zu reizenden Spaziergängen umgeschaffen; so sahen wir auf einem etwas niedrig liegenden Platz eine Menge der schattigsten wilden Kastanienbäume, die eben im vollen Schmuck ihrer schönen Blüthen prangten. Dieser Platz war ehemals eine Bastei und wird auch noch so genannt; in der Mitte seiner dunkeln Schatten glänzt die kolossale Büste eines der unglücklichsten Menschen, des großen Rousseau, auf einem sehr hohen Piedestal. Sie besitzt, wie man behauptet, das Verdienst treffender Aehnlichkeit, und ward mitten in den Zeiten der Revolution, bei einem dazu veranstalteten allgemeinen Kinderfeste dem Freunde und Beschützer der Jugend hier errichtet. Bis jetzt hatten wir als Denkmälern jener traurigen Tage nur Spuren gewaltsamer wilder Zerstörung begegnet, und dieses war das erste, aus welchem

ein freundlicherer Geist uns ansprach. Rousseau erschien uns dabei wie ein milder Genius, dessen Namen selbst jenem verwilderten Haufen ein besseres Gefühl einzuflößen wußte. Vielleicht war unter der rohen Menge mancher Einzelne, der in seiner Kindheit den wohlthätigen Einfluß des Weisen von Genf an sich selbst erfahren haben mochte und als nichts anderes ihm mehr heilig und ehrwürdig blieb, dessen eingedenk war. Der Platz, auf welchem diese Büste steht, gewährt indessen keine Aussicht auf die Umgegend; im heißesten Sommer mögen seine dichten Schatten viel Angenehmes und Erquickliches haben, doch in dieser mildern Jahreszeit schien er uns sogar etwas feucht und dumpfig zu seyn.

Dicht an dieser Bastei erheben sich zwei viel höher liegende Terrassen, zum Theil mit schönen Häusern eingefaßt, die eine weite Aussicht über den See und die Gebirge bieten. An einer derselben liegt das recht hübsche Theater, dessen Façade wir aber nur von außen bewunderten, denn hier sich bei Lampenlicht in der Stickluft eines Schauspielhauses einzusperren, und den herrlichsten Sonnenuntergang draußen ungenossen zu las-

sen, schien, bei der Kürze unseres Aufenthalts in Genf, uns eine unverzeihliche Versündigung an uns selbst und an der Natur.

Noch schöner als die Aussicht von diesen Terrassen ist die von der nahe am Theater liegenden Promenade la Treille. Unabsehbar lag hier vor unsern entzückten Augen die weite dunkelblaue Fläche des Sees, von keinem Lüftchen gekräuselt, umgeben von reichen mit tausend Landhäusern besäeten Ufern, so still, so ruhig, so ganz das Bild des reinsten Glückes auf Erden in ländlicher Zurückgezogenheit, daß der Wunsch, hier auch einst seine Hütte bauen zu können, wenigstens momentan rege werden muß, wenn auch der eigenthümliche Gang jedes Lebens ihn nach und nach wieder zum Schweigen bringt.

Es kann in der Welt kaum ein reicher angebautes Fleckchen Erde geben, als hier die Ufer des ruhigen silbernen Genfer-Sees es sind. Schon gleich am Thore von Genf reihen sich Gärten an Gärten, mit fruchtbaren Weinbergen untermischt. Aus allem leuchtet Wohlhäbigkeit und häusliches Glück auf das freudigste hervor, aus den wohlgebauten reinlichen Hütten des Landmanns, wie

aus den, zum Theil sehr schönen Landhäusern, in welchen die Bürger von Genf, während der bessern Jahreszeit, in einem milden Klima der Anmuth ihrer herrlichen Natur sich erfreuen. Mehrere Dörfer, unter diesen auch das Dorf Coligny, bestehen fast nur aus solchen zierlichen Wohnungen. Nahe an letzterem führte man uns zu einem, auf einer Wiese hart am See liegenden Ziehbrunnen, um uns von dort aus die weite Wasserfläche bis nach Lausanne übersehen zu lassen.

Im Glanze der Abendsonne schimmerte diese Stadt, viele andere Städtchen und Dörfer neben tausenden vereinzelt liegenden Häusern über den See hin uns entgegen. Diese Häuser glichen weißen leuchtenden Punkten, auf einem Felde von Smaragd verstreut, so sehr verkleinerte sie uns die weite Ferne; aber der heitere Himmel und die Abendbeleuchtung ließen uns dennoch jeden einzelnen Gegenstand deutlich erkennen. Der Anblick über den See hin war unbeschreiblich schön, doch noch höheres sollte uns diesmal zu Theil werden: denn als wir von hier wieder nach Genf uns wandten, erblickten wir plötzlich mit unaussprechlicher Freude den mächtigen Montblanc, von Ro-

senlicht umflossen, so nahe, so deutlich in dieser Beleuchtung, daß das getäuschte Auge auf dem reinen ewigen Schnee beinahe Spuren menschlicher Tritte zu entdecken glaubte. Und doch waren wir noch viele Meilen weit von dem Fuße der hohen göttergleichen Riesengestalt entfernt.

In einem Garten, näher an Genf, welcher ehemals einem Bruder des berühmten Herrn von Necker gehört hatte, erfreuten wir uns nochmals dieses unbeschreiblich majestätischen Anblicks, und zugleich einer andern nicht minder reizenden Ansicht des Sees, seiner uns gegenüber liegenden Ufer und der Stadt Genf, über welche der finstere Jura emporstieg. Der Garten selbst, zu welchem der jetzige freundliche Besitzer desselben den Fremden gern den Zutritt erlaubt, erschien uns wie ein kleines Paradies, so ländlich einfach er auch angelegt war. Denn die ausgesucht schöne Lage desselben am Ufer des Sees, im Angesichte des Montblanc, macht allen Schmuck, den die Kunst ihm zu geben vermöchte, überflüssig, und erhebt ihn zu einem Kleinod von unschätzbarem Werthe, das keiner kostbaren Fassung bedarf, um zu glänzen.

Einen andern lieblichen Abend genossen wir in einem, von Genf nicht weit entfernten Garten, welcher ehemals dem berühmten Arzte Tronchin angehörte. Der jetzige Besitzer desselben hat mit vielem Geschmack, und bedeutendem Aufwande, ihn zu einem der größten und schönsten in dieser Gegend umgewandelt, doch in Hinsicht auf seine Lage muß er jenem viel kleineren und einfacheren weit nachstehen, obgleich dieser an jedem andern Orte für einen der schönsten anerkannt werden würde. So wie wi diesen Garten betraten, glaubten wir unsdurch einen Zauberschlag plötzlich wieder nach England in einen der dortigen schönen Landsitze zurück versetzt, und zwar war die Täuschung um so vollkommener, da man im Garten selbst, wenig vom See, und von den Gebirgen gar nichts erblickt. Das von dem jetzigen Besitzer im italienischen Geschmack erbaute große Wohnhaus, mit seinen doppelten Reihen auf Säulen ruhender Arkaden in der Fronte, gleicht völlig dem Landhause eines vornehmen Britten, und auch der Garten paßt auf das vollkommenste zu dem Gebäude. Er bildet, wie die englischen, eine liebliche Landschaft im Kleinen, mit zierlich gehalte-

uen Kieswegen, die über sanfte mit feinem kurzen Grase bekleidete Anhöhen führen. Malerische Gruppen herrlicher alter Bäume, ein hübscher Teich, ein artiges Häuschen in diesem, zur Wohnung für die Schwäne, die das stille Wasser durchschiffen, ein lieblich sich schlängelnder Bach, der rings umher Leben und Frische verbreitet, vollenden das freundliche Bild und verleihen diesem lieblichen Platze die vollkommenste Aehnlichkeit mit den gepriesensten Pleasure-Grounds jener Insel.

Daß wir es uns nicht versagten auch auf der Silberfläche des Sees selbst uns in einem Nachen schaukeln zu lassen, daß von diesem Standpunkte aus gesehen, die Ansichten der reichen Ufer desselben, einen neuen eigenthümlichen Reiz gewinnen, bedarf wohl keiner besondern Erwähnung. Doch alles dieses gehört zu den Dingen, bei deren Beschreibung man sich selbst nie genügen kann, vielweniger Andern. Die Erinnerung vermag zwar, ein treues Bild der unaussprechlichen Heiterkeit und Anmuth dieser Gegenden treu zu bewahren, und wer einmal sie sah, wird nie sie vergessen; doch Feder und Pinsel können mit befriedigendem Gelingen dieses Bild nicht außer uns darstellen.



Es ist damit wie mit dem Leben eines wahrhaft Glücklichen, von dem sich, eben weil es so glücklich ist, wenig erzählen läßt.

Stiller Frieden, unaussprechliche Anmuth, reiche Fülle an allem was zu einer ruhigen, frohen Existenz gehört, charakterisiren diese Gegenden, wie eben ein solches Leben auch, und machen beide zu dem, was sie sind. Der Genuß dieser Güter wird nie ermüden, wohl aber zu vieles Reden und Schreiben darüber; und wie sehr letzteres der Fall seyn kann, haben wir wohl alle schon zur Genüge erfahren.

Es wäre zu anmaßend, nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen, die oben drein auf so vielfache Weise in Anspruch genommen wurden, über das gesellige und häusliche Leben der Einwohner von Genf hier etwas Entscheidendes aussprechen zu wollen. Im Ganzen haben wir ein sehr freundliches Bild davon in unserm Gedächtniß aufbewahrt. Unter der arbeitenden Bürgerklasse begegneten wir überall ruhigen heitern Gesichtern; emsigem, aber nicht mühseligem Fleiße und jener Mäßigkeit im Genusse nach gethaner Arbeit, die den glücklichen Mittelweg zwischen ei-

lem Prunken, schädlichem Uebermaß, und ängstlicher Beschränkung genau zu treffen weiß.

Der in dieser Stadt einheimische Kunstfleiß ist allbekannt. Nichts kann zierlicher und geschmackvoller seyn, als die Art mit der man hier das Gold in tausendfältiger Form zum Schmucke verarbeitet; nichts wohlfeiler als die Uhren, deren in Genf alle Jahre unzählige fabrikmäßig verfertigt werden. In allen Straßen sieht man die fleißigen Arbeiter, vom Morgen bis zum Abende, in ihren Läden damit beschäftigt; und es kam uns vor, als ob diese feinen Arbeiten, auch auf die Feinheit der Sitten unter dem Volke, einen nicht zu verkennenden Einfluß übten.

Die reichern und vornehmern Einwohner von Genf empfingen uns durchgängig mit freundlicher Zuvorkommenheit, und jener gemüthlichen Höflichkeit, die so wohlthätig wirkt.

Sie sind es gewohnt, Reisende von allen Nationen, aus allen Ständen, oft Jahre lang in ihrer Mitte wohnen zu sehen; und spielen dabei die Rolle eines freundlichen Hausherrn, der fremde Gäste gern bei sich aufnimmt, es ihnen in seinem

Eigenthume wohl seyn läßt, ohne jedoch um ihretwillen in der innern Einrichtung desselben etwas abzuändern, alten ihm liebgewordenen Gewohnheiten zu entsagen, oder gar seine eigne Ueberzeugung vom Rechten und Schicklichen, nach den ihrigen ummodeln zu wollen.

Seit wir den Montblanc aus der Ferne gesehen hatten, war der Wunsch, ihn in seiner undenkbaren Majestät und Größe in der Nähe zu bewundern, bis zum Unwiderstehlichen in uns aufgeregt, und bewog uns, unsern Aufenthalt in Genf nur die wenigen Tage abzukürzen, deren wir zu einer Reise nach Chamouny bedurften. Zwar ließ sich aus dem Munde von Freunden und Bekannten manche Stimme hören, welche von diesem Versuche abrieth, uns versicherte, daß es jetzt zu Ende des Monats Mai, noch um mehrere Wochen zu früh wäre, um diese Reise zu unternehmen, daß man dazu wenigstens die Mitte des Monats Juni abwarten müsse; wir aber meinten die Leute hätten gut reden, die das ganze Jahr hindurch in der Nähe jener hohen Wunder leben, und ihre Zeit zu einem Besuche derselben nach Belieben wählen können, während uns der

Weg zu ihnen vielleicht auf ewig verschlossen bliebe, wenn wir diese Gelegenheit, ihnen zu nahen, uns entschlüpfen ließen. Wir dachten mit Reue an die Quelle von Vaucluse, die wir aus ähnlichen Rücksichten unbesucht gelassen hatten, beschlossen dieses Mal wenigstens den Versuch zu wagen, und nahmen uns fest vor, nicht verdrüßlich darüber zu werden, wenn unüberwindliche Schwierigkeiten sich uns entgegen stellen sollten, die uns zwängen wieder umzukehren, ohne das gewünschte Ziel erreicht zu haben.

Reise nach Chamouny.

Froher lauter Jubel der Natur begrüßte uns am sonnigsten mildesten Frühlingsmorgen vor den Thoren von Genf. Die Lerche sang aus hoher blauer Luft, ein Heer von Nachtigallen antwortete ihr aus Blüthenhecken; Bienen schwärmten in einem Meere von Duft; Käfer summten fröhlich im blumenreichen Grase, alles schien sich mit uns freuen zu wollen, während wir im Schatten mäch-

tiger Nußbäume, durch diesen weiten segensreichen Garten der Natur dem lange ersehnten Ziele zurollten. Vor allem ergötzten wir uns an der für uns ganz neuen Art, wie hier in der Ebene der Weinstock gepflanzt wird, die aber auch in der Lombardei üblich seyn soll. Man behauptet zwar, der auf diese Weise gewonnene Wein verlöre dadurch an Güte, doch für das Auge kann nichts ergötzlicher seyn, als diese Art ihn anzubauen. Die Reben stehen nicht wie am Rhein und in andern Weinländern, an kleinen Pfählen kurz beschnitten, sorgsam aufgebunden und nahe an einander gepflanzt. Ihre Ranken laufen festonartig, von einem der hohen, weit auseinander gestellten Weinpfähle zu dem andern, und oft versieht auch ein Obstbaum die Stelle der letztern. Sie bilden die vollsten, herrlichsten Kränze; ein blumenreicher Wiesenteppich breitet sich unter ihnen hin; der ganze Raum, den sie einnehmen, sieht aus, als wäre er zu einem Feste geschmückt, und erwarte nur die Hirten und Schäferinnen, die zum fröhlichen Tanze sich versammeln sollen.

Bis Sallenches hatte man uns gerathen, unsern eigenen bequemen Reisewagen zu behalten,

kannt hatten, sanken vor den gewaltigen Felsenmassen, die immer näher und näher uns traten, gar sehr zusammen. Mit ewigem Schnee und Eis bedeckte Gebirge leuchteten zwischen jenen öden kahlen Felsen, deren braune Scheitel nur noch eine Krone vom Schnee trug, überall hervor. Niedrigere, mit Tannenwäldern geschmückte Berge drückten an jene Felsen sich an, das dunkle nie welkende Grün ihrer Bäume schien mit dem eben so unvergänglichen Schnee wetteifern zu wollen, indem es den lieblichsten Kontrast mit ihm bildete. Hart an den Tannen beginnen schon die Kornfelder, die herrlich grünen Wiesen in schwindelnder Höhe, so daß es unbegreiflich scheint, wie der Landmann dort hinauf gelangt, um seinen Acker zu bauen. Der ganze Abhang der Berge ist auf das sorgfältigste benutzt, bis tief hinab, wo wir, immerfort im Schatten der Obstbäume, das Ufer der Arve bald erreichten, die in ungebändigter Wildheit dieses reiche Felsenthal durchbraust.

Hoch am Gipfel der Berge sahen wir eine Stunde hinter Bonneville einen zweiten Waldstrom, den Giffre, über Felsenblöcke hinab der Arve zueilen, um mit ihr vereint tobend und schäumend

durch diesen großen Park der Natur hinzuströmen, der alles weit hinter sich zurück läßt, was das Gold der Reichen und Großen jemals mit Hülfe der Gärtnerkunst entstehen ließ, und dessen malerische Schönheit die von einer Felsenspitze herabdrohenden Ruinen des Schlosses Maffel noch erhöhen.

Hinter dem kleinen Dörfchen Cluse eröffnete sich uns das Thal von Maglan, hier sahen wir den blühenden Frühling, im siegreichen Kampfe mit dem Grauß früherer Zerstörung. Ungeheure Felsenblöcke, zwischen denen der Weg sich hindurch windet, liegen hier rings umher zerstreut; im Jahre 1776 waren sie von einem der höchsten benachbarten Berge mit gewaltigem Krachen in das Thal gestürzt; ähnliche Felsenmassen schwebten drohend über unsern Häuptern, doch sie hatten schon viele Jahre so dagehangen, und unser, von hoher Freude und Bewunderung erfülltes Gemüth hatte in diesem Augenblicke keinen Raum für bange Besorgniß.

Beim Eintritt in dieses Thal erblickten wir in der Höhe von 1200 Fuß über demselben, den malerischen Eingang zu der Höhle von Balma,

deren Inneres aber zu wenig Merkwürdiges enthält, um oft von Reisenden besucht zu werden. Noch an dem Dorfe Maglan eilten einige Bewohner desselben herbei, um mit lautem Rufen das Echo zu wecken, dessen Geisterstimme in seltener Klarheit und Deutlichkeit dieses einsame Thal durchhallt. Weiterhin kamen wir an den Nant d'Arpenas. Nant heißt hier zu Lande jeder bedeutende Felsbach, wie Ben jeder hohe Berg in Schottland. Von einer Höhe von 800 Fuß, folglich nur um hundert Fuß niedriger als der Staubbach, stürzt der Nant d'Arpenas hier ganz nahe am Wege, in einem Regen von Diamanten verwandelt, senkrecht hinab, um völlig zu Schaum aufgelöst durch das Thal hinzubrausen. Unfern von diesem begegneten wir einem zweiten Wasserfalle von ganz eigenthümlicher Schönheit, dessen Namen wir aber nicht erfahren konnten, und der, so mächtig er jetzt auch schien, vielleicht in den heißern Sommermonaten versiegt.

So folgt auf dem an sich kurzen Wege von etwa acht französischen Meilen, zwischen Bonneville und Sallenches, eine herrliche Erscheinung der andern. Vor uns, mitten in aller Frühlingsherr-

lichkeit leuchtete der Montblanc gleich einer Erscheinung aus einer andern Welt, und um ihn her die höchsten Gletscher und Schneegebirge von Savoyen, über die er das königliche Haupt stolz erhebt. Er schien so nahe vor uns zu liegen, als ob wir in einer halben Stunde ihn erreichen könnten. Die allmählich sinkende Sonne kleidete ihn in bleiches Rosenroth, das allmählich zu dunklerem Purpur erglühte, und leichte amethystenähnliche Sommerwölkchen umflatterten spielend seinen, hoch über sie empor ragenden Gipfel.

Uns war, bei dieser nie geahnten Pracht der Natur, als befänden wir uns in einem Zauberlande. Schweigend saßen wir da und hatten keine Worte, und fühlten keinen Wunsch als den: alle die uns lieb sind in diesem Augenblick um uns versammlen zu können, damit auch sie mit uns der schönen Welt sich freuten, auf der es uns vergönnt ist, eine kurze Zeit zu leben und zu wandeln.

Nun lag das Städtchen Sallenches vor uns in seinem lieblichen Thale, von fruchtbaren Bergen umgeben, um welche jene hohen, in ewigen Schnee verhüllten Gestalten einen feierlichen Halbkreis

schließen. Eine kleine Viertelstunde von dem Städtchen stiegen wir in St. Martin ab, wo wir einen recht gut eingerichteten Gasthof und freundliche Wirthsleute fanden, die es über sich nahmen, für unsere fernere Reise nach Chamouny alles auf das beste einzurichten. Als tiefe Nacht schon längst das Thal bedeckte, sahen wir lange noch den Montblanc im Rosenlichte glühen, und später im Silberglanze des aufgehenden Mondes strahlen. Er leuchtete hell und schimmernd zu uns auf unsere Ruhestätte herüber, bis unser von den Herrlichkeiten des verflossenen Tages ermüdetes Auge sich ungern dem Schlummer hingab, der es schloß.

Am folgenden Morgen, war es unser erstes Geschäft, die zu unserer ferneren Reise getroffenen Anstalten zu betrachten: denn von Sallenches aus konnten wir unseres Wagens uns nicht weiter bedienen. Sie sahen ziemlich abenteuerlich aus und wir stutzten ein wenig bei ihrem Anblick: denn so etwas war uns noch nicht vorgekommen. Mit einem Pferde und einem gewaltig großen Maulthier vor einander bespannt, stand ein wundersames Fuhrwerk bereit, dem man die Ehre anthat, es einen Char-à-bancs zu nennen. Es

bestand aus vier sehr niedrigen Rädern, über welche ein nicht sehr breites Bret gelegt war, lang genug, um in dem Raume zwischen den Rädern drei Personen aufzunehmen, auf dem hinten über die Räder hervorragenden Ende desselben, konnte allenfalls auch noch eine vierte aufhocken. Ein zweites Bret diente zur Rücklehne und ein drittes, ganz schmales, das vor dem Sitz in Ketten schwebte, zum Fußtritt; ein Stück grober Sackleinewand, an vier Stangen befestigt, bildete eine Art Baldachin zum Schutz gegen die Sonne, und vollendete das prachtvolle Ansehen des Ganzen. Auf dem Pferde saß ein rüstiger Savoyarde als Postillon, bereit über Stock und Stein mit uns davon zu fahren; und ein etwas ältlicher, in ein braunes kaputzenartiges Gewand gehüllter, mit einem langen Stocke, an dessen unterm Ende eine eiserne Pike angebracht war, bewaffneter Mann, präsentirte sich uns als bestellter Führer, dessen wir, nach des Wirthes Erklärung, unterweges nöthig bedürfen würden. Er hieß Alexis, wurde aber auch der Kapuziner genannt, weil er vor der Revolution zu der Gesellschaft dieser ehrwürdigen Väter gehört hatte.

Dem älteren Theil unserer Reisegesellschaft kamen diese Anstalten doch so bedenklich und unbequem vor, daß er nach kurzem Berathen sich entschloß, mit unserem Wagen wieder nach Genf zurückzukehren; wir Jüngern aber blieben muthig dabei, das Weitergehen wenigstens zu versuchen. Wir konnten es ohne Bedenken: denn hier war es nicht wie in Avignon, wo die Unsicherheit der Gegend und das räuberartige Ansehen der Bewohner, uns von der Fahrt nach Vaucluse zurückgeschreckt hatte. In keinem Lande ist für die Sicherheit der Reisenden besser gesorgt, als in der Schweiz und den savoyischen Alpen. Ueberall finden sich bekannte Führer, die bis in die kleinsten Details der Gegend und des Weges kundig sind, und für die Reisenden, welche sich ihnen anvertrauen, alles thun, was man von guten, treuen, dabei rüstigen und gescheidten Männern erwarten kann. Ihre Sorgfalt ist unermüdlich, und sie finden im Sommer täglich Gelegenheit sie zu üben.

Fröhlichen Muthes traten wir auf unserm Char-à-bancs jetzt die Reise an. Indem wir uns zurecht setzten, empfanden wir schon im Vor-

aus alle die unbarmherzigen Stöße, die er uns auf dem mit Steinen besäeten Wege versetzen würde, den wir vor uns sahen, aber wir hatten uns geirrt; wahrscheinlich schützte uns davor das in der Schwebe hängende Bret, auf dem unsere Füße ruheten. Ueberdies war es sehr tröstlich, daß der Wagen so nah am Erdboden hinging, daß selbst ein Kind bei dem mindesten Anschein von Gefahr von ihm hinunter springen konnte.

So lange wir im Thale von Sallenches blieben, ging es vortrefflich auf ziemlich ebenem Wege; der Morgen war schön, die Sonne schien warm, ohne durch zu große Hitze drückend zu werden. Alexis ging neben unserm Fuhrwerke her, und die bestimmte und doch bescheidene Art gefiel uns wohl, mit der er über alles, was uns unterweges auffiel, Auskunft zu geben wußte.

Das freundliche Thal von Sallenches lag jetzt hinter uns, und Alexis führte uns einen Fußpfad, auf dem wir seitwärts zwischen hohen Felsen über grüne Matten hinauf stiegen, während unser Wagen unten weiter fuhr. Ein bezaubernd schöner Anblick überraschte uns, als wir endlich die Höhe erreicht hatten; wir standen von hohen

waldbewachsenen Bergen umgeben, über welche die hohen Schneegebirge empor ragten, und vor uns stürzte mit lautem Brausen, von einer hohen, mit Tannen bewachsenen Felsenwand, über Felsentrümmer ein wilder Bach, die Chêde, in einen Abgrund, aus dem er in Millionen Tropfen aufgelöst, wieder aufwallte. Die Sonne spiegelte in diesem die herrlichsten Regenbogen, und Felsen und Kräuter glänzten wie im Zauberglanze verklärt. Der Fall der Chêde ist weit minder tief, als der des Nant d'Arpenas, den wir Tages zuvor gesehen hatten, aber er ist viel wasserreicher, und die Umgebungen sind malerischer. Wildschäumend eilt der Bach dem Thale zu, betäubt, entzückt, von dem ganz unerwarteten Anblicke, den wir genossen hatten, folgten wir seinem eilenden Laufe, der unserm Fuhrwerke uns wieder zuführte.

Der Weg begann jetzt merklich höher zu steigen; nach einer Weile verließen wir abermals den Wagen, um unserem Führer auf steilem Felsenpfade zu dem kleinen, aber unbeschreiblich schönen See von Chêde zu folgen. Beschattet von grünen waldigen Bergen, ruht er im holdesten Dämmerlichte, in lautloser Abgeschiedenheit, das

Bild der friedlichsten Ruhe. Er gleicht einem Spiegel und ist eigentlich auch einer, denn der Montblanc blickt aus seiner strahlenden Glorie zu ihm herüber, und wir sahen aus der Tiefe des durchsichtig klaren stillen Gewässers dessen blendendes Abbild, vom dunkelblauen Himmel erhoben, uns entgegen leuchten. Mühsam rissen wir uns von dem lieblichen Plätzchen los, doch die eilende Zeit trieb uns vorwärts.

Auf steilem Pfade wandelten wir den Berg von einer andern Seite hinab, dann ging es wieder aufwärts, immer von der wilden romantischen Pracht des Gebirges umgeben, im Angesicht des Montblanc. Ein Tosen, wie wenn die Windesbraut mit mächtigem Flügel das Gebirge durchrase, traf unser Ohr, und plötzlich standen wir vor einem Schauspiel, das mit Grausen, hoher Bewunderung und stiller Andacht uns erfüllte. Keine Feder vermag die wilde Pracht und Erhabenheit der Einöde zu beschreiben, in die wir jetzt uns versetzt fanden. Wir standen hoch auf dem Rücken eines weit sich erstreckenden Berges, und unter uns, gerade unter unsern Füßen, im tiefsten Abgrunde eines Abgrundes, brüllte, rasete, tobte ein

schäumender Katarakt über mächtige Felsentrümmer hin. Die Felsen rings um uns schienen in ihren Grundfesten vor seinem Toben zu erbeben. Es war kein Wasserfall, es waren tausend Wasserfälle in einander gedrängt. Die wilden Fluthen ganz zu Schaum zerschlagen, stürmte die Arve in ihrem ziemlich breiten, ganz abschüssig schrägen Bette, über Felsenmassen mit so reißender Gewalt, daß das Auge ihrem rasenden Laufe nicht zu folgen vermochte.

Lange saßen wir auf einem Felsenstück, und starrten in die jedem athmenden Wesen Zerstörung kündende Tiefe, bis uns fast die Sinne vergingen; dann führte Alexis einen steilen, beschwerlichen Pfad uns hinab, unserm Wagen zu. Von nun an ging es immer aufwärts, einen für jedes andere Fuhrwerk unfahrbaren, mit Steinen besäeten steilen Weg, oft dicht neben fürchterlichen Abgründen hin, der tobenden Arve zur Seite. Die alles beachtende treue Aufmerksamkeit unsers unermüdlichen Führers ließ indessen keinen Gedanken an drohende Gefahr in uns aufkommen, ungestört überließen wir uns der hohen Freude, die uns beseelte, und dachten und fühlten nichts, als sie.

Alle Gewässer waren rege im Gebirge, der Frühling hatte sie alle geweckt. Die kleinsten Quellen waren vom geschmolzenen Schnee zu Bergströmen angewachsen, und warfen sich mehrere Male wild brausend uns über den Weg. Alexis trug mich dann auf seinen Armen durch sie durch, und meine Begleiter ritten auf dem Maulthier und dem Pferde, denn die Fluthen überströmten oft den niedrigen Char-à-bancs. Ein paar Savoyarden hatten sich inzwischen auf dem Wege uns zugesellt, und boten überall hülfreich die Hand. Sie hatten in zwölf Tagen den weiten Weg von Paris bis hierher zu Fuß zurück gelegt. Kümmerlich hatten sie dort ein paar Jahre unter saurer Arbeit sich fortgeholfen, jetzt kehrten sie, beinahe so arm als sie ausgegangen, in die geliebte Heimath zurück. Trunken vor Freude über das Wiedersehen ihrer Berge jubelten sie laut, indem sie jeden Fels, jeden Stein am Wege, als geliebte Jugendbekannte begrüßten.

Jetzt aber kamen wir an eine Stelle, die jeden Gedanken an Weiterfahren ernstlich zu verbieten schien. Das ganze schmale Thal war mit ungeheuern Felsenstücken angefüllt, die wie von

Titanenhänden umhergeschleudert dalagen, und mitten durch diesen Graus von Zerstörung bahnte der Nant noir, einer der gewaltigsten Bergströme, sich schäumend den Weg. Die Felsenstücke waren die Ruinen eines hohen Berges, der im Jahr 1751 hier zusammenstürzte. Der Staub, den sein Fall erregte, verfinsterte damals meilenweit die Luft, der Tag ward zur Nacht, das donnernde Getöse der zusammenstürzenden Felsen währte mehrere Tage lang. Die Grundfesten der Erde schienen erschüttert, und die erschrockenen Bewohner der Dörfer rings umher entflohen voller Angst, und wagten es wochenlang nicht, ihre armen Hütten wieder aufzusuchen.

Jetzt noch, nachdem eine so lange Reihe von Jahren über diese Ruinen hingeglitten war, ergriff der Anblick dieser Verwüstung uns grauenhaft, wir fürchteten umkehren zu müssen, denn wir sahen keine Möglichkeit, über diese Felsen durch das tobende Gewässer hindurch zu kommen.

Alexis aber wußte Rath, er bat mich, ihm zu vertrauen, und trug durch alle diese Schrecken mich hindurch, ohne daß nur der Saum meines Kleides naß geworden wäre, obgleich er selbst

einige Mal bis über die Knie im Wasser wadete. Zuweilen setzte er auf einen Felsenblock mich hin, um Athem zu schöpfen, dann schritt er mit mir weiter; er schien jeden Stein, auf dem er fußen konnte, zu kennen, so fest und sicher war sein Tritt. Meine Gefährten kamen auf den beiden Thieren mit seiner Hülfe ebenfalls hindurch, und als wir besorgt nach unserm Char-à-bancs uns umsahen, hatten die beiden Savoyarden ihn zum Theil auseinander genommen, und trugen ihn herüber.

Das leichte Fuhrwerk war schnell wieder zusammengesetzt, und der jetzt ebnere Weg führte uns bald in ein liebliches fruchtbar angebautes Thal, in dessen Mitte das Dörfchen Servoz liegt, wo wir für den Mittag anhalten sollten. Nahe bei demselben erblickten wir ein einfaches pyramidenförmiges Denkmal von grauem Marmor, von dem Alexis uns sagte, daß alle Führer in dieser Gegend ihre Reisenden auf Befehl der Regierung darauf aufmerksam machen müßten, und so traten denn auch wir näher hinzu. Es bedeckt die zerschmetterten Gebeine eines beklagenswerthen Opfers jugendlicher Unvorsichtigkeit, des armen jungen

Escher, den ich mit einem sehr wehmüthigen Gefühl mich erinnerte in Hamburg mehrere Male gesehen zu haben, als er voll froher Erwartung im Begriff stand, die Reise hieher anzutreten. Beim Besteigen des Buet, einem der höchsten Berge im Thale von Chamouny, hatte der Unglückliche sich um wenige Schritte von seinen Begleitern entfernt, auf dem unübersehbaren Schneegefilde war er ihren Augen entschwunden, sie suchten ihn lange vergeblich in immer steigender Todesangst, bis sie seinen auf dem Schnee liegen gebliebenen Hut entdeckten. Er war in eine der fürchterlichen Eisspalten hinabgeglitten, welche die darüber hingebreitete Decke von Schnee, dem Auge des mit diesen Gegenden und ihren Gefahren Unbekannten verborgen hielt. Alexis hatte geholfen, den entseelten Körper wieder an das Licht zu ziehen, es gelang nur mit unsäglicher Mühe, sogar die Uhr, die er in der Tasche trug, war in tausend kleine Stückchen zerdrückt, so schmal war der eisige Kerker, in welchem der Bedauernswerthe, hoffentlich bald, den Geist aushauchte. Nur die Enge der Eisspalte hatte in der Schwebe ihn oben gehalten, sonst wäre er in die bodenlose Tiefe versunken und nie wieder gesehen worden.

Eine Seite des seinem Andenken errichteten Denkmals enthielt eine kurze Lebensgeschichte des allgemein beklagten Jünglings, der in Eutin im Jahre 1777 geboren ward, seine Eltern und Freunde zu den schönsten Hoffnungen berechtigte und hier im Jahre 1800 den entsetzlichsten Tod fand. Die zweite enthält eine recht zweckmäßige Ermahnung an Reisende, die hier an seinem Grabe schaudernd weilen, sich in den wilden Gebirgen nie von ihren Führern zu entfernen, und die Wunder der Natur, die sich ihnen hier offenbaren, mit Ernst und Ehrfurcht zu betrachten. Die Inschriften der andern beiden Seiten sind, mit der der französischen Nation eigenen Großsprecherei, dem Lobe des damaligen Herrn Präfekten geweiht, unter dessen Anleitung dieses Monument errichtet wurde, und der großen Nation, die hier, ohne besondern Anlaß dazu, als Beschützerin aller Künste und Wissenschaften, hoch gepriesen wird.

Servoz liegt in einem sehr freundlichen Thale, von hohen Bergen umgeben, die bis zur schwindelndsten Höhe mit Aeckern und Alpenmatten bedeckt sind. Zwischen diesen schweben, gleich Schwalbennestern am Felsen haftend, kleine Sennenhüt-

ten, in denen die Hirten im Sommer wohnen, während ihre Kühe hier oben weiden. Ein rauschender Bergstrom, den man uns die Tosa oder Diosa nannte, strömt durch das Thal und treibt nahe an dem, für seine Lage recht guten Gasthofe eine Mühle. Dicht an derselben fanden wir ein freundliches schattiges Plätzchen, wo wir uns einstweilen niederließen, und uns dann nach den beiden Savoyarden umsahen, die uns unterwegs so freundliche Hülfe geleistet hatten; doch leider waren sie verschwunden. Sie waren hier irgendwo in der Umgegend zu Hause, der Anblick des väterlichen Hüttendachs hatte sie wahrscheinlich bewogen, uns ohne Abschied zu verlassen, und weder unsern Dank noch den wohlverdienten Lohn für ihre treuen Dienste abzuwarten.

Hier in Servoz fielen uns zuerst die entsetzlichen Kröpfe von ungeheuerer Größe, besonders bei den Frauen auf, die beinah alle, mehr oder minder, von diesem Uebel ergriffen zu seyn schienen. Indem wir diese Bemerkung machten, hörten wir zugleich, daß gerade in Servoz die unglücklichsten aller Wesen, die Cretins, einheimisch sind, die man von hier an, wenn gleich in

geringerer Anzahl, in allen Dörfern des Gebirges von Savoyen antrifft. In Servoz lebt fast keine Familie, die nicht ein solches bedauernswürdiges Geschöpf in ihrer Mitte zählte; doch sind die Leute weit davon entfernt, dieses für ein Unglück zu halten. Ein wohlthätiger Volksglaube lehrt sie, diese Armen als Glück verheißende, geheiligte Wesen zu betrachten, sie nennen sie des Innocents. Niemand wagt, ihnen etwas zu Leide zu thun, oder sie zu verspotten. Der beste Platz am Feuer ist in der Hütte das Eigenthum der Cretins, für seine Bedürfnisse wird zuerst so reichlich als möglich gesorgt, und seinen Launen, seinen Eigenheiten, seinem Müßiggehen wird ohne Widerspruch nachgesehen. Man versicherte uns, mehrere Wochen nach der Geburt lasse sich der Cretin durchaus nicht von andern Kindern unterscheiden. Erst späterhin entwickelt sich der traurigste Verfall der edlern Natur des Menschen, der diese auf unbegreifliche Weise verwahrloseten Wesen tief unter die Thierheit herabsinken läßt.

Gleich hinter Servoz wird der Weg furchtbar, und verdient kaum, eine gebahnte Straße noch genannt zu werden. Steil ging es einen hohen

Berg hinan, große Felsblöcke lagen überall zerstreut, zwischen denen wir uns hindurch winden mußten; über uns drohten noch höhere waldige Berge, über welche die Schneegebirge zu uns herüber leuchteten; hart am schmalen Wege gähnte ein furchtbar tiefer Abgrund, aus dessen tiefster Tiefe, dem Auge kaum sichtbar, die reißend wilde Arve zu uns herauf donnerte. Noch höhere, wildere Felsenberge hoben jenseits des Abgrundes das zackige Haupt den Wolken zu. Doch alles, die Tannen auf den Felsen, das harte Gestein, den Abgrund selbst hatte der Hauch des Frühlings neu belebt, jugendlich geschmückt; aus jeder Felsspalte grünte und blühte und duftete der unendliche Reichthum der verschwenderisch gütigen Natur.

Der Weg führte steil hinab, um gleich darauf noch höher zu steigen, ein Waldstrom warf sich abermals über denselben, durch den ich getragen wurde, weil Felsenstücke das Fahren unsicher machten. So ging es fort in immerwährendem Höherklimmen, bis das unaussprechlich liebliche Thal von Chamouny, grünend und blühend wie ein Garten, vor uns lag mit seinen Gletschern, seinen Gärten, seinen Hütten und Dörfern. An

vielen Stellen kaum ein halbe Viertelstunde breit, windet es sich vier französische Lieues lang zwischen den höchsten Bergen von Europa hindurch. Es ist das Land der Wunder; Sommer und Winter gehen hier Hand in Hand, Eisgletscher glänzen mitten in blumenreichen Wiesen, der Montblanc, der Dome du Gouté, der Buet, die in ewigem Eise starrenden Felsenspitzen des Dru du Midi, du Géant und noch Viele mehr stehen ganz nah in furchtbarer Hoheit rings umher; sie senden ihre krystallenen, blitzenden Gletscher tief in das Thal hinab, und die minder hohen Berge an ihrem Fuße schmücken Wälder und Wiesen und Kornfelder im herrlichsten Gedeihen.

Im Gefühl unsrer Freude, endlich am Ziele zu seyn, waren wir vom Wagen gestiegen; ergriffen von Entzücken über den unbeschreiblich erhabenen Anblick, der hier uns sich bot, standen wir da in tiefer Bewunderung der unermeßlichen Größe der Natur, und gerade an dieser Stelle drängte zugleich das Bild des Menschen in seiner tiefsten Erniedrigung sich uns recht schmerzlich entgegen. Wir bemerkten in der Ferne eine sehr kleine wunderliche Gestalt, die in gerader Rich-

tung, mit großen Sprüngen über Gräben und Hecken setzend, pfeilschnell auf uns zueilte; ehe wir uns dessen versahen, stand sie dicht vor uns. Es war ein Cretin, ein Wesen, dessen näheren Anblick unser guter Stern uns bis jetzt erspart hatte. Mit Entsetzen sahen wir das halb kindische, halb wilde Gesicht mit dem Ausdrucke gräßlich überspannter Heiterkeit uns entgegen grinsen, den verzerrten Blick der übermäßig großen, weit aus ihren Höhlen hervorstehenden Augen. Das Athmen der unglücklichen Kreatur war ein erschreckliches Schnaufen, viele Schritte weit hörbar; schwer und tief, in mehreren Abtheilungen hing der gräuliche Kropf weit über die verschobene Brust hinab. Reden konnte das arme stumme Wesen nicht, es lag etwas Gebietendes in der wilden, durchaus nicht bittenden Geberde, mit der es ein Almosen von uns forderte. Als es erhalten hatte, was es verlangte, machte es einige wilde Freudensprünge, zeigte mit der Hand nach den Bergen, und verschwand eben so schnell, als es gekommen war.

Von nie gefühltem Grauen durchschauert, sahen wir wehmüthig ihm nach, und schritten dann über

große Felsblöcke langsam vorwärts, abermals durch einen Waldstrom hindurch, der, vom Schneewasser angeschwollen, die Brücke fortgerissen hatte. Es war als müßten gerade hier alle einander entgegengesetzten Gegenstände nachbarlich neben einander wohnen, denn wenige Schritte von dem Platze, wo jenes unglückliche Wesen uns verlassen hatte, trat eines der lieblichsten Geschöpfe auf uns zu, um uns einen Strauß duftender Alpenblumen zu überreichen; eine kaum sechzehnjährige Savoyardin, mit einem Gesichtchen weiß und roth, blühend wie die Blumen, die sie uns brachte. Die Landestracht von grobem braunem Wollenzeuge bezeichnete die anmuthigsten Formen, die schwarze Haube, die alle Savoyardinnen tragen, stand ihr allerliebst, die großen schwarzen Augen, mit den feingezogenen Augenbraunen darüber, lachten freundlich unter dem runden, etwas schief gesetzten kleinen Strohhut hervor.

Das ganze schlanke Figürchen war ein Inbegriff von Grazie und Lieblichkeit, wie nur die Natur sie verleihen kann. Für die Blumen wollte das hübsche Kind die kleine Gabe nicht nehmen, die wir ihm boten, es war ihm einzig darum zu

thun gewesen, uns fremde Leute in der Nähe zu sehen und als die ersten diesjährigen Reisenden in diesem Thale zu begrüßen.

Vollkommen durch diese anmuthige Erscheinung erheitert, bestiegen wir jetzt wieder unsern Char-à-bancs und fuhren nun erst eigentlich in das Thal von Chamouny hinein, dem kleinen Gletscher von Taronay vorüber.

Es war der erste, den wir je erblickten. Mit Bewunderung betrachteten wir diese Eismassen mitten in dem blühenden Thale, und hatten große Lust sie näher zu sehen. Doch unser Führer vertröstete uns auf den zweiten weit beträchtlichern Gletscher des Bossons, der uns auch bald darauf entgegen schimmerte. An einem aus dessen Mitte entspringendem Bache machten wir Halt, der Gletscher schien uns seitwärts vom Wege ab, auf einer sanft sich erhebenden Wiese nahe an einem kleinen Tannenhügel und am Fuße eines unabsehbar hohen Berges in geringer Entfernung zu liegen. Wir wunderten uns daher nicht wenig, als Alexis von wenigstens zwei Stunden sprach, die wir zu diesem, uns so nahe und bequem scheinenden Spaziergange brauchen würden, und noch

obendrein einen zweiten Führer mitnahm, der, bewaffnet mit seinem langen Alpenstocke, sich uns darbot. Ein paar jüngere Brüder dieses zweiten Führers, ebenfalls mit Alpenstöcken versehen, liefen mit; sie meinten, wir würden auf dem Wege ihre Hülfe wohl brauchen können. Auch uns wurden solche, mit eisernen Piken beschlagene Stöcke in die Hände gegeben. Alle diese Anstalten kamen uns sehr überflüssig vor; wir machten uns allerlei lustige Bemerkungen über dieselben, aber wir ließen sie uns ganz gelassen gefallen, und die kleine Karavane setzte sich endlich in Bewegung.

Zuerst ging es mit raschen Schritten vorwärts, auf bequemem viel betretenem Pfade, über die Wiese hin, der aber dennoch weit höher hinaufführte, als wir es uns gedacht hatten. Jetzt erst wurden wir gewahr, wie im Gebirge dem Bewohner der Ebene alles Augenmaß für Höhe und Entfernung verloren geht; der Weg wurde sehr steil, wir stiegen höher und höher, aber dem Gletscher schienen wir noch immer nicht näher zu kommen.

Mit großen Schritten stieg ich eilends voran;

Alexis unterstützte mich, und ermahnte mich dabei immerwährend, langsamer zu gehen; doch ich, im Vertrauen auf meine Kraft, achtete nicht darauf, bis diese mich plötzlich verließ. Mit einem Male fühlte ich mich gelähmt, so daß es mir unmöglich schien, nur noch einen Schritt zu thun, und mit einer höchst unangenehmen Empfindung sank ich athemlos, einer Ohnmacht nahe, zu Boden. Die beiden jungen Savoyarden hatten mit unsern Mänteln und Shawls sich beladen; alles, was von diesen bei der Hand war, ward über mich hingedeckt, denn ich war sehr erhitzt, und obgleich es im Thale sehr warm war, so wehte hier doch von den Bergen eine schneidende Eisluft, kalt wie bei uns im Januar. Nach einigen Minuten, während denen man mich ruhig liegen ließ, bewährte sich an mir die wohlthätige, stärkende Kraft der hohen Gebirgsluft; ich stand auf, so wenig ermüdet, als wäre ich eben erst vom Wagen gestiegen. Unsere Führer versicherten, daß alle Reisende, besonders Frauen, die nämliche Erfahrung machten wie ich, wenn sie zum ersten Male diese Berge bestiegen, und sich nicht entschließen könnten, bergauf sehr langsam zu ge-

hen und zuweilen einige Sekunden stille zu stehen. Ich befolgte von nun an diesen Rath und befand mich wohl dabei; der Weg wurde sehr steil und beschwerlich; in dem Tannenwäldchen, das oben die Wiese begrenzte, hatten die abgefallenen Nadeln der Bäume ihn so glatt gemacht, daß unsere Savoyarden mit ihren Piken uns kleine Stufen graben mußten, auf denen wir einigermaßen fußen konnten; doch Alexis, der mich führte, stand mit Hülfe seines Alpenstocks und der Eissporen an seinen Schuhen fest wie ein Fels, und ich erreichte ohne weitere Beschwerde die Höhe.

Nie werde ich des zauberhaften Anblicks vergessen, als wir nun aus den Tannen hervortraten. Unzählige größere und kleinere Pyramiden vom reinsten Eis, am Fuße eines Schneegebirges, mit dessen wundersam geformten Spitzen und Zacken sie sich vermischten, thürmten sich vor uns auf, bis zu einer unglaublichen Höhe. Die Höhlen und Spalten des klaren Eises schimmerten im reinen Sapphirblau. Was wir je von crystallenen Feenschlössern gehört und geträumt hatten, schien sich hier zur Wirklichkeit gestalten zu wollen; denn große Tafeln vom reinsten, durchsichtigsten Eise

lagen zwischen den Pyramiden aufgeschichtet über und neben einander, als erwarteten sie nur das Zauberwort des Magiers, um zu Hallen und Säulen eines strahlenden Palastes sich zu ordnen. Nur ein breiter Gürtel von Steinen, wie man um alle Gletscher ihn findet, trennte diese blendende Pracht von dem grünen Teppich der Wiese. Der Gletscher des Bossons ist ein Abfluß des ewigen Eises, das den Montblanc bekleidet; die Steine, die ihn umgeben, spült alljährlich der verrinnende Schnee aus Regionen herab, die selten oder nie der Fuß eines Menschen betrat; und der Geolog findet daher in ihnen oft seltne Beiträge für seine Wissenschaft, zu denen er sonst nie gelangen könnte.

Die Pracht und Schönheit der Aussicht hier oben machte jede Beschreibung unmöglich. Ueber uns der Montblanc, unter uns das blühende, bewohnte Thal, von der reißenden Arve durchströmt; rings umher die hohen Berge und Felsenspitzen, umhüllt in ewiges Eis. Wir stiegen zwischen den crystallenen Pyramiden hinauf, bis eine weite Eisfläche sich vor uns ausbreitete, über welche man gewöhnlich geht, um von der andern Seite des

Berges wieder hinab in das Thal zu gelangen. Dichter Schnee verdeckte aber noch die vielfachen Höhlungen und Spalten des Eises, in die hinabzusinken unausbleiblicher Tod gewesen wäre; unsere Führer mochten es daher nicht wagen, uns hinüber gehen zu lassen. So wanderten wir wieder auf demselben Wege hinab, den wir gekommen waren, und langten drittehalb Stunden, nachdem wir ihn verlassen hatten, bei unserem uns erwartenden Wagen wieder an.

Beleuchtet von den letzten Strahlen der sinkenden Sonne, rollten wir auf ganz ebenem Wege durch das reich angebaute wundervolle Thal, in welchem sechs Gletscher sich tief zu den blühenden Matten herabsenken.

Das Thal von Chamouny umschließt eine Menge einzelner zerstreut liegender Hütten nebst drei oder vier Dörfer, die aber alle sehr klein sind. Wir stiegen in le Prieuré, dem größten dieser Dörfer, bei Pierre Tairaz ab. Das patriarchalische Ansehen unsers Hauswirths, die gemüthliche Treuherzigkeit, mit der er uns willkommen hieß, nahmen uns gleich für ihn ein; seine Kinder und Enkel besorgten allein die Bedienung des

netten reinlichen Hauses, und beeiferten sich um die Wette, alles herbeizuschaffen, was zu unserer Erholung und Bequemlichkeit dienen konnte.

Ueberhaupt wurden die guten armen Savoyarden hier in dem Gebirge uns immer lieber, je mehr wir sie kennen lernten. Treue, Gutmüthigkeit, strenge Sittlichkeit sprachen in ihrem Betragen wie in ihren Zügen uns auf das erfreulichste an, besonders im Thale von Chamouny. Sowohl das anständige Benehmen, als die verständigen Bemerkungen der drei jungen Savoyarden, die uns am Eingange in dasselbe zu dem Gletscher des Bossons geleitet hatten, bildete mit ihrer armseligen Kleidung von brauner Wolle einen fast eben so auffallenden Abstand, als der Gletscher selbst mit den grünen Tannen, die er berührt; und auch in Hinsicht der edleren, höheren Gestalt unterscheiden die Einwohner von Chamouny sich auffallend von denen der übrigen Thäler in diesem Gebirge. Der Cretins gibt es nur wenige hier; auch die Kröpfe sind seltner; was um so mehr uns wunderte, da auch hier alle Quellen Schneewasser mit sich führen, und das Thal weit höher liegt als alle andre.

Wir begegneten nur wenigen und meistens nur alten Frauen, die durch Kröpfe entstellt waren, aber vielen Mädchen von auffallender Schönheit. Die Männer sind meistens groß und rüstig; die Gemsenjagd, der sie eifrig nachgehen, lehrt sie körperliche Gewandheit mit großer Geistesgegenwart verbinden, die sie nicht leicht in Gefahren untergehen läßt. Vor allem aber erfreute uns ihre unverstellte herzliche Zufriedenheit bei wirklich großer Armuth und ihre neidlose Gutmüthigkeit. Mehrere Einwohner des Orts kamen bald nach unsrer Ankunft zu uns, um Alpenpflanzen, Gemsenhörner, Crystallstufen und seltne Steine uns zum Verkauf anzubieten; doch keiner schien unzufrieden, wenn wir seinem Nachbar mehr abkauften als ihm; alle bestrebten sich im Gegentheil, unsre Aufmerksamkeit mehr auf das zu richten, was Andre uns boten, als auf das, was sie selbst uns gebracht hatten. Am rührendsten aber war mir die Antwort eines jungen Mädchens auf meine Frage: ob in ihrem Dorfe viele ganz arme Leute lebten, die von Almosen sich nähren müßten? Sie sah mich eine Weile groß an, als könne sie nicht begreifen, was ich wohl meinen möge. „Arm sind

wir alle," sprach sie endlich mit freundlichem Lächeln, „aber Unglückliche gibt es nicht unter uns."

Wirklich haben wir in Chamouny keinem Bettler begegnet; ein Hirtenknabe, der einen unzugänglich scheinenden Felsen erkletterte, um mir ein paar schöne Blumen zu holen, schämte sich sogar so, daß er über und über roth wurde, als ich für seine Mühe ihm Geld geben wollte, und ließ sich durchaus nicht bewegen es zu nehmen. In der eigentlichen Schweiz fanden wir das späterhin anders.

Ein paar Stunden nach unsrer Ankunft stellten sich bei uns mehrere der erfahrensten Führer aus dieser Gegend ein, die von unsrem Vorsatze gehört hatten, am folgenden Morgen den Montanvert zu besteigen; sie hielten einen großen Rath unter sich, zu dem auch Alexis gezogen wurde; und entschieden endlich, daß wir der frühen Jahreszeit wegen, diesen Gedanken aufgeben müßten. Der Gipfel des Berges, sagten sie uns, sey noch mit tiefem Schnee bedeckt, und noch immer sänken Lawinen auf ihm nieder, denen ein erfahrner Führer zwar ausweichen könne, aber doch ohne Noth es nicht wagen dürfe, seine Reisenden der

Gefahr auszusetzen, unter ihnen lebendig begraben zu werden. Alle riethen uns einstimmig, einen niedrigern Berg, den Chapeau anstatt des Montanvert zu wählen, von welchem wir ebenfalls, wie auf letzterem, einen großen Theil des, zwischen beiden sich hinziehenden Eismeers übersehen könnten, so wie auch die Kette der höchsten Schneegebirge. Auch rieth man uns, bei der Rückkehr von jenem Berge noch die Quelle des Arveiron zu besuchen. Wir nahmen diesen Rath an, und ergaben uns um so getrösteter den anständigen Gründen dieser erfahrnen Männer, da sie uns obendrein die Versicherung gaben, daß wir bei dem Tausche an Genuß weniger verlören, als wir wohl denken mochten; und dennoch vielleicht bedeutenden Gefahren, gewiß aber großer Mühseligkeit aus dem Wege gingen.

Das Rauschen der nahe am Hause vorüberströmenden Arve wiegte uns in tiefen erquickenden Schlaf, nachdem wir von unserm Fenster aus bis spät in die Nacht hinein uns am hell leuchtenden Montblanc und der unbeschreiblichen, vom Mondschein verklärten Aussicht erfreut hatten. Früh Morgens stand unser Char-à-bancs wieder bereit,

neben ihm ein Sohn unsres Hauswirthes, Victor Tairaz, der unser Führer seyn sollte, ein junger rüstiger Gemsenjäger von riesenhaftem Ansehen, dessen Anblick allein schon Muth machen mußte, die gefährlichsten Abentheuer unter seinem Schutze zu wagen. Alexis schritt dem Zuge voran. Mit dem langen Alpenstocke und einem ledernen Knappsacke auf dem Rücken, in welchem Wein und Lebensmittel waren, sah die etwas ältliche, ein wenig gedrückte Figur einem Berggeiste nicht unähnlich. So ging es fort das liebliche Thal hinauf, das jetzt im Morgenlichte uns noch schöner erschien als am vergangenen Abende.

Nach einer kleinen Stunde mußten wir absteigen und der Char-à-bancs blieb zurück. Unsere beiden Thiere wurden nun gesattelt, für mich hatte Victor einen recht guten Damensattel mitgebracht, der auf das Maulthier gelegt wurde. Da saß ich denn, zum ersten Mal in meinem Leben, hoch oben auf dem großen Thiere; es mochte wohl seine eigenen Gedanken von seiner Reiterin hegen, wenigstens bewegte es in einem fort die langen Ohren recht bedenklich. Doch die Reiterei ging besser von statten als ich es erwartet hatte; ich sah

von aufmerksamen, rüstigen Männern mich umgeben und wurde im Vertrauen auf sie, selbst dann nicht muthlos, als der Weg immer höher, zuletzt fast senkrecht bergauf führte, und mein Thier immerfort darauf bestand, hart am Rande der Abgründe zu gehen, die schwarz und fürchterlich zur Seite des Weges uns drohten.

Victor ging neben mir her, und sein treuherziges Gespräch, seine Erzählungen von der Gemsenjagd unterhielten mich sehr. Endlich fragte er mich recht ernstlich: ob es denn wirklich ein Land gäbe, das Holland hieße, wo weit und breit kein Wald, kein Gletscher, nicht einmal ein Berg zu sehen wäre; nur lauter grüne Matten, in denen die Kühe bis an den Hals in hohem Grase weideten, und ganz stille stehende Gewässer, glatt wie ein Spiegel? Diese lebhafte Erinnerung an jenes flache Land, mitten in diesem Gebirge, ergriff mich selbst auf eine ganz seltsame Weise; indessen ich beantwortete Victors Fragen, und suchte dabei, so gut es anging, seine Begriffe von jenem Lande zu vervollständigen. Mein Gemsenjäger hörte mir zu, wie wir einem Weltgereis'ten zuhören würden, der vom Chimborasso oder vom

Falle des Niagara, den er gesehen, uns erzählte; seine Verwunderung steigerte sich immer höher, seine Phantasie arbeitete sichtbar, die Bilder, die ich ihr vorlegte, aufzufassen; endlich meinte er: Holland müsse doch das herrlichste und wunderbarste Land seyn, und sein sehnlichster Wunsch wäre, nur einmal es zu sehen. Vergebens suchte ich ihn eines andern zu überzeugen, er blieb dabei und meinte nur, es wäre traurig, daß es dort nicht auch Gemsen geben könne. So verändert der Standpunkt, auf dem wir stehen, unsere Ansichten wie unsere Wünsche.

Wir waren etwa eine Stunde lang immer bergauf geritten, als der Weg so steil wurde, daß wir uns genöthigt sahen, abzusteigen, unsre Thiere zurückzulassen und den Berg vollends zu Fuße zu erklimmen. Bis wir dem höchsten Gipfel desselben uns nahten, war er mit einzelnen Tannen bedeckt, zwischen denen ein grüner Teppich mit den schönsten Alpenblumen prangend sich ausbreitete. Schon im Thale hatten wir die reiche Vegetation in einer Höhe von dreitausend ein hundert und acht und sechzig Fuß über dem Meere bewundert, die überschwenglich große Menge und Schönheit

der wilden Blumen, die vielen uns zum Theil bis jetzt unbekannt gebliebenen blühenden Gesträuche, den ganzen Reichthum der Natur, ihre unendliche Pracht in den kleinsten wie in den erhabensten Gegenständen, rings um uns her.

Im Höhersteigen kamen wir an einer vom Felsen herabstürzenden Quelle vorüber, und weiterhin bedeckte eine hier kürzlich gefallene Lawine eine ziemliche Strecke unsers Weges mit tiefem lockern Schnee, durch den wir nicht ohne Beschwerde uns Bahn machen mußten. Die höchsten Gebirge, in ihrem blendend weißen ewigen Wintergewande standen rings umher, uns ganz nahe; Lawinen fielen in den wilden, mit nie zerrinnendem Schnee bedeckten Thälern; mächtige Eisblöcke sanken von den höchsten Gebirgen in nie von einem menschlichen Fuße betretene Klüfte herab; wir sahen sie nicht, aber wir hörten das erschütternde Krachen in verborgenen Thälern von Eis, und der Wiederhall im Gebirge wiederholte den Schall, so daß es lautem Donner gleich von einem Berge zum andern feierlich ertönte.

Von unserm hohen Standpunkte aus erblickten wir unter uns, mitten in dieser starren Pracht

auf dem Gipfel eines steilen, nicht unbeträchtlichen Felsen, eine kleine grüne Alpenwiese, und einen Hirtenknaben mit seinem Hunde, der seine kleine Heerde Schaafe dort grasen ließ. Während wir mit unserm Fernrohre die liebliche Idylle betrachteten, nahete eines der Lämmer dem steilen Rande des tiefen Abgrundes, und stürzte vor unsern Augen zerschmettert in die Tiefe. Wir schauderten; das Bild des Untergangs von so manchem, der in dieser Einöde den Tod fand, stieg in furchtbarer Deutlichkeit vor uns auf; mit Hülfe unsers Glases sahen wir, wie der arme Knabe, fast verzweifelnd, umsonst versuchte in die Tiefe hinab zu klimmen, und sein treuer Hund ängstlich um ihn her sprang. Die weite Entfernung erlaubte uns nicht, ihn durch eine Gabe zu beruhigen, nicht einmal ein tröstender Ruf konnte bis zu ihm dringen, und tief erschüttert wandten wir uns ab.

Im Weitergehen entdeckte unseres Gemsenjägers scharfer Blick eine Crystallstufe, eine sehr seltene Erscheinung auf einem Berge von dieser unbeträchtlichen Höhe. Vermuthlich hatte sie eine Lawine vor langen Jahren vom Gipfel der höch-

ſten Gebirge herunter geſpült. Während die andern ſich geſchäftig abmühten, den glänzenden Fund mit ihren Piken herauszuarbeiten, ruhte ich auf einem, mit weichem Mooſe bedeckten Felſenſtück, und horchte auf das feierliche Donnern der Lawinen, das noch immer das Gebirge durchhallte. Die hohen Berge wurden ſtrahlender, je mehr die Sonne dem Mittage ſich näherte. Hoch aus tiefblauer Luft leuchteten neben dem Montblanc der röthlich ſchimmernde Dru, der hohe ſchlanke Obelisk du Géant, der Joraſſe, der Tacul, der Talèfre, die Aiguille du midi, das ganze Reich dieſer mit unvergänglichem Eiſe umpanzerten Titanenwelt. Alexis nannte mir ihre Namen und zeigte mir die Stelle, wo vor mehreren Jahren der muthige Naturforſcher la Sauſſure ſechzehn Tage am Col du Géant verweilte. Mit Hülfe meines Fernrohrs glaubte ich noch auf dem blendend weißen Schnee einen kleinen dunkeln Punkt zu entdecken, an der Stelle, wo er in einer Höhe von zehntauſend fünfhundert und acht und ſiebenzig Fuß über dem Meere, ſich eine bretterne Hütte erbaut hatte. Sechzehn Führer ſtiegen in der Zeit, zum Theil mit Hülfe von Leitern und Stricken, unter

einander abwechselnd zu ihm hinauf; doch keiner vermochte wie er, alle die langen Tage und Nächte in dieser entsetzlichen Einöde auszudauern, der schneidenden Kälte zu trotzen, und den erhabensten aber auch furchtbarsten Erscheinungen der Natur, sich muthig gegenüber zu stellen.

Während ich mit diesen Betrachtungen mich beschäftigte, hatten meine Begleiter die Crystallstufe glücklich zu Tage gefördert, und wir erstiegen nun vollends den Gipfel des Berges. Die Aussicht auf das in ewigem Eise erstarrte Gebirge, gewann hier oben bedeutend an Umfang; das eben so ewige Eismeer, von dem wir hier eine große Strecke übersahen, wand zwischen ihnen sich hin, und der ferne Donner der Lawinen unterbrach von Zeit zu Zeit das lautlose Schweigen dieses weiten starren Grabes, dieses Tempels des ewigen Schweigens, wo nie ein warmer Hauch des Lebens wohnen kann. Der Anblick dieses größten aller bekannten Gletscher, seiner ungeheuern Eisblöcke, seiner gewaltigen Pyramiden ist über alle Beschreibung erhaben und prachtvoll; Höhlen und Spalten in dem reinen blitzenden Eise prangen auch hier mit dem herrlichsten Blau; der

Form nach gleicht er wirklich dem aufgeregten Meere, wie man im wilden Kampfe durch ein Zauberwort plötzlich erstarrt und gefesselt, es sich denken könnte. Drei französische Lieues weit zieht das Eismeer zwischen den höchsten Gebirgen sich hin, bis es in zwei Arme sich theilt, was man vom Montanvert aus deutlich soll sehen können. Beide ziehen noch mehrere Stunden weit sich zwischen dem Gebirge hin.

Wir weilten lange dort oben, gefesselt von dem erhabenen, fast überwältigenden Anblicke; die Luft war mild, unerachtet der gewaltigen Eismassen rings um uns her. Immer noch donnerten die Lawinen im fernen weiten Gebirge, eine derselben stürzte gerade vor uns von einem der höchsten Gipfel herab; der Schnee fiel nicht in großen Massen, wie wir es uns gedacht hatten, er glich mehr einem dichten Schneegestöber, einer Cascade von Eis, die in Flocken zerstäubt. Der Fall der Lawine war groß und mächtig genug, ein Haus wegzureißen, oder auch uns alle zu begraben, wenn wir in ihrem Wege gestanden hätten, obgleich sie, zufolge der Versicherungen unserer Führer, zu den kleinsten gehörte.

Endlich stiegen wir den Chapeau wieder hinab. Wir fanden unsere Thiere noch an der Stelle, wo wir sie gelassen hatten und ritten nun auf einer andern Seite des Berges hinunter, der Quelle des Aveiron zu. Auf diesem Wege ward das schmale, tief verborgene kleine Thal von Argentière uns sichtbar. Es grenzt an das von Chamouny, und liegt mit seinen Hütten, seinen Feldern und Matten, seinen blühenden Hecken, eingeklemmt zwischen hohen Bergen, gleich einem Nothhafen da, in welchem ein auf den unruhigen Wogen des Lebens Müdegetriebner das Einzige finden könnte, was er noch bedarf; Ruhe und einsame stille Abgeschiedenheit von der Welt.

Unser Pfad wurde allmählich sehr schmal; überall lagen große Steine, standen einzelne Tannenbäume, denen wir auf unsern Thieren nicht auszuweichen vermochten; wir stiegen also wieder ab und gingen zu Fuße. Ueber große Felsenblöcke weg mußten wir klettern, durch wilde Bäche mußten wir, die von den Bergen strömten; endlich langten wir, nach mancher überstandenen Mühseligkeit, am Fuße des mächtigen Gletschers des Bois an, der eigentlich einen Theil des Eismeeres aus-

macht, das hier in ihm sich dem Thale von Chamouny zusenkt.

Fast überwältigte uns die schauerliche Pracht der wilden romantischen Einöde, in der wir jetzt uns befanden. Wir standen vor einem hohen Berge von reinem Eise, wunderbare Zackengebilde ragten aus ihm hervor, weite Spalten und Höhlen, alle im reinsten Blau prangend, schienen in das Innere desselben zu führen, und aus seiner Mitte quoll mit lautem donnernden Brausen der Arveiron hervor, mit schäumender rasender Wuth über große Felsblöcke hin der Arve zutobend, in die er unten im Thale nach kurzem Laufe sich hinabstürzt. Die große Eismasse vor uns bildete einen Halbkreis, über welchem die höchsten Gebirge himmelan starrten. Fast jede Spur des Lebens war verschwunden, wir sahen nichts um uns als Schnee, Eis, und öde unfruchtbare Felsen, die zum Theil in große Massen zerstreut umherlagen; wir hörten nichts als den donnernden Arveiron.

Wenn die Sonne am heißesten glüht, bildet sich in diesem Eisberge alljährlich eine Höhle, die wir jetzt im Beginnen sahen, die aber im hohen Sommer zu einer weiten, hohen, prachtvollen Eis-

grotte sich ausdehnt. Im Spätherbste sinkt immer ein gewaltiger Eisblock von der Höhe, der mit eintretendem Frost sich so vergrößert, daß er ihren Eingang auf ewig verschließt; denn diese Höhle erscheint alle Jahre an einer andern Stelle des Eisberges, so erzählte mir unser Führer. Diese Höhle ist der Eingang zum Eispalaste des Winters; sobald es ihm gelungen ist, den schönen Sommer zu besiegen, hält er seinen Feind hier gefangen, und verschließt sorgfältig den Eingang zu seiner schaurigen Wohnung; doch der junge Frühling vermag es dennoch, die starren Crystallwände zu zertrümmern, sein stärkerer Bruder hilft ihm von innen, er tritt hervor, und beide gehen dann in diesem lieblichen Thale immer ungetrennt Hand in Hand, so lange die kurze Zeit währet, in der es ihnen erlaubt bleibt, hier zu weilen.

Auch hier mußten wir die Erzählung eines schaurigen Ereignisses hören, das zwei Jahre früher auf dieser nämlichen Stelle sich begab; und abermals beweist, wie gefährlich es sey, ohne sachkundige Führer dieses Gebirge zu betreten. Ein junger Mann, aus Genf gebürtig, in Holland etablirt, war während eines Besuchs bei seinem

Vater mit diesem, seinem Oheim und einem Freunde nach Chamouny gekommen. Letzterer war schon früher in diesem Thale gewesen; er führte die andern auf dem nächsten ziemlich bequemen Wege von le Prieuré hieher, um ihnen die Quelle des Arveiron zu zeigen. Sie kamen auf den Einfall, hier Pistolen abzufeuern, um an dem Wiederhalle sich zu erfreuen; kein mit der dabei obwaltenden Gefahr Bekannter war in der Nähe, um sie davon abzuhalten. Ein ungeheurer Eisblock löste, von dem Knalle erschüttert, sich los, fiel in den Arveiron und hemmte dessen tobende Fluthen, so daß diese plötzlich stille standen. Die Fremden traten dicht an das Ufer, um dieses Schauspiel näher zu betrachten, in diesem Moment stürzte ein zweiter Eisblock dem ersten nach und riß den Jüngling hinab, in die jetzt gewaltsamer als je wieder aufbrausende Fluth. Vater und Oheim, die ihn halten wollten, blieben mit zerschmetterten Beinen am Ufer liegen; und die furchtbar entstellte Leiche des Unglücklichen ward erst tief unten im Thal, in den Wellen der Arve gefunden.

Auf ziemlich ebenem Wege kehrten wir nach le Prieuré zurück. Wir wanderten in einiger Ent-

fernung an dem Dörfchen des Bois vorüber, von welchem der Gletscher den Namen führt, und die Einwohner desselben kamen zum Theil heraus, um uns mit der, den Bewohnern des Thals von Chamouny eigenen Treuherzigkeit zu begrüßen.

Unter ihnen fielen zwei Gestalten mit großen, tief ins Gesicht gedrückten Strohhüten uns auf, die weit kleiner und schmächtiger aussahen als die übrigen. Es waren zwei vollkommen farblose Albinos, weiß wie der Schnee auf den Bergen, mit starken, von Natur weißen, nicht vom Alter gebleichten Haaren, Augenbraunen und Augenwimpern, und Augen rubinroth-glänzend, denen des Kaninchen gleich, mit welchen sie am Tage wenig sehen, aber Abends, wenn die Dämmerung eintritt, auch die kleinsten Gegenstände zu unterscheiden vermochten. Ihre Erscheinung hatte durchaus nichts Widerwärtiges, wohl aber etwas sonderbar Geisterartiges. Sie begrüßten mich zu meinem Erstaunen in recht gutem Englisch, als ich mich ihnen näherte, weil sie für eine Engländerin mich halten mochten, und ich ließ mich gern in ein Gespräch mit ihnen ein. Beide hier geboren und Zwillingsbrüder, waren die Armen vom

frühen Knabenalter an, zuerst dreizehn Jahre lang gezwungen, späterhin freiwillig um für sich etwas zu erwerben, durch halb Europa gezogen, um sich für Geld sehen zu lassen. In England hatten sie am längsten sich aufgehalten; und ich erinnerte mich deutlich, vor mehrern Jahren, auf einer früheren Reise nach jener Insel, auf Astley's Theater sie gesehen zu haben, wo sie mein Mitleid erregten, weil die helle Erleuchtung der Bühne ihnen sichtlich wehe that.

Bei der Schwäche ihres Gesichts am Tage war ihnen ihr erspartes Geld mehrere Male entwendet worden, und als sie wieder eine kleine Summe zusammengebracht hatten, mit der sie in ihr Vaterland zurück zu kehren gedachten, zwang sie die in Frankreich ausgebrochene Revolution in England zu bleiben. Sie mußten ihren armen kleinen mit unsäglicher Aufopferung gesammelten Schatz dort verzehren, denn zuletzt verlangte Niemand mehr sie zu sehen. Endlich aber hatten sie doch den Heimweg gefunden. Unzertrennlich, bei gleich großer Armuth und Zufriedenheit, lebten sie jetzt in ihrer vom Vater ererbten Hütte, arbeiteten bei Nacht auf ihrem kleinen Felde, schliefen

meistens am Tage, hatten ihr ehemaliges Elend verschmerzt und die weite Welt sammt den lampenhellen Theaterbretern fast vergessen. Alles was sie sprachen war verständig und bescheiden; nur ihr Aeußeres unterschied sie von den übrigen Bewohnern dieses Thales, denen ihr Vater und ihre Mutter ebenfalls vollkommen ähnlich gewesen waren, wie man uns versicherte.

Nach einer Abwesenheit von beinahe zehn Stunden langten wir wieder im Hause des alten braven Pierre Tairaz an, weniger ermüdet, als sonst nach einem kurzen Spaziergange von zwei Stunden in der Ebene. Wir glaubten dieses nicht nur der stärkenden Gebirgsluft verdanken zu müssen und der immer wechselnden Bewegung des Auf- und Absteigens, des Reitens und Fahrens, sondern auch der erhebenden, erfreuenden Aufregung unsers Gemüths, das in wohlthätiger Wechselwirkung auch den Körper aufrecht hielt.

Später gegen Abend ließen wir uns noch in Victors Begleitung durch das freundliche Dörfchen führen, vorüber der hübschen kleinen Kirche, neben welcher der Geistliche wohnt, der ehemals die Reisenden in seiner Hütte gastlich empfing,

ehe ihre zu große Anzahl die Errichtung von drei Gasthöfen im Dorfe nöthig machte, dessen bedeutendster noch immer der ist, in welchem wir unsere Wohnung aufgeschlagen hatten. Wie auf einem mit Blumen reichgestickten Teppiche, stiegen wir dann noch den Abhang eines Berges hinauf, über welchem Tannenwälder und hohe Felsen sich erhoben. Hier konnten wir die ganze undenkbare Höhe und Größe des Montblanc bis zum höchsten Gipfel desselben überblicken, der sonst durch eine Täuschung des Auges sich hinter dem Dôme du gouter verbirgt, und diesen für jenen ansehen läßt. Schon ging der Vollmond auf, als wir wieder hinab in das Thal stiegen. Im Vorübergehen besuchten wir noch den alten Führer Jakob Balma in seiner Hütte, der in Chamouny hoch geehrt wird, weil er der erste ist, dem es nach vielen vergeblichen Versuchen gelang, im Jahre 1786 den Gipfel des Montblanc zu erreichen. Sein Begleiter war damals der Apotheker des Orts gewesen, und der unermüdliche la Saussure folgte ihnen im nächsten Jahre zuerst, auf jene bis dahin unerstiegene Höhe.

Von Balma's Hütte gingen wir zu der des

Michely Poccard. Dieser Savoyarde, wegen seiner Kenntnisse, seiner Erfahrung, und seines vielfach bewiesenen Muthes ebenfalls bekannt und berühmt, zeigte uns seine Sammlung von seltenen Steinarten und Crystallen, die er während seiner vielfachen Wanderungen auf den höchsten Gebirgen mit großer Auswahl, und vieler Sachkenntniß zusammengebracht hatte. Auch sahen wir bei ihm einige ausgestopfte Gemsen und einen Steinbock mit einem gewaltigen Hörnerpaare, den er in seiner Jugend, als rüstiger Gemsenjäger, erlegt hatte. Dieses schöne aber sehr scheue Thier wird in diesen Gebirgen mit jedem Jahre seltener. Nur wenige Menschen können sich rühmen, von ferne eines gesehen zu haben, und bald wird es nur zu den Schöpfungen einer frühern Zeit gezählt werden, und blos in der Mährchenwelt noch leben.

Der Mond schien hell; der Montblanc leuchtete erst rosenroth, dann in Purpur gekleidet, dann silbern glänzend, wie am vorigen Abend; doch als wir am Morgen, gestärkt vom ruhigsten Schlummer erwachten, hingen schwere Wolken tief in das Thal herab, und dichte Nebel lagen, sie ver-

schleiernd, auf allen Bergen. Dennoch mußten wir die Rückreise nach Genf antreten, wenn wir nicht unsere zurückgebliebenen Freunde in die peinigendste Sorge um uns versetzen wollten. Kaum waren wir eine Stunde weit von Chamouny entfernt, als ein dichter feiner Regen fiel, der ohne große Unterbrechung den ganzen Tag über anhielt. Alle die gefährlichen, jetzt obendrein schlüpfrig gewordenen Wege, alle die tobenden Waldströme, mußten wir jetzt bald zu Fuß, bald zu Pferde, bald von dem unermüdlichen Alexis getragen, zurücklegen, und, wenn es vortrefflich ging, auf dem Char-à-banc, dessen niedrige Räder uns reichlich besprützten. In sehr trauriger Gestalt, durchnäßt bis auf die Knochen, aber doch übrigens wohlbehalten und gutes Muthes, langten wir spät Abends in Sallenches wieder an, wo unser aus Genf zurückgekehrter Wagen uns schon erwartete. Unsere auf dem Char-à-banc mitgenommene Garderobe war leider nicht trockner als wir selbst; doch ein gutes Kaminfeuer, und die Pflege und Sorgfalt unserer verständigen Wirthin in Sallenches, halfen über diese Unbequemlichkeit uns leicht hinweg. Ohne die mindesten schädlichen Folgen

derselben zu empfinden, kehrten wir, vom schönsten Wetter begünstigt, am nächsten Tage wieder nach Genf zurück, und setzten wenige Tage später von dort aus unsere Reise durch die Schweiz weiter fort.

Hier in Genf sey der Punkt, wo ich von dem Leser scheide, der mich freundlich bis dahin begleitete. Was von jenem wundervollen Lande der Schweiz geschrieben und gesagt werden kann, ist schon zu oft und zum Theil meisterhaft gesagt und geschrieben. Alles, was ich noch hinzufügen könnte, läßt in die wenigen Worte sich fassen: Komm und siehe das Unbeschreibbare.

Erholungsstunden. Jahrgang 1829. 30 und 31. Herausgegeben von G. Döring. Mit Musik- und Kupferbeilagen. 12. Jeder Jahrgang in 12 Heften. Rthlr. 5. oder fl. 8.

Diese Zeitschrift, welche seit einer Reihe von Jahren sich des Beifalls der gebildeten Lesewelt erfreut, wird wie bisher in monatlichen Heften erscheinen. Die Redaktion derselben hat Herr Georg Döring übernommen. — Durch die sorgfältige Auswahl, Prüfung und Anordnung dieses ausgezeichneten und beliebten Schriftstellers wird dem Publikum eine Zusammenstellung des Gediegensten geboten werden, wie es sich nicht leicht in einer andern Zeitschrift finden dürfte. Zugleich bürgen auch die Namen der bisherigen Mitarbeiter: Adrian, Kruse, Friederike Lohmann, H. Mosengeil, Nänny, Rückert, Schacht, Johanna Schopenhauer, Starkloff, Zschokke u. a. m. für die Tüchtigkeit eines Unternehmens, dem Redaktion und Verlagshandlung ihre besten Kräfte widmen werden.

Evelina und Johanna, die Heldinnen des fünfzehnten Jahrhunderts. Ein historischer Roman in zwölf Büchern. 3 Thle. 8. 1825. Rthlr. 2. $7\frac{1}{2}$ Sgr. oder fl. 3. 48 kr.

Dieser geschichtliche Roman, welchen auch die Britten einer Uebertragung in ihre Sprache werth hielten, umfaßt eine der denkwürdigsten Begebenheiten, die beinahe seit vierhundert Jahren allgemeines Interesse erregten.

Fischer, C. A., Hyacinthen in meinem Kerker gezogen. 8. 1825. Rthlr. 1. od. fl. 1. 45 kr.

Diese Hyacinthen sind die erste literarische Production, welche der geistreiche Verfasser, seit 25 Jahren ein Liebling der gebildeten Lesewelt, nach seiner Befreiung aus der Feste Marienburg in die Hände des Publikums gibt.

Adrian, Prof., Neuestes Gemälde von London und seinen Umgebungen. Handbuch für Reisende nach London. Mit einem Wegweiser von Frankfurt am Main über Mainz, Coblenz, Köln, Nymwegen und Rotterdam nach London, sodann von London über Harwich nach Hamburg, über Ostende nach Brüssel und über Dover und Calais, Brighton und Dieppe nach Paris. — Beigegeben ist: Eine Reisekarte, der Plan und das Panorama von London, so wie eine Karte der Umgebungen von London. In Etui gebunden Rthlr. 3. 5 Sgr. oder fl. 5. 30 kr.

Kein Land in Europa bietet auf einem verhältnißmäßig so kleinen Flächenraume so viel Herrliches, Interessantes, Merkwürdiges und Großes, wie England, und keine Stadt der Welt kann sich auch nur entfernt London gleichstellen. Eine Reise nach England, und namentlich nach London, ist nun durch die Dampfschifffahrt, welche uns England näher gerückt hat und den Verkehr zwischen Deutschen und Engländern täglich mehr belebt, sowohl kürzer und bequemer, als auch genußreicher und belehrender als irgend eine andere. Damit nun der Reiselustige in den Stand gesetzt werde, sich zu einem solchen Ausfluge vorzubereiten, und in London und dessen Umgebungen einen zuverlässigen Führer habe, ist das obengenannte Werk verfaßt worden. Wir können verbürgen, daß es sich ähnlichen englischen und französischen Werken nicht nur gleichstellen darf, sondern sie in Hinsicht einer zweckmäßigen Anordnung des Materials, Gedrängtheit der Darstellung, Genauigkeit und Vollständigkeit des Details u. s. f. weit übertrifft.

Furchau, Friedrich, Hans Sachs. 2 Abtheilungen. Erste Abtheilung: die Wanderschaft. Zweite Abtheilung: der Ehestand. 1820. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Gellert, Christian Fürchtegott, Briefwechsel mit Demoiselle Lucius. Nebst einem Anhange. Sämmtlich aus den bisher meist noch ungedruckten Originalen herausgegeben von Friedrich Adolf Ebert. 1822. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. (Von Karl Wilhelm Ferdinand von Funck). 4 Theile. Gr. 8. 9 Thlr. 12 Gr.

I. Tankred; Balduin III. 1821. 3 Thlr.
II. Die letzten Könige von Jerusalem und Saladin. 1822. 2 Thlr.
III. Die Kreuzfahrer und Saladin nach dem Falle des Königreichs Jerusalem; Konrad von Montferrat; Kaiser Friedrich I. und Richard der Löwenherzige. 1823. 2 Thlr. 6 Gr.
IV. Kaiser Friedrich II. und der heilige Ludwig. 1824. 2 Thlr. 6 Gr.

Geschichte des Theaters in Leipzig, von dessen ersten Spuren bis auf die neueste Zeit. (Von Heinrich Blümner.) 1818. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Göthe, Johann Wolfgang von, Neue Schriften. 7 Theile. Mit Kupfern und Musikbeilagen. 1822. 8. Druckpapier 5 Thlr.
Schreibpapier 7 Thlr.

Daraus sind einzeln abgedruckt zu erhalten:
— — Reinecke Fuchs. In zwölf Gesängen. 8.
Druckpapier 16 Gr.
Schreibpapier 1 Thlr.
— — Wilhelm Meister's Lehrjahre. 4 Theile. Mit Musikbeilagen. 8. Druckpapier 2 Thlr. 16 Gr.
Schreibpapier 4 Thlr.

Göthe, Johann Wolfgang von, Lieder. Mit 2 Kupfern. 8. Druckpapier 1 Thlr.
Schreibpapier 1 Thlr. 8 Gr.

Grävell, Maximilian Karl Friedrich Wilhelm, Das Wiedersehen nach dem Tode. Daß es sein müsse und wie es nur sein könne. In Beziehung auf das Werk: «Der Mensch» näher entwickelt. 1820. Gr. 8. 10 Gr.

— — Briefe an Emilien über die Fortdauer unserer Gefühle nach dem Tode. Weitere Ausführung der frühern Schrift des Verfassers: «Der Mensch;» und auf Veranlassung der Wiser'schen Schrift: «Der Mensch in der Ewigkeit.» 1821. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Grötsch, Johann Georg, Der Zug der Normannen nach Jerusalem. Ein romantisches Heldengedicht in zwölf Gesängen. 1819. 8. 2 Thlr.

Gruber, Johann Gottfried, Christoph Martin Wieland. 2 Bände. Mit gest. Titelblättern, 2 Kupfern und 1 Facsimile. 1815—16. 8. 4 Thlr.

Haken, Johann Christian Ludwig, Ferdinand von Schill. Eine Lebensbeschreibung nach Originalpapieren. 2 Theile. Mit Schill's Bildniß und einem Plane der Gegend um Kolberg. 1824. 8. 2 Thlr. 18 Gr.
(Schill's Bildniß in 8. kostet 6 Gr.)

Handzeichnungen. 1815. 8. 1 Thlr.

Hasse, Friedrich Christian August, Das Leben Gerhards von Kügelgen. Nebst einigen Nachrichten aus dem Leben des k. russ. Cabinetsmalers Karl von Kügelgen. Mit dem Bildnisse des Künstlers und 8 Umrissen von seinen Gemälden. 1824. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.
(Kügelgen's Bildniß in gr. 4. kostet 8 Gr.)

